



Menschen im Hochgebirge

Menschen im Hochgebirge

MENSCHEN IM HOCHGEBIRGE

FESTGABE FÜR HANS PFANN

BEARBEITET VON

HANS BAUMEISTER

IM EIGENVERLAG

HERAUSGEGEBEN VON DER SEKTION BAYERLAND DES
DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS



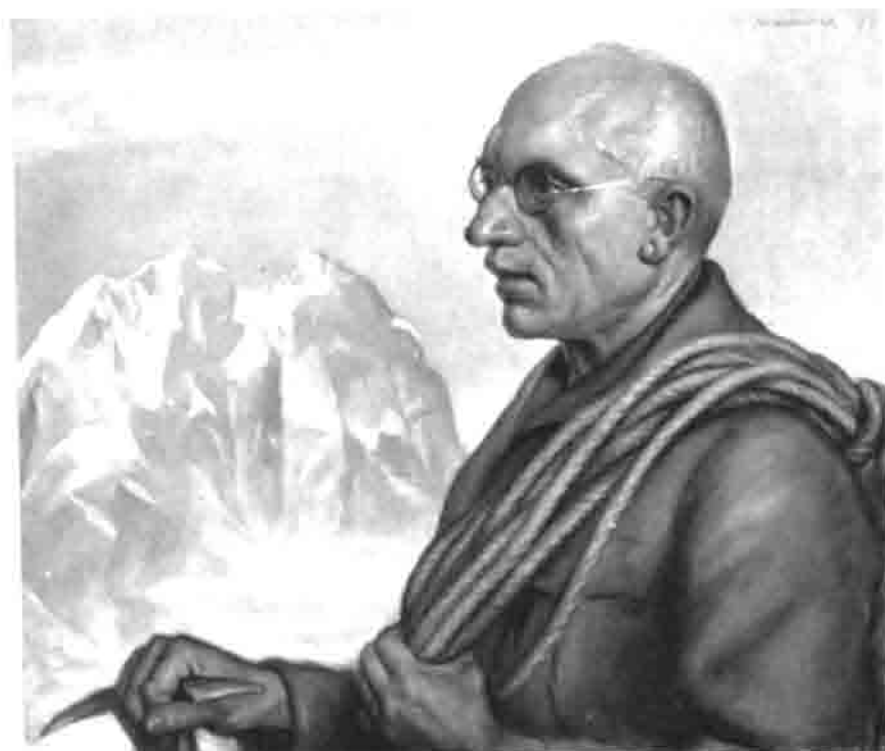
1933



MIT 28 TAFELN

FÜR DEN BUCHHANDEL BEI DER J. LINDAUERSCHEN
UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG (SCHÖPPING) MÜNCHEN

Nachdruck verboten
Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright by Alpenvereinssektion Bayerland E. V.
München, Bayerstr. 63 0



1933

GELEITWORT

Von Hans Baumeister, Darmstadt

Um Geburtstagsgaben ist es eine eigene Sache. Das kostbarste Geschenk kann enttäuschen und andererseits der ideelle Wert einer unscheinbaren Gabe Empfänger und Geber zugleich mehr erfreuen als der tote Zierrat lieblos gereicher Dinge. Ein buntemaltes Holzwürfel entzückt das spielende Kind, ein schlichtes Buch den erwachsenen Menschen, wenn es sinnvoll gewählt ist. Es kann unter Umständen eine stattliche Bibliothek in den Schatten stellen, sofern ihm innere Beziehungen zwischen Spender und Beschenktem Wert und Gehalt verleihen. Wie hätte deshalb die Sektion Bayerland des Deutschen und Österreichischen Alpen-Vereins ihrem allverehrten Jubilar Hans Pfann eine schönere Gabe reichen können als die Fahrten Erinnerungen seiner Berggenossen — Erinnerungen, deren Blätter wie ein Zauberspiegel das ganze reiche alpine Erleben dieses außerordentlichen Mannes aufzeigen?

Es gibt unzählige Bücher, die von den Bergen und ihren Bezwingern handeln; es gibt so manche unter ihnen, die bedeutungsvoll an Wort und Inhalt, den Leser vielleicht gewaltiger zu erheben und zu erschüttern vermögen. Aber man wird nicht leicht ein Bergbuch finden, das so durchdrungen ist von Mannestreue und verehrungsvoller Freundesliebe; dessen Zeilen vom ersten bis zum letzten Wort verbunden sind durch das unzerreißbare Band echter Bergkameradschaft, das vor vielen Jahren geknüpft, seine Festigkeit bewähren wird über das Grab hinaus, wie es eben dem Wollen und Fühlen einer wackeren Seilschaft geziemt.

Aus Worten schlichter und dankbarer Freundschaft setzt sich auch dem außerhalb des Kreises dieser 22 Verehrer und Gefährten Pfanns stehenden Leser das Lebensbild eines Mannes zusammen, der sein ganzes Dasein einem großen Ziel, dem Alpinismus, geweiht hat. Nicht aus rein sportlichem Ehrgeiz, nicht um eitlen Ruhmes willen ging Hans Pfann Jahr für Jahr in die Berge. Solche Motive hätten ihn längst ermatten lassen in seinem Tun! Nur von solchen Gründen bewogen hätte er nicht so oft denselben Berg als Ziel gewählt; hätte er nicht zwischen allerschwersten Turen so manchen „Genußbummel“ eingeschaltet. Er ging in die Berge, weil er sie liebte; weil ihn, den Naturmenschen, Drang und Sehnsucht nach der Freiheit der Höhen trieb; weil ihn, den Tatmenschen, der Kampf mit den Elementen reizte; weil ihm, dem Stillen, Wortkargen, in sich Gekehrten

die großen Einsamkeiten zwischen Fels und Eis mehr sagten als alles Menschengeschwätz.

Gleichwohl hat Meister Pfann auf Bergeshöhen nicht viel für sentimentale Naturphilosophie übrig gehabt: „Tiefsinnige Gedanken waren mir immer fremd“ — schreibt er — „auch in den schlimmsten Lagen. Ich freute mich am Gelingen der alpinen Tat und an der Erhabenheit der Hochgebirgsnatur!“ — Kann wohl ein schlichteres Wort die Quintessenz seines Höhenstrebens ausdrücken als dieses: „Ich ging, weil's mich freute!“

Von seinem Vater, der selbst ein begeisterter und verwagener Turner war — er wurde z. B. von einem befreundeten Dachdeckermeister bei Ausbesserungsarbeiten am Turmdach der Lorenzkerkirche in Nürnberg als freiwilliger Gehilfe verwendet — hat Pfann wohl die Freude an der Natur und an kühnem Wagen geerbt. Aber darüber hinaus vergaß er nicht die Liebe zu den Eltern: „Sie hatten große Angst um ihren einzigen Sohn; deshalb bestieg ich mit meinem Vater, der bis dahin die Berge nie gesehen hatte und dessen erste Klettertur es war, das Totenkirchl, um ihn zu überzeugen, daß ich mit Vorsicht und größter Sicherheit meine Turen durchführte.“

Über seinen eigenen alpinen Werdegang schreibt Pfann weiter: „Die Kaiserturen mit dem damals besten Münchener Bergsteiger Joseph Enzensperger waren ausschlaggebend dafür, daß ich meine Leistungsfähigkeit und Eignung erkannte; ich machte damals unter anderem am Seile Enzenspergers den Zottkamin in Nagelschuhen! Ich war dann niemals in Begleitung eines Besseren, Erfahreneren und hatte auch erst in späterer Zeit Gelegenheit mit erstklassigen Führern zu gehen, so daß ich mich wohl als „selfmade man“ betrachten darf. Ich hatte bald die Überzeugung gewonnen, daß ich meine Fahrten mit jedem schwindelfreien, ausdauernden Menschen, der sich an schwierigen Stellen willig meiner Führung unterordnete, mit Sicherheit durchführen konnte. Mit Vorliebe führte ich später Jüngere in die Westalpen ein; viele erwiesen sich als „nicht hart genug“ und kamen nicht wieder oder sie gingen das nächstmal als Führende mit schwächeren Begleitern.“

Daß ein so naturerfüllter, ganz dem eigenen Können und der eigenen Erfahrung vertrauender Mann nicht für die theoretischen Genüsse alpiner Vereinstätigkeit und geselligen Meinungsaustausches schwärmt und sich auch wenig mit dem Studium einschlägiger Literatur befaßt, leuchtet ohne weiteres ein. Gleichwohl liebt er den Besuch alpiner Filme, „nicht wegen der Handlung, sondern wegen der herrlichen bewegten Landschaftsbilder,

wegen des Wogens der Föhnmauern und Sturmwolken und der Schönheiten des Schneelaufes!“

Bei aller Wortkargheit und Insichgekehrtheit besitzt Pfann doch einen wachen Blick für die Beziehungen der Jungmannen zu den Bergen: „Ich glaube nicht, daß die Berge an Anziehungskraft auf junge, arbeitsfreudige und naturbegeisterte Menschen verlieren werden, trotz Alpenflug- und Motorsportentwicklung. Unser Nachwuchs (Kantsch!) leistet das Beste, scheut keine Anstrengung und Gefahr, um das hohe Ziel zu erkämpfen. Mir als „Altem“ scheint es, als ob jetzt viel mehr gewagt würde, wie vor dem Kriege. Die Mauerhakentechnik verringert wohl die Gefahr für den Ersten ganz bedeutend und ist deshalb als Hilfsmittel besonders für Un- erfahrene von großem Wert. Der vollwertige Alpinist muß jedoch darüber hinauswachsen und sein Können an den großen Bergen der Westalpen oder noch höheren Gebirgen erproben!“

Von den bergsteigerischen Fähigkeiten der Frauen ist Pfann dagegen nicht sonderlich überzeugt: „Frauen werden sehr selten den großen Berg- fahrten voll gewachsen sein. Meine Begleiterin, Frau Noll-Hasenclever wird eine Ausnahme bleiben inbezug auf Ausdauer und Sicherheit in Fels und Eis. Aber auch sie ordnete sich an schwierigen Stellen willig und gern unter männliche Führung.“

Man sah Pfann nur selten am Vortragspult und auch seine literarischen Veröffentlichungen beschränken sich, trotzdem es ihm bei der Auserlesen- heit und Mannigfaltigkeit seiner Turen gewiß nicht an interessantem Stoff gefehlt hätte, in vierzig Bergsteigerjahren auf ein rundes Dutzend:

Deutsche Alpenzeitung 04/05: Erste Überschreitung des Ushba.

„ „ 09: Eine Hochtur im Alexandregebirge.

„ „ 10: Ein neuer Weg auf die Grandes Jorasses.

Bull. d. Cl. Alp. d. Crimée 04: Ushba.

Zeitschrift 06: Zwei führerlose Fahrten in der Montblancgruppe.

„ 07: Einsame Fahrten im Wallis.

„ 09: Eine Ersteigung des Täschhorns über den Teufelsgrat.

„ 12: Der Montblanc.

„ 27: Gratwanderungen im Wallis.

„ 29: Bericht über die Andenexpedition des D. u. Ö. A.-V.

Bergsteiger 31: Dolomitenerinnerungen.

Mitteilungen 28: Vorbericht über die Andenexpedition.

Sieht man von den außereuropäischen Expeditionen ab, so kann man Pfann doch nicht unter die eigentlichen Erschließer unserer Alpengebiete

rechnen, wie es z. B. Zsigmondy oder Purtscheller waren. Wohl suchte auch er neue Wege, wo sie sich ihm boten und interessant genug erschienen. Seine neue steinschlag- und lawinensichere Route auf die Bosses du Dromadaire und sein Kamin am Totenkirchl haben ihm bestimmt große Freude bereitet. Aber er war von der Schönheit und Erhabenheit seiner Berge doch zu sehr im eigenen Ich erfüllt, als daß er im Sinne der Allgemeinheit irgendwelche Gebiete systematisch erforscht hätte. War doch auch auf der Höhe seiner alpinen Laufbahn die europäische Alpenwelt soweit zugänglich gemacht, daß nur einzelne großzügige Probleme übrig blieben. Auch liebte es Pfann, Begehungen zu wiederholen, um das Gesicht des Berges unter wechselnden Verhältnissen immer aufs neue und gründlicher kennen zu lernen. Hierbei war wohl die Freude, auch anderen den Genuß einer ihm bereits bekannten, besonders reizvollen Besteigung zu schenken, Mitveranlassung.

Pfanns Größe und Bedeutung wurzelt in anderen inneren Motiven. Beispielloos und mustergültig ist die Art, wie er methodisch und zielsicher vorgehend, Körper und Sinnesfunktionen seinem alpinen Lebenszweck anpaßte und sich so zu einem der größten führerlosen Geher heranausbildete, der durch turnerische Gewandtheit, untrüglichen Berginstinkt und umsichtiges Erfassen jeder Lage, gepaart mit größter Vorsicht auch den schwierigsten Verhältnissen spielend gewachsen war. Daß auch er dem Bergschicksal ohne eigenes Verschulden bitteres Lehrgeld zu zahlen hatte, läßt ihn großen Vorgängern wie Mummery, Whymper, Purtscheller oder Emil Zsigmondy, um nur einige zu nennen, ähnlich werden.

Galt diesen aber außer dem reinen Naturgenuß, der ja Voraussetzung bei jedem echten Alpengänger ist, die Freude am Entdecken neuer und unerschlossener Gebiete als Hauptbewegungsgrund ihrer bergsteigerischen Tätigkeit, so tritt bei Pfann das rein Sportliche, also die Freude an der Entwicklung eigenen Könnens mehr in den Vordergrund. Er stellt so das Vorbild zur Schulung des modernen führerlosen Steigers dar und ist dadurch eng mit dem heutigen Nachwuchs verbunden. War bis zu Beginn seiner Laufbahn, also etwa bis zur Gründung der Sektion Bayerland, die als erste den führerlosen Hochalpinismus auf ihr Panier geschrieben hatte, die Ausübung des Bergsportes ohne Führer nahezu verpönt und nur von ganz wenigen Auserlesenen betrieben worden, — galt ja das Beispiel der führergewohnten englischen Bergsteiger als tonangebend, — so schufen die Erfolge Pfanns und seiner Freunde bald Nachfolger in großer Zahl. Man verschloß sich nicht mehr der Erkenntnis, wie ungleich größer der Genuß des ungehinderten Umherstreifens ohne Bevormundung durch

einen Führer sein konnte, dessen Denk- und Wesensart dem Wanderer meist fremd war. Man sah, wie jeder Berg frisch entdeckbares Neuland wurde, wie die Lust am Abenteuer, die Freude an hartem Robinsondasein wuchs, wie verborgene Kräfte an die Oberfläche tauchten und aus dem verwöhnten Städter bald ein Naturkind zu schaffen vermochten, das mit geschärften Sinnen alle Fähigkeiten des Geistes und des Körpers den Tücken der Elemente und den lauernden Gefahren der Bergwelt entgegenzusetzen imstande war.

Obwohl Pfann selbst, von den tastenden Versuchen der Frühzeit abgesehen, keines Führers bedurfte, stand er doch dem Führerwesen keineswegs stolz und ablehnend gegenüber. Er erkannte den angeborenen Instinkt des mit seinen Bergen verwachsenen Einheimischen wohl an und achtete erstklassige Führer ebenso, wie er von diesen geschätzt wurde. War er doch dem berühmten Alexander Burgener durch jahrelange Freundschaft verbunden und schreibt über diese Beziehungen sehr unterhaltsam:

„Burgener schätzte mich als Bergsteiger sehr hoch; ich hatte ihn zwar tief gekränkt, als ich bei meinem ersten Besuch Zermatts die Meisterleistung seines Lieblingssohnes Heinrich, den Monte Rosa-Nordgrat, führerlos wiederholte. Als ich jedoch bei meiner späteren Alleintour auf das Matterhorn über den Zmutigrat spät nachmittags um 4 Uhr auf dem Gipfel von Riffelalp aus beobachtet wurde, behauptete er am Fernrohr, er wisse, wer der einsame Bergsteiger wäre und ging sogar im Vollgefühl seiner Überzeugung eine Wette ein. Diese brachte ihm eine Flasche Champagner, deren Gewinn er mir nie vergaß; er war stolz auf meine Freundschaft!“

Ein reiches, erfolgekröntes Leben liegt hinter Pfann. Ihm war vergönnt, die Natur in ihren geheimsten, menschenfernsten Winkeln zu belauschen, hoch über dem profanen Alltag dem Gottesruf der Elemente zu horchen, das ewig neue unermessliche Wunder des werdenden und vergehenden Tages zu bestaunen, in einsamer Biwaknacht die Sterne wandern zu sehen über die stillen Hochaltäre dieser Erde. Nicht leicht und müheelos wurden ihm solche Offenbarungen zuteil. Seinen Weg begleitete schweres Ringen, harte Schulung und Entsagung aller Art. Aber seine gestählte Natur nahm solchen Kampf freudig und willig auf, getreu dem Goethewort: Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß!

Wenn die Sektion Bayerland ihrem Mitglied Hans Pfann zu seinem sechzigsten Geburtstage eine Erinnerungsgabe wie das vorliegende Buch widmet, so geschieht dies nicht allein, um den unbeirraren Verfechter

ihrer Ziele, den treuen Freund, den unvergleichlichen Bergsteiger zu ehren. In solcher Widmung liegt Tieferes, Symbolhaftes! Bedeuten doch die in den folgenden Seiten niedergelegten Taten deutscher Männer eine Verlebendigung des deutschen nationalen Gedankens! Denn es ist, wie der Ehrenvorsitzende, Oberlandesgerichtsrat E. Oertel in der Geschichte der Sektion im Jahre 1920 schrieb, „der Alpinismus ein hervorragendes Erziehungsmittel, eine Schule männlicher Tugenden, so daß sich der Gedanke, ihn zur Hebung des sittlichen Standes unseres Volkes zu benützen, dem Vaterlandsfreunde von selbst aufdrängt. Man darf unter Alpinismus nicht lediglich das Genießen der Schönheiten der Bergnatur verstehen. Denn was uns die Berge schenken, ohne daß wir es uns verdient haben, das ist nicht das Wertvollste: das Wertvollste ist, was wir in den Bergen durch Mühe und Anstrengungen erringen! Vor die Tugend haben die Götter den Schweiß gesetzt. Sie setzten ihn auch vor die männlichen Tugenden, die in den Bergen errungen werden können, vor allem: Entschluß- und Tatkraft, Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung, Pflichttreue und Opferwilligkeit — Tugenden, die unser Volk so nötig hat wie das tägliche Brot. Nur die Überwindung der Schwierigkeiten der Berge, nur die bergsteigerische Arbeit kann uns diesen Gewinn bringen.“

Wohl gibt es manche Wege zur Neuertüchtigung unserer Volksgenossenschaft. Aber auf keinem liegt das Ziel so geschlossen, so alle Wünsche und Bedürfnisse vereinend vor uns, wie auf den Pfaden, die zur Höhe und zum Licht führen.

Daher ist es nur eine Selbstverständlichkeit, daß die alpin vorgebildeten Kräfte im Weltkrieg sich trefflich bewährt haben: „Die Alpinisten zeichneten sich zwar weniger durch blinde Unterordnung, wohl aber durch selbstständiges entschlossenes Handeln, durch Kaltblütigkeit und Ruhe in der Gefahr, durch frohe Zuversicht, durch Ausdauer und Findigkeit aus, so daß sie allgemein als die besten Soldaten anerkannt wurden. Und zwar bewährten sie sich nicht nur im Gebirge, sondern ebenso in den mörderischen Flachlandschlachten.“

An der Jahrhundertwende, weit hineinragend in die neue Zeit, steht Hans Pfann als Wehr- und Wahrzeichen jenes Mannestums, das in sich hervorragende geistige Möglichkeiten mit größter Ausbildung körperlicher Fähigkeiten vereint. Er ist das Verbindungsglied zwischen jener „goldenen“ Epoche des Bergsteigens, als die Alpen noch romantische Gelegenheit zu großzügigen und abenteuerlichen Entdeckungsfahrten boten, und den harten Tagen heutigen Geschehens, in denen unsere deutsche Jugend, und mit ihr Pfann, immer und immer aufs Neue beweist, daß keine seelische

und wirtschaftliche Not den Höhenflug des kommenden Geschlechts zu unterdrücken vermag.

Kein falscher Gedanke schleicht sich in das Tun solcher Männer. Gerade aufwärts geht ihre Bahn, an die keine Beschwerde des Alters reicht. Schlicht, einfach und zielbewußt, ohne von dem Ehrgeiz, als Vorbild gelten zu wollen, angekränkt zu sein, dienen sie gerade dadurch unserer Jugend als Vorbild, ihre geistigen Fähigkeiten zu erwecken, ihre Körper wehrhaft zu machen, Ideale zu bilden, Deutschtum zu bereiten, treu dem Wort:

Deutsch sein heißt: eine Sache um ihrer selbst willen tun!

HANS PFANN, DER MENSCH UND BERGSTEIGER

Von Hermann Uhde-Bernays, Starnberg

HANS PFANN's Namen ist mit der geschichtlichen Entwicklung des Alpinismus nunmehr über die Dauer eines vollen Menschenalters aufs innigste verknüpft in einer so hervorragenden und selbständigen Art der verschiedenen, das innere Wesen alpinen Sehns, Mühens und Siegens ergebenden Eigenschaften, daß seine Persönlichkeit längst in der Mitte einer kleinen Schar von Bergsteigern steht, die vorbildlich selbst den kühnsten Wagnissen heutigen Unternehmungseifers ihre Taten entgegenhält. Schon um die Jahrhundertwende bekannt und berühmt, hat Pfann, immer wieder durch neue und besondere Leistungen sich auszeichnend, diese gebietende Stellung erworben, deren Bedeutung wohl in der allgemeinen Anerkennung der völlig gleichmäßig abgewogenen und verteilten Kräfte zu suchen ist, die Pfann seiner Veranlagung nach zum großen Alpinisten bestimmten. Wer ihn als Führer deutschen Bergsteigertums kennt und ehrt, wird die Einfachheit, Klarheit und Sicherheit seines Entschlusses, die disziplinierte und eben daher kühne Haltung seines Geistes, die ruhige und doch so ungewöhnlich lebendige Deutlichkeit seiner Rede als die notwendigen Auswirkungen dieser Veranlagung betrachten. Seinem strengen, objektiv gebildeten Charakter gibt der Wille letzten und entscheidenden Ausdruck. Indem er zusammenfassend leitet, verbürgt er zugleich den Erfolg.

Ein englischer alpiner Schriftsteller hat einmal für seine Landsleute spitzfindig unterscheiden wollen zwischen zwei Formungen der bergsteigenden Tätigkeit, den ausschließlich ein sportliches Höchstmaß anstrebenden Stürmern und den an sämtlichen Einzelheiten vom Anfang bis zum Ende ihrer Bergfahrt gleichmäßig, theoretisch und praktisch interessierten Steigern. Er stellt demnach Weg und Ziel als getrennte Forderungen alpinen Ehrgeizes hin. Pfann, der Deutsche, vereinigt — diese Feststellung ist notwendig als wichtigster Akzent der Schilderung seiner Person und seiner Wirksamkeit — die beiden Formungen auf das glücklichste, indem er die gebändigte Leidenschaft der äußerlich-sportlich bildenden Werte des bergsteigenden Kampfes dem hohen Sinn der innerlich-methodisch bildenden Werte des bergsteigenden Forschens zugesellt. Und ein Letztes noch zu erwähnen darf nicht verabsäumt werden: Die Durchprüfung der über tausend Gipfel umfassenden Liste des Tourenbuches von Hans Pfann ergibt, daß viele Berge aufgezählt sind, die sich durch Schönheit der Aussicht oder der



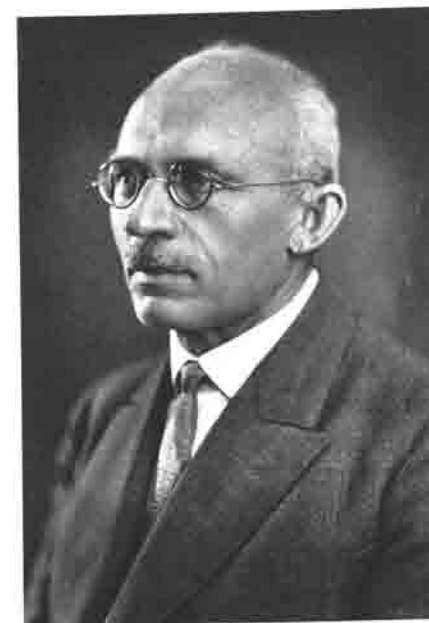
1886



1896



1900



1928



Der Utschba von Nordwesten

Wanderung auszeichnen. So tritt die vornehmste und freundlichste Vorbedingung idealen alpinen Bestrebens als die seelische, als die treibende Kraft seiner Wünsche und Aussprüche vor uns, leise, ohne romantische Absichtlichkeit, die Liebe zu dem ewigen Geheimnis der Natur, das sich in der Bergeswelt aufs mannigfaltigste offenbart und deren schöpferische Gebilde und Gesetze zu erkennen, mit deren Mächten frei sich zu messen den reichen Inhalt des Lebens von Hans Pfann bedeutet.

Das erwähnte Turenbuch gibt aber, wenn wir es zunächst mehr als ein alpinen Tagebuch und nicht als eine systematische Aufzählung auffassen wollen, noch anderen, für Pfanns Entwicklung als Bergsteiger bezeichnenden Aufschluß. Nachdem der in Nürnberg heranwachsende Mittelschüler, dessen Vater ein begeisterter Turner war, schon von seinem 16. Lebensjahre an einer Musterriege des Turnvereins angehört und regelmäßig die Ausflüge in die fränkische Schweiz mitgemacht hatte, begann er als Student an der Technischen Hochschule in München zu Ostern 1892 mit dem Wendelstein, dem eine Besteigung der Zugspitze in Begleitung des Vaters folgte. Im nächsten Jahr, 1893, wurden ebenfalls nur wenige Bergfahrten ausgeführt. Doch zeigte sich gelegentlich eines Abstieges vom Gipfel des Großglockners zur Stüdlhütte, als ein heftiger Schneesturm ausbrach und ein Führer für drei Touristen nicht ausreichte, welche vortreffliche Eignung Pfann dank seiner Trittsicherheit bereits besaß. In Ludwig Distel, mit dem er als Nürnberger bekannt war, gewann er einen ebenbürtigen Gefährten und trat 1894 dem Akademischen Alpenvereine München bei. Er hatte durch diesen Entschluß die richtige Umgebung von Freunden gefunden, die mit treuer Anhänglichkeit fest zusammenhielten und die erzieherischen, Körper und Geist in gleicher Weise bildenden Probleme der Hochtouristik, wie einstens die bezeichnende, nicht durchaus richtige Überschrift lautete, mit einer jugendlichen Begeisterung ergriffen, wie sie nur in Ausnahmefällen mit einer solchen einmütigen Geschlossenheit der Gesinnung und nur unter geborenen Führern auflodert. Der Akademische Alpenverein München, erst seit wenigen Jahren, seit dem Winter 1892/93 bestehend, und dank kluger Vorsicht einem kleinen Kreise von Mitgliedern allein zugänglich, hatte das Glück, anfangs durch Albrecht von Krafft, dann für längere Zeit von Josef Enzensperger geleitet zu werden. Enzensperger vor allem, dessen strahlende Erscheinung jedem, der mit ihm in näheren Verkehr trat, unvergeßlich bleibt, war bei dem lebenswürdigen Frohsinn seiner Jugend und der überquellenden Güte seines Herzens gleichwohl an Einsicht und Erfahrung weit über sein Alter hinaus begnadet und daher ein unvergleichlicher Führer, dessen Energie selbst

vor Strenge und Härte, wenn sie geboten waren, nicht zurückscheute. Enzensperger erzog sich eine Mannschaft, die jubelnd und dankbar seinem Wort folgte, die unter sich eine Kameradschaft begründete, deren Erinnerung das Herz höher schlagen läßt bei Allen, die ihr einstens zugehörten.

Damals war Hinterbärenbad noch eine stille Zufluchtstätte fröhlicher Berggenossen, und die wenig begangenen, zum großen Teil jetzt erst betretenen Wege und Gipfel waren gewiß vielfach in schwerer, sportlich ausgebildeter Klettertechnik errungen, aber niemals der wilden Akrobatik unterlegen, deren verführerische Lockungen mit Enzensperger gerade die besten Erschließer des Wilden Kaisers grundsätzlich ablehnten. Mit der Tat, der ersten Überschreitung des Predigtstuhles und der Erstersteigung der Kleinen Halt vom Totensessel, und dem Wort, seinen Ansprachen und Vorträgen im dämmrigen Nebenzimmer des Bauerngirgl in München trat der erste Vorstand des Akademischen Alpenvereins für seine prinzipielle, auf Vorsicht als die wichtigste Forderung des Bergsteigens gerichtete Überzeugung ein. Es entspricht durchaus der Natur unseres Hans Pfann, daß er sich gleichfalls diese Lehre als höchstes Gebot namentlich der Verpflichtung gegen die Gefährten für immer zu eigen machte. Den leichteren Bergfahrten, mit welchen er begonnen, folgten bald ernstere Leistungen nach und mehrfach ist Pfann mit Enzensperger, dem er sich aufs freundschaftlichste anschloß, in den Kaiser gezogen. Die Steigerung seiner alpinen Schulung erfolgte also in einer regelmäßigen und daher aufs beste gesicherten Weise. Auf diese nachahmenswerte Richtlinie mußte an Hand des Turenbuches gewiesen werden, nicht auf die Einzelheiten hervorragender Bergfahrten, deren Bedeutung an anderer Stelle dieses Erinnerungsbuches von berufener Seite behandelt werden wird.

Wie stark bereits der junge Hans Pfann im edelsten Getriebe des Alpinismus heimisch geworden, mit welcher Entschiedenheit des inneren Entschlusses er gewillt war, seine Befähigung als Bergsteiger zur höchsten Vollkommenheit auszubilden, zeigte sich unmittelbar nach dem Abschluß seines Studiums als Maschinenbauer. Er lehnte ohne Bedenken eine Anstellung an der Weserwerft in Bremen ab und trat im Jahre 1897 in den Dienst der Stadt München, um trotz schwerer Verpflichtung, die sogar die Sonntage einbezog, als Hauptlehrer an verschiedenen Gewerbeschulen immer hier tätig zu bleiben und den geliebten Bergen nahe zu sein, wenn auch nur die Sommerferien gestatteten, zu ihnen zu gelangen. Diese Sommerferien freilich wurden in einer ausgiebigen Weise ausgenutzt. Wiederum staunen wir über die systematische Einteilung auf lange Sicht hinaus, welche den Plänen Pfanns anhaftet und ihn in einer straffen Zucht der Ausbildung

seinen hervorragendsten Hochturen langsam entgegenführte. Erst nachdem er die wichtigsten Gipfel der Ostalpen betreten, namentlich eine lange Reihe von Dolomitenspitzen erstiegen hatte, wandte er sich den Bergen der Westalpen zu. Ihnen hat von nun an, seit dem August 1899, seine eigentliche Liebe gegolten. Hier hat er sich die ersten Trophäen des Ruhmes erworben, der über den kleinen Münchner Verein hinausdrang, um rasch allen ernsthaften Alpinisten und Hochturisten des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines, aber auch des Auslandes den Beweis zu geben, welche außerordentlichen Resultate die Selbsterziehung des führerlosen Gehens zu erreichen imstande ist. Wir sehen deutlich, wie das ethische Motiv und das sportliche Prinzip sich berühren. Pfann ist damals einer der meistgenannten deutschen Vorkämpfer eines sinnvollen, die größten Anforderungen an die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit stellenden Alpinismus geworden. Im Jahre 1899 wurde seine Aufnahme in die hochtouristische Sektion Bayerland des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins vollzogen, die sogleich ausschlaggebend für Pfanns weitere bergsteigerische Entwicklung war. Die historische Bedeutung jenes Zeitpunktes, um 1900, ist von höchster Wichtigkeit. Es waren die Jahre, in welchen in allen Teilen der Alpen bis auf wenige, meist gar nicht in das Bereich des Möglichen gezogene Ergänzungen, die letzten und schönsten alpinen Probleme gelöst werden konnten. Gipfel auf Gipfel, vor deren schreckhafter Zinne noch ein Jahrzehnt früher besorgte Zurückhaltung gebebt, fielen dem heldenhaften Ansturm; neue Wege und abermals neue Wege wurden, oft unter den schwierigsten Verhältnissen und mit Einsatz letzter Aufopferung der Kräfte, begangen und wiederholt. Unsern deutschen Alpinisten war zumeist der Geldbeutel eng geschnürt, und daher ist ihr Verdienst besonders groß. Pfann zog gerne mit gleichgesinnten und gleichbefähigten Genossen aus, zu zweien oder dreien, vor allem mit Georg Leuchs, der mehrfach sein Begleiter bei außerordentlichen Bergfahrten in der Dauphiné und der Montblancgruppe gewesen ist. Beider Namen vereinigt — Pfann-Leuchs — in diesem Zeichen stand für lange Zeit dem bergsteigenden Nachwuchs das unerreichbare alpine Dioskurenpaar vor Augen.

Als im Jahre 1902 Gottfried Merzbacher, der bekannte Münchner Forschungsreisende, eine Expedition nach Zentralasien, in das Gebiet des Tian-Schan ausrüstete, forderte er Pfann zur Beteiligung an dieser Fahrt auf. Leider aber verhinderte die Witterung ein Vordringen bis zu der eigentlichen Haupt-Gruppe, welcher die Unternehmung hatte gelten sollen. Ihre Teilnehmer mußten sich mit Besteigungen meist unbekannter Gipfel im zentralen Tian-Schan begnügen, erreichten jedoch durchschnittlich

Höhen von 4500, mehrfach sogar von 5500 Metern. Dieser ersten Reise in außereuropäische Berge, deren Schilderung in der folgenden Zeit vielfach unter den jüngeren Bergsteigern die Sehnsucht nach fernen Ländern erweckte, schloß sich gleich im nächsten Jahre für Pfann seine Fahrt nach dem Kaukasus an, die nach seinen Besteigungen in der Montblancgruppe durch die unter Benötigung von vier Biwaks gelungene erste Überschreitung des Ushba seinen Namen abermals bis in die weitesten Kreise aller durch alpine und geographische Interessen verbundenen Freunde der Berge hallen ließ. Mit Leuchs war Distel der Begleiter Pfanns bei dieser Kaukasusreise.

Das Jahrzehnt bis zum Weltkriege sah Jahr für Jahr in den Sommerferien Hans Pfann in den Westalpen, in welchen er immer aufs neue Turen von ungewöhnlicher Schwierigkeit durchgeführt hat. Unter den vielen Namen berühmter und verrufener Gipfel, welche das Turenbuch erwähnt, soll allein die bescheidene Notiz hier angeführt werden, welche aussagt: „Matterhorn, Aufstieg Zmuttgrat, erste Alleinersteigung, Biwak vor und nach den Felsen. 1. September 1906.“ Es mag mehr der Phantasie als der Kritik, die zu verstummen hat, gestattet sein, die Schönheit des einsamen Aufstieges Pfanns über den Zmuttgrat nachzuempfinden und ihn zu beneiden um die vielen langen Stunden, da sein Geist die Menschen mied und höchste Lust erfuhr „einzuatmen die schwierige Luft an eisigem Bergeshaupt, wo Vögel nimmer baun und kein Insekt den kahlen Fels umschwirrt“. Wahrlich, nicht der Wagemut des Bergsteigers ist es, der unsere Bewunderung einfordert, sondern die prometheische Freiheit des Menschen, die in einem stolzen Selbstvertrauen einem leidenschaftlichen inneren Drange folgend zur Höhe emporstrebt. Wie tief muß das Erlebnis der beiden Nächte gewesen sein, dem schweigenden Matterhorn-Wallfahrer beschieden, wie unvergeßlich die Beruhigung, wie köstlich das teilnehmende Gefühl im Freilager zwischen den jähren Felsenwänden! Daß Pfann diese Fahrt allein, ohne den Begleiter, der versagt hatte, unternahm, zeugt für die feste innere Verbundenheit, die sein ganzes Bewußtsein, sein ganzes Handeln an die Gottheit, die sich in der Natur der Berge ausspricht, anschließt. Hans Pfann gerade auf diesem Wege folgen heißt nicht nur ihn und sein Wesen ganz verstehen, sondern heißt durch sein Beispiel selbst erhoben werden zur Nichtbeachtung alltäglicher, gleichgültiger Anforderungen des Lebens in der Welt. Wir rühren mit Absicht an die Stelle, wo das Gleichnis der Schönheit der Berge faustisch unsere eigene Seele und unsere eigenen Sinne erfaßt, wo von einer rätselhaften Heilkraft des Bergwanderns gesprochen zu werden pflegt. Pfanns Gesundheit bedurfte keiner Heilung — umso reiner war der Genuß, den er erfuhr.

Als der Weltkrieg im August 1914 begann, meldete sich Hans Pfann als Kriegsfreiwilliger, da er nicht gedient hatte. Indessen wurde er trotz vielfacher angestrebter Bemühung nicht ins Feld gezogen, weil er bei den Münchener Artilleriewerkstätten mit Konstruktionen von Heeresgut für den Gebirgskrieg beschäftigt und an dieser Stelle unentbehrlich war. Die Jahre 1914 bis 1920 verzeichnen nur eine geringere Anzahl von Hochturen, die meist in der Nähe Münchens ausgeführt wurden. Unter ihnen befinden sich mehrere Schifahrten, nachdem Pfann, verhältnismäßig spät, aber mit nicht geringerem Eifer, auch diese wichtige Art alpiner Tätigkeit begonnen, und schon 1912 Gletscherfahrten unternommen hatte. Durch den Krieg aber war ein außerordentlich bedeutungsvoller und aussichtsreicher Plan unausgeführt geblieben. Pfann hatte eine Einladung erhalten, sich im Sommer 1915 einer vom deutschen Generalkonsul für Indien geplanten Expedition in das Gebiet des Himalaya anzuschließen. Daß ihm diese Gelegenheit genommen wurde, durch Besteigungen in dem schönsten und höchsten Teil der Erde, den kennen zu lernen längst sein Wunsch gewesen, seiner alpinen Laufbahn die letzte Weihe zu geben, hat Pfann niemals verschmerzt.

Umso freudiger wandte er sich gleich nach Beendigung des Krieges weiteren Fahrten in den Westalpen zu, und es verging keines der nächstfolgenden Jahre, in dem er nicht nach Chamonix und Zermatt reiste, wo verschiedene hervorragende Bergsteiger aller Länder sich zusammenfanden. Pfann hatte sich im Jahre 1919 verheiratet, und die Verantwortung für seine Familie legte ihm die Pflicht auf, bei seinen Hochturen doppelter Vorsicht zu gehorchen. Umso schmerzlicher traf ihn am 18. August 1925 ein Unglück, als beim Abstieg vom Bieshorn seine Begleiterin, die Bergsteigerin Frau Noll-Hasenclever, von einer Lawine verschüttet wurde und nur mehr tot geborgen werden konnte. In diesem Jahre hat Pfann keine weiteren Besteigungen ausgeführt und auch im Jahre 1926 das Gebiet der Westalpen nicht betreten.

In diese Zeit fallen die Verhandlungen, die vom Deutschen und Österreichischen Alpenverein und von privater Seite zur Ausrüstung von außereuropäischen Expeditionen geführt wurden. Die Bergeswelt Europas, im wesentlichen erforscht, schien den ungestümen jungen Kämpfern der deutschen Bergsteigerschaft plötzlich nicht mehr die Fülle von Anregung und Erregung bieten zu können, welche die vorhergegangene Generation dankbar erfahren hatte. Ein neuer Tag lockte zu neuen Ufern und neuen Gipfeln. Als es sich indessen zeigte, daß die Jugend wohl „zu begleiten, doch zu leiten nicht verstehe“, kamen plötzlich die zu Unrecht zurück-

gesetzten älteren Alpinisten wieder zu Rang und Geltung. Ihre organisatorische Überlegenheit, ihre Erfahrung, durch Jahrzehnte bewährt, wurde rasch wieder anerkannt, und es war für Hans Pfann eine freudige Genugtuung, als ihn der Zentralausschuß des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins zum Führer der im Jahre 1928 ausgeführten Expedition in die Anden von Bolivia berief. Schon hatte Pfann die zweite Hälfte der Fünfziger begonnen. Aber er fühlte sich noch im Vollbesitz der alten Kraft, und diese ließ ihn auch auf der Reise durch Südamerika, wo in zweimonatlichem Feldzuge nicht weniger als drei mächtige über 6000 Meter hohe Gipfel, darunter der Illampu, zum ersten Male erstiegen werden konnten, mit der gleichen sieghaften Zuversicht und der nämlichen körperlichen Ausdauer vorgehen, die er von jeher erprobt hatte.

Den Urlaub zu dieser fast über ein halbes Jahr ausgedehnten Reise nach Südamerika hatte Pfann durch ein besonderes Entgegenkommen der Münchener Stadtverwaltung bewilligt erhalten, in deren Dienst er seit einigen Jahren als Oberstudiendirektor und Leiter der städtischen höheren technischen Lehranstalt für Maschinenbau aufgerückt war. In seiner beruflichen Wirksamkeit kamen ihm die Vorzüge seiner bergsteigerischen Eignung und die gewonnenen Erfahrungen aufs schönste zugute: bei der Ausbildung heranwachsender Techniker ist ihm stets neben der praktischen Schulung die moralische Ertüchtigung seiner Zöglinge wichtig geblieben, die in ihrem verehrten Lehrer den berühmten Alpinisten kannten und schätzten. So verbindet sich für den Erzieher der Jugend, der in Pfann ein lebendiges, ewig frisches Verständnis für ihre Ideale bewahrt hat, die eigentliche Lebensaufgabe unauflöslich mit seiner alpinen Tätigkeit, und dies pädagogische Amt, zu dem er aufgestiegen ist, hält sich stets in fester innerer Beziehung zu den stolzen Aufgaben, deren Lösung auf Fels und Firn ihm beschieden gewesen.

Es ist begreiflich, daß Pfann in den letzten Jahren, wenn er auch noch häufig an Sonntagen mit Frau und Kindern in den Bergen wandert, Hochtouren größerer und gefährlicher Art nicht mehr unternommen hat. Am 4. August 1933 wird er die Schwelle des sechzigsten Lebensjahres überschreiten, und wenn auch kein Zug des energischen Gesichtes, keine Bewegung der gelenkigen und straffen gedrungenen Gestalt anzeigt, daß die Ahnung des Alters ihn ergriffen, so hat er doch zur rechten Zeit die weise Klugheit des Maßes und des Verzichtes walten lassen, abermals, auch bei dem Abschluß seines hochalpinen Meistertumes, vorbildlich wie einstens bei dessen Anfang. Schweigsam und in vornehmer Bescheidenheit fast zu sehr sich zurückhaltend, namentlich nicht von dem Ehrgeiz erfüllt,

in alpinen Vereinen eine Rolle zu spielen, hat Pfann sich nur selten schriftstellerisch geäußert. Aber seine Aufsätze sind ein deutliches Spiegelbild seines Wesens; knapp und klar gefaßt, sachlich und ein wenig herb im kritischen Beigeschmack, enthalten sie zwischen den Zeilen eine verschämt zurückgedrängte Begeisterung, die auf das nahe innere Verhältnis zu der Natur schließen läßt. Die Bahn, die er als ruhmvoll ausgezeichnete Bergsteiger beschritten hat, mag vielleicht manchen Draufgängern der heutigen alpinen Betätigung nicht temperamentvoll und klimmwütig genug erscheinen — sie sollten bedenken, wieviel schwerer es ist, die Disziplin des reifen und ausgebildeten Hochturisten an sich selbst zu bewähren und dabei die gewaltigen Erfolge zu erzielen, die Pfann gewonnen hat, als die Tollkühnheit beweisen zu wollen, die allein an das zu erreichende Ziel und nicht auch an die vielfachen Nebenbedingungen, dasselbe zu erreichen, denkt.

Pfanns Beispiel lehrt die älteren und die jüngeren Bergsteiger, die ihn an seinem 60. Geburtstage mit ihren Glückwünschen jubelnd umdrängen, daß der entscheidende Faktor des Sieges stets die richtige Einschätzung der eigenen Kraft ist und nichts anderes.

VIERZIG JAHRE BERGSTEIGER

Von Otto Steigenberger, Berlin

I. Der Bergsteiger Pfann (1892—1932).

Wenn hier ein Überblick über die bergsteigerischen Leistungen Hans Pfanns gegeben werden soll, so wird mancher vielleicht einwenden, das sei unnötig und verträge sich nicht mit Bergsteigertum.

Die Verbreiterung des Sportes und der Ehrgeiz sich hervorzutun treiben heute mehr wie je zu Rekordleistungen. Eitelkeit und Selbstüberschätzung auf der einen Seite, falsche, oft an Hysterie grenzende „Helden“-Verehrung auf der anderen Seite sind die Folgen. Davon will sich der wirkliche Bergsteiger frei wissen und deshalb ist er vielfach ängstlich bemüht zu beweisen, daß seine Tätigkeit kein Sport sei. Wozu? Das freiwillige Aufsuchen und die Überwindung von Schwierigkeiten und Gefahren, die Freude an der eigenen Leistung gehören auch zum Lebenselement des Bergsteigers, und das ist Sport. Alle andern mühselig herbeigeholten Motive sind nur Verschleierung und Selbsttäuschung. Das, was beim Sport abstoßend erscheint, ist nicht seine Ausübung, sondern die oft wenig schönen Auswirkungen. Man darf also nicht Ursache und Wirkung verwechseln. Daß ein Sport, aus Freude an der Sache betrieben, etwas sehr schätzenswertes sein kann und besonders die vielfach, dank unserer „Zivilisation“, nur mangelhaft gepflegten Mannestugenden entwickelt, das zeigt uns das Bergsteigen im edelsten Sinne. Der Grad der Schärfe der Ausübung kommt erst in zweiter Linie und ist naturgemäß nach Veranlagung und Lebensalter verschieden.

Was ist wertvoller: wenn überschäumende Lebenskraft in kürzester Frist die augenblicklichen Höchstleistungen der Fels- und Eiskletterei zu überbieten versucht, um sich nach kurzer „Glanzzeit“, sofern sie überhaupt erlebt wird, gelangweilt und überdrüssig zurückzuziehen, oder wenn systematische Schulung sich Schritt für Schritt an das Höchste heranwagt und ein ganzes Leben lang den Bergen die Treue hält, sich in ihr Wesen vertieft und ihnen seelisch verbunden bleibt? Das ist der Unterschied zwischen blasiertem Fexentum und wirklichem Bergsteigertum.

Daß sich höchste Leistung und echte Bergsteigerart miteinander sehr wohl vertragen, darüber geben uns die Turenbücher Hans Pfanns, den man kaum am Vortragstische sah und der auch nur sehr wenig veröffentlicht hat, den besten Aufschluß. Captain Finch, der Mount Everestmann, nannte Pfann einmal den besten deutschen „Allroundmountaneer“ und das ist wohl

der schönste Ehrentitel, den ein Bergsteiger führen kann. In diesem Sinne möge auch der Auszug aus seinen Turenbüchern aufgenommen werden.

Zum erstenmal finden wir Ostern 1892 den jungen 19jährigen Studenten auf dem Berg, der wohl am frühesten die Besucher aus der Stadt angezogen hat, auf dem Wendelstein; bereits im Sommer besteigt er in Begleitung seines Vaters die Zugspitze, dann folgen die verschiedenen Berge des bayerischen Oberlandes, zum Teil auch im Winter. 1893 treffen wir ihn zum erstenmal in Begleitung seines Gefährten Distel, des treuen Kameraden auf vielen Fahrten. Eine Sommerreise führt ihn in die Tauern auf den Großglockner und erstmalig in die Dolomiten. 1894 tritt Pfann dem noch jungen Akademischen Alpen-Verein München bei und bereits im Frühjahr besucht er mit seinen Freunden zum erstenmal den Wilden Kaiser. Auf der Elmauerhalt, am Sonneck und am Totenkirchl versucht sich der ausgezeichnete Turner zum erstenmal im Klettern, weitere Turen im Wetterstein und Karwendel folgen. 1895 ist das Jahr, das ausschlaggebend für seine weitere bergsteigerische Entwicklung war. Zusammen mit Enzensperger, der damals in seiner Glanzzeit stand, ersteigt er innerhalb von vier Tagen die Vordere Göttinger Halt, macht die achte Ersteigung des Totensessels und die dreiundvierzigste des Totenkirchls (über den Zottkamin).

Die Freude an schwerer Kletterei ist erwacht. 1896 nimmt er bereits selbst an der Erschließung neuer Wege teil. Am 28. Juni macht er, gelegentlich einer Besteigung der Hinteren Karlspitze den ersten direkten Aufstieg vom Schneeloch zur Winklerscharte. Es folgen Kleine Halt—Elmauerhalt, Predigtstuhl und schließlich am 27. Juli die erste Ersteigung der Eiskarlspitze über die Ostwand, dann am 4. August in den Dolomiten der erste Abstieg vom Gran Saß de Mesdi direkt zur unteren Odlascharte.

Das Jahr 1897 beginnt wieder mit einer Reihe von Winterturen, darunter Treffauer und der erste Gratübergang vom Sonnenkopf zum Nebelhorn am 22. April und die erste Winterersteigung des Schneck am 25. April. Daß der Kaiser nicht vergessen wurde ist selbstverständlich. Am 27. Juni führt er die achte Überkletterung des SO.-Grates des Totenkirchls mit Übergang zur Hinteren Karlspitze durch. Das Jahr 1898 ist dem Kaiser und den Dolomiten gewidmet. Die Ziele werden höher gesteckt. Die erste Ersteigung der Fleischbank über den Nordgrat am 9. Juni verbunden mit der ersten Überschreitung zum Schneeloch, bildet die Einleitung. Der 17. Juli bringt die zehnte Überschreitung des Toten-

kirchls zur Fleischbank und den ersten Abstieg über deren Nordgrat. Bald darauf folgt die zweite vollständige Durchkletterung des Botzongkamins auf den Predigtstuhl mit neuem Ausstieg zum Hauptgipfel. Dann geht es in die Dolomiten.

Die Gerechtigkeit gebietet vor allem den Hinweis, daß der später als „Fistillweg“ bekanntgewordene Anstieg von NO. auf die Grohmannspitze zum erstenmal von Pfann am 1. August begangen wurde, ebenso gelegentlich der ersten Überschreitung des Grasleitenturmes, der „Masonerkamin“ am 5. August und zwar im Abstieg. E. Christa war sein Begleiter. In diesem Sommer durchkletterte er auch den Schmittkamin auf die Fünffingerspitze zum erstenmal vollständig ohne Ausweichen; auch der Zahnkofel mußte sich am 4. August einen neuen Anstieg von Süden abtrotzen lassen. Dann ging es an die Vajolettürme; Winkler, Stabeler- und Delagoturm wurden, letzterer zum dreizehntenmal, erstiegen.

1899. Waren es bis dahin fast ausschließlich die damals modernsten Felsklettereien, so treibt es den begeisterten Bergsteiger, nachdem er die erste Überschreitung der Schönfeldscharte ins Wimbachtal, und die erste Ersteigung des Treffauers über die Ostwand durchgeführt hatte, in die Eiswelt der Westalpen.

Naturgemäß sucht er zuerst die schweren Klettereien der Montblancgruppe auf. Mit Fenêtre du Tour-Aiguille du Chardonnet, Petit Clocher de Planereuse beginnt die Reihe. Letzteren besteigt er zum zweitenmal und als erster Führloser am 9. August. Nach dem Col du Chardonnet bewältigt er als ersten Viertausender den Riesenzahn der Dent du Géant und zwar allein!, weiter folgen Aiguilles Marbrées, Petit Flambeau, Aiguille du Midi. Am 20. August führt er die zweite führerlose Ersteigung des Dent du Réquin durch und unmittelbar darauf die erste führerlose Ersteigung und Überschreitung der Grand und Petit Dru mit teilweise neuem Abstieg, eine Leistung, die allgemeines Aufsehen erregt und Pfann wie seinen Begleiter Georg Leuchs in die erste Reihe der großen Bergsteiger bringt.

Doch darüber vergißt er die Berge der Heimat nicht. Im Herbst sucht er bei 1,20 m Neuschnee mit seinem Vater die Zugspitze über das Höllental auf. Der Winter 1900 bringt die erste Winterersteigung der Marmolata, der Sommer findet ihn erst in der Brentagruppe; ihr kühnster Gipfel, die schwerste Kletterei auf Jahre hinaus hat es ihm angetan und am 21. Juli steht er zusammen mit Leberle als zweiter Ersteiger auf der Guglia di Brenta. Voll Tatendrang gehen sie gleich an die Vajolettürme und machen die erste Doppelüberschreitung Wink-

ler—Stabeler—Delagoturm, wobei letzterer vom Stabelerturm her zum erstenmal auf dem Südweg erstiegen, der Pichlriß zum erstenmal im Abstieg durchklettert wird.

Dann geht es, Zsigmondys Spuren folgend, in die Dauphiné. Barre des Ecrins Südwand, Pic Lory, Grand Pic de la Meije und Tête de la Meije werden bezwungen. Zum Schluß dieses einzigartigen Sommers geht es wieder in die Montblancgruppe, wo die Aiguille des Grandes Charmoz und die Grépon, die Meisterleistung Mummerys überschritten werden. Am 19. August betritt Pfann über Montblanc du Tacul—Mont Maudit das Haupt des Patriarchen Montblanc selbst. Der Herbst gehört wieder dem Wilden Kaiser, am 10. Oktober wird das Lärcheck zum erstenmal über den Nordgrat erstiegen und überschritten.

Der Frühsommer 1901 beginnt mit der zweiten Ersteigung der Törlwand am 7. Juni und auf der Suche nach dem Weg Herolds kommt am 11. Juli die erste Begehung des Fünferwegs auf das Totenkirchl, verbunden mit der Doppelüberschreitung des Südostgrates zur Winklerscharte, dabei zweiter Aufstieg über den Südostgrat zustande. Am nächsten Tage wird zusammen mit A. Schulze die vollständige Nordwestwand der Kleinen Halt durchstiegen (12. Juli). Es folgt am 14. Juli die erste Ersteigung des Bauernpredigtstuhls durch die Südwestschlucht und Nordwestwand des Gipfels, zugleich die erste Überschreitung.

Der August führt in die Schweiz. Nach der Ersteigung des Balnhorns und der Gemmi geht es ins Wallis. Dent Blanche, die Gipfel des Monte Rosa-Kammes, Signalkuppe, Zumsteinspitze—Grenzgipfel—Dufourspitze werden überschritten, daran schließt sich der zweite, zugleich erste führerlose Abstieg über den Nordgrat des Nordends. Am 21. und 22. August wird eine der gewaltigsten Turen, der erste Gratübergang vom Zinalrothorn über Mominghorn—Moming Spitze—Schallhorn (erster Abstieg zum Schallijoch)—zum Weißhorn über den Schalligrat durchgeführt. Den Abschluß bildet eine Überschreitung des Matterhorns nach Breuil. Ganz spät im Herbst am 1. November setzt sich Pfann mit der Durchkletterung des Riesenkamins am Totenkirchl, der seinen Namen trägt, ein bleibendes Denkmal.

Pfann war durch seine großen Turen bekannt geworden, so daß es nicht verwunderlich ist, wenn ihn Professor Merzbacher einlud an seiner zentralasiatischen Reise teilzunehmen. Zwölf Gipfel, meist Vier- und Fünftausender waren die Ausbeute im Alexandergebirge und im zentralen Tian-Schan. Auf der Heimreise konnte man natürlich nicht am Vesuv vorübergehen.

Die zentralasiatische Reise hatte Pfann Gelegenheit gegeben, sein Können an den höchsten und wildesten Bergen zu messen; es ist daher begreiflich, daß er nun das Bestreben hat, auf eigene Faust die außer-alpinen Gebirge aufzusuchen. So führt ihn das Jahr 1903 in Begleitung seiner Freunde vom Akademischen Alpenverein München Distel und Georg Leuchs in den Kaukasus. Als erster wird gleich der höchste Berg, der Elbrus, bestiegen, dann die zwei Gipfel des Jusengi-Tau. Der Bscheduch-Tau wird erstmals erstiegen und dann stehen sie am Fuße des kaukasischen Matterhorns, des Uschba. Die auserlesene Gruppe kommt zu spät zur ersten Besteigung des Südgipfels; da wagen sie sich an das gewaltige Problem, die erste Überschreitung der beiden Uschbagipfel, die sie mit vier Biwaks auch glücklich durchführen. Dabei wird der Nordgipfel zum erstenmal über den Nordgrat erstiegen (zweite Besteigung überhaupt), desgleichen auch der Nordgrat des Südgipfels und der Südgipfel selber. Nach der zweiten Besteigung des Schcheldü-Tau geht es über den Kuischpaß wieder in die Heimat.

Das Jahr 1904 bringt die zweite Besteigung der Eiskarlspitze über die Ostwand und dann geht es wieder in die Montblancgruppe. Les Droites Westgipfel und die erste Begehung des Verbindungsgrates zum Hauptgipfel, sowie die Pointe Whymper der Grandes Jorasses sind das Ergebnis des schlechten Sommers.

Nach einigen Turen im Wetterstein und Karwendel, wobei es Pfann vor allem auf große zusammenhängende Gratüberkletterungen wie Waxensteinkamm und Karumrahmungen ankam, besucht er 1905 wieder die Montblancgruppe. Zur Einleitung wird die Aiguille Verte bestiegen, dann folgt die zweite führerlose Besteigung des Montblanc über den Pétéretgrat mit Aiguille Blanche de Pétéret und Montblanc de Courmayeur (vierte Besteigung überhaupt). Im Abstieg wird der Dôme de Gouter mitgenommen. Nachdem zum wiederholtenmal die Grépon überschritten wurde, bricht sich Pfann auf dem bequemen Weg unterhalb Montanvert den Knöchel. Künstlerpech!

Doch im Frühjahr 1906 ist er schon wieder im Kaiser zu finden und auch im Wetterstein, wo er am 24. Juli mit Frhr. v. Hertling den schwierigsten Weg auf die Zugspitze über den Nordgrat eröffnet. Danach geht es ins Berner Oberland zum Großen Schreckhorn; Großes Fiescherhorn, Mönch und Jungfrau (Abstieg ins Rottal) werden allein erstiegen und dann ins Wallis hinübergewechselt. Pfann ersteigt dort allein das Strahlhorn, Rimpfischhorn und Obergabelhorn und macht schließlich am 1. September die erste

Aufsehen erregende Alleinersteigung des Matterhorns über den Zmuttgrat. Wieder allein geht es auf die Südlenspitze und das Nadelhorn und in der Bernina auf den Piz Roseg Nord- und Hauptgipfel.

Der Sommer 1907 gehört der Berninagruppe. Am 24. Juli wird der Piz Humor auf einem neuen Weg von Norden erstiegen und ein Versuch auf den Monte di Scercen von Norden unternommen, nachdem der Pizzo Bianco und Piz Bernina gefallen waren. Nach der Besteigung des Piz Casnile geht es nach Zermatt auf das Breithorn und die Gipfel des Monte Rosa-Kammes, Ludwigshöhe—Schwarzhorn—Vincentpyramide; daran anschließend wurde der Lyskamm überschritten zum Castor. Nach kurzer Rast geht es auf die Dent d'Hérens und Tête Blanche. Zuhause wird im Herbst noch die Hochwanner Nordwand auf teilweise neuem Wege durchstiegen. Nachdem im Dezember die Trettach mit Schneereifen und Steigeisen mühsam erklommen war, stellt sich Pfann, der bis dahin noch nicht Schilaufen gesehen hatte, auf die Brettl und steigt gleich allein aufs Fellhorn. Mit Hilfe seines langen Stockes kam er auch recht gut wieder zu Tal.

Im Frühjahr 1908 durchsteigt Pfann nach einigen einleitenden Klettereien die Watzmann Ostwand und geht dann im Sommer wieder ins Wallis. Nach einer Besteigung des Alphubels und einer Überschreitung des Allalinhorns folgt die Begehung des Nadelgrates: Nadelhorn—Stecknadelhorn—Hohberghorn—Dürrenhorn; dann wird der Dom besucht und kurz darauf die erste führerlose Besteigung des Täschhorns über den Teufelsgrat ausgeführt. Über das Neuweißtor geht es an den Fuß der Monte-Rosa Ostwand, die am 2. August zum Grenzgipfel und zur Dufourspitze durchstiegen wird. Rasch wechselt er noch ins Berner Oberland hinüber, wo das Aletschhorn überschritten und dem Finsteraarhorn ein Besuch abgestattet wird. Ganz ohne Montblanc geht es doch nicht und so muß wenigstens der Grand Flambeau daran glauben. Auf Kirchweih ist er mit verschiedenen anderen an der ersten Durchkletterung des Klammerkamins am Totenkirchl beteiligt.

Im Jahre 1909 finden wir Pfann wieder eifrig in der Montblancgruppe tätig. Nach dem Besuch der Aiguille de Rochefort und der Dent du Géant hält ihn schlechtes Wetter einige Tage im Tale fest, dafür wird aber dann am 29. Juli die erste Besteigung des Montblancs über den Südostgrat der Bosses du Dromadaire durchgeführt und dabei ein noch unbenannter Gipfel erstmals erstiegen, den die Franzosen neuerdings „Pointe Pfann“ getauft haben, „in Anerkennung der großen Fahrten

Hans Pfanns in der Montblancgruppe“ wie die Section Lyon des Club alpin français mitteilte. Eine wohlverdiente Ehrung, die von dem großen Ansehen zeugt, das ein Bergsteiger wie Hans Pfann auch im Ausland genießt. Mit dieser Neutur sich nicht begnügend kehrt Pfann nach einem Abstecher auf den Gran Paradiso wieder nach Courmayeur zurück und ersteigt zweimal die Grandes Jorasses; das zweitemal den Hauptgipfel auf neuem Weg über die Südwand, womit auch die erste Überschreitung durchgeführt ist.

Der Winter 1910 wird eifrig dem Schilaufl gewidmet; im Sommer geht es wieder ins Wallis mit den Bergen um Saas Fee als Ziel. Nach der Besteigung von Flletschhorn, Laquinhorn und Weißmies zieht er über den Monte Moropaß dem Grand Combin entgegen. Seine Gipfel Combin de Zesetta—Combin de Graffeneire—Aiguille Croissant—Combin de Valsorey werden überschritten. Im Montblancgebiet wird die Aiguille de Bionnassay und in Begleitung des bekannten Bergsteigers Pühn wieder einmal der Montblanc selbst und die Aiguille Noire de Pétéret bestiegen. Der Herbst bringt noch einige Turen im Wetterstein und Weihnachten erfolgt ein kurzer Abstecher mit Schiern ins Engadin aufs Strelahorn.

Eine große Schiwanderung führt Pfann im Frühjahr 1911 durch die Ötztaler in die Dolomiten, wo eine Reihe von Gipfeln aufgesucht wird. Im Sommer geht es wieder westwärts. Nach einem Besuch des Monte Viso wird am 30. Juli die Punta Margherita der Gr. Jorasses zum zweitenmal und zum erstenmal führerlos erstiegen. Fünf Tage später am 4. August folgt die erste Ersteigung des Ostgipfels der Aiguilles de Trélatête über die Nordwand. Einen alpinen Höhepunkt bildet auch heute noch die erste führerlose (zweite überhaupt) Ersteigung des Brouillardgrates auf den Montblanc über den Mont Brouillard—Picco Luigi Amedeo—Montblanc de Courmayeur in Begleitung von Ugo di Vallepiana. Wenige Tage später wird nach einer Ersteigung der Aiguille de Toule und des Tour Ronde der Rochefortgrat mit Mont Mallet—Dôme de Rochefort—Aiguille de Rochefort überschritten. Auf dem Heimweg über das Wallis werden die Gipfel des Monte Rosa-Kammes: Pyramide Vincent—Punta Giordani—Balmenhorn—Parrotspitze—Lysjoch aufgesucht.

Nach diesem beispiellosen Sommer wird im darauffolgenden Winter der Schilaufl stark gepflegt und im zeitigen Frühjahr 1912 das Bergell und Engadin aufgesucht. Monte Rosso, Monte del Forno, Cima di Rosso, Monte del Sissone, Piz d'Err, Piz dellas Calderas

und noch verschiedene andere sind die Ausbeute von sieben Tagen. Eine Schitur führt bald darauf auf den Großvenediger und die umliegenden Berge. Der Sommer wird zuerst zu einer ausgiebigen Nachlese im Kaiser verwendet und dabei die erste Ersteigung der Törltürme vom Kleinen Törl am 5. Juli gemacht. Einen Höhepunkt bildet wieder die dritte Durchkletterung der damals schwierigsten Wand überhaupt, der Fleischbankostwand mit Walter Dittes.

Der Sommer gehört wie immer den Westalpen, diesmal dem Berner Oberland: beginnend mit dem Faulhorn folgen die Ersteigungen von Strahlegghorn, Groß-Lauteraarhorn, Kleines Fiescherhorn über den Ochsenrat, Grüneckhorn, Großes Grünhorn, Hinteres Fiescherhorn. Im Wallis wird die Überschreitung des Breithorns: Hauptgipfel—Ostgipfel—Zwillinge—Roche Noire durchgeführt, dann der Pollux und das Bieshorn erstiegen.

Zahlreiche Schituren vom Arlberg bis zum Steinernen Meer leiten das Jahr 1913 ein. Sommers wird in Chamonix nach dem Brévent die Aiguille du Moine über den Südostgrat erstiegen, auf dem Heimweg besucht Pfann die Zillertaler mit ihren Hauptgipfeln. Das Kriegsjahr 1914 steht zunächst im Zeichen des Schilaufls, die Münstertaler und die Ortlergruppe ergeben eine reiche Ausbeute.

Auch Pfann dient dem Vaterlande und so beschränken sich seine Turen in den folgenden Jahren bis 1919 auf den Besuch der alth bekannten Gipfel der nördlichen Kalkalpen, soweit es Dienst und Urlaub gestatten. Hervorzuheben ist dabei eine Begehung des Teufelsgrates im Hochwannerkamm, die Überkletterung des Waxensteinkammes und des Kammes der Höllentalsspitzen.

Erst im Jahre 1920 kann Pfann wieder seine geliebten Westalpen, den Schauplatz seiner größten Erfolge, aufsuchen. Er begibt sich zunächst ins westliche Wallis nach Arolla und ersteigt den Mont Dolin, Pigne d'Arolla, Aiguille de la Za. Dann verabschiedet er sich von seinem alten Freund Pühn, nichtahnend, daß es ein Abschied fürs Leben sein sollte, denn am nächsten Tag verunglückt Pühn tödlich in einem umstürzenden Postwagen. Nachdem ihm Pfann das letzte Geleite gegeben, kehrt er ins Wallis zurück und ersteigt zusammen mit dem „fliegenden Holländer“ Versluys die Dent Blanche mit Abstieg über den Ferpéclegat. Dann geht es nach Hause und aufs Scharnitzjoch zur Erbauung der kleinen Erinnerungshütte des Akademischen Alpen-Vereins München, deren Schöpfer er ist. Das Hüttchen wird im Herbst eingeweiht, nachdem kurz vorher der Hüttenberg, die Scharnitzspitze, sich einen neuen

Aufstieg über die Südwestwand am 8. Oktober hatte abtrotzen lassen müssen durch Kadner, Pfann und Frey.

Auch im folgenden Jahr 1921 wird die Schweiz aufgesucht. Als erster Gipfel wird das Große Schreckhorn über den Nordgrat bestiegen. Nach einem Besuch des Wetterhorns macht sich Pfann mit seinem Begleiter Horeschowsky daran, an eines der größten noch nicht gelösten Probleme des Berner Oberlandes zu gehen, den Mittellegigrat des Eiger. Kurz vor dem großen Abbruch zwingt das Wetter zur Umkehr; einem drei Tage später wiederholten Versuch wird dasselbe Schicksal zuteil. Nach einem Wechsel ins Wallis ersteigt Pfann seinen 100. Viertausender in Gestalt des Obergabelhorns mit Abstieg über den Arbengrat. Das Zinalrothorn und die Dent Blanche über den Viereselgrat reißen sich an, dann das Matterhorn über den Zmuttgrat. Der Heimweg führt noch in die Silvretta-Gruppe.

Viele Schigipfel bilden den Übergang ins Jahr 1922 und nach einigen frühlingshaften Klettertoren im Wetterstein wird im Sommer Nachlese im Berner Oberland gehalten. Lauterbrunner Breithorn, Gspaltenhorn, Großes Aletschhorn, Mittagshorn — Ebene Fluh und Bietschhorn über den Nordgrat werden erstiegen, dann in der Mischabel-Gruppe Täschhorn und Dom überschritten.

Auf Ostern 1923 wird in größerer Gesellschaft dem Stubai ein Besuch abgestattet und dabei am 3. April die erste Winterersteigung des Strahlkogels gemacht. Der Sommer gilt zunächst dem schweizerischen Teil der Montblanc-Gruppe, Grand Darrei und Petit Darrei werden überschritten, dann folgen die Aiguille d'Argentières über die Ostwand, Aiguille de Triolet und Mont Dolent. Im Wallis führt nun Pfann in Begleitung von Frau Noll-Hasenclever und Welzenbach eine der großzügigsten Überschreitungen durch, über das Matterhorn (Zmuttgrat) — Tête du Lion — Pointe Maquignaz — Pointe Carrel — Pointe Blanche zum Dent d'Hérens.

Gleich das darauffolgende Frühjahr 1924 sieht ihn, diesmal mit Schiern wieder im Wallis. Von der Britanniahütte aus werden Strahlhorn, Allalinhorn, Alphubel gemacht und dann über den Adlerpaß nach Zermatt hinübergewechselt, wo er noch Cima di Jazzi und Stockhorn besucht. Im Sommer wird das Breithorn von Norden erstiegen und das Weißhorn über seinen Nordgrat zum Bieshorn überschritten.

1925 verzeichnet das Turenbuch das Mönchsplateau und den Guggianstieg auf die Jungfrau über Schneehorn — Silberhorn — Wengernjungfrau. Dann den Mönch; in den Zermatterbergen die

beiden Gipfel des Lyskamms, das Felikhorn, den Castor und die vier Breithorn Gipfel. Dann kommt der schwarze Tag. Nachdem am 18. August das Bieshorn, der letzte der Zermatter Viertausender, der Frau Noll-Hasenclever noch fehlte, erstiegen war, reißt eine Lawine die Partie mit dem erfahrensten und vorsichtigsten Bergsteiger in die Tiefe. Der Abend findet Frau Noll tot und Pfann schwer verletzt an den Hängen des Weißhorns. Der auch nicht unverletzt gebliebene Trier holt Hilfe. Ganz Zermatt eilt herbei und wahre Bergkameradschaft zeigt sich in schönstem Lichte.

Kaum ist der Oberschenkelbruch einigermaßen verheilt, so beginnt das neue Training, zunächst auf Schiern. Doch im Sommer 1926 versucht sich Pfann schon wieder im Klettern und zwar gleich auf der Kleinen Zinne.

1927 ist er bereits wieder in voller Form und besteigt den Montblanc auf „seinem“ Weg über den Südwestgrat der Bosses, die Pointe Helbronner, Grand Flambeau und Aiguille de Rochefort. In den Zillertalern wird der 1000. Gipfel erstiegen.

Das Jahr 1928 bringt die ehrenvolle Betrauung mit der Leitung der Andenexpedition des Deutsch-Österreichischen Alpen-Vereins und eine reiche Ausbeute der schönsten Gipfel wird nach Hause gebracht. So Chacaltaya Süd- und Hauptgipfel, Visicacha, dann die erste Ersteigung des Pico del Norte, der Illampuscharte, des Illampu selber, der Calzata, fast alles Fünf- und Sechstausender.

Dieser reiche Bergsommer und die lange Abwesenheit von zu Hause lassen es erklärlich erscheinen, wenn das Jahr 1929 in erster Linie dem Bergsteigen mit der eigenen Familie gewidmet war. Seine beiden Kinder sind inzwischen soweit herangewachsen, daß sie der Vater auf die Berge seiner Jugend führen kann. Im Frühjahr 1930 führt ihn eine größere Schitur in die Berge des Ötztals. Similaun, Finailspitze, Weißkugel, Hochvernagt wand und andere werden bestiegen. Der schlechte Sommer gestattet im Montblancgebiet nur die Ersteigung der Aiguille de l'M und der Aiguille du Plan.

1931 und 1932 gelten den Ostalpen, zahlreiche Schituren und schwere Klettereien zeigen, daß Pfann noch lange nicht daran denkt, sich ausschließlich auf den „Gefühls- und Genußalpinismus“ zurückzuziehen; so heißt wohl das schöne Wort derer, die zu bequem geworden sind.

Ein langes vierzigjähriges Bergsteigerleben ist an uns vorübergezogen, eigentlich hätte man das fünfte Jahrzehnt ruhig noch abwarten sollen, denn unser Hans Pfann ist noch keineswegs fertig mit seiner Bergsteigerei und die Turenbücher haben noch genug leere Seiten. Aber dieser Überblick gilt ja der Feier seines 60. Geburtstages.

Viele, vielemale hat er auf den Gipfeln der Ost- und Westalpen, des Kaukasus, Zentralasiens und Südamerikas gestanden; schwierigste Fahrten wechseln mit alpinen Bummeln; was schön war suchte er auf, wie ihn denn die markantesten Berggestalten am meisten anzogen. Pfann dürfte einer der ganz wenigen sein, die wirklich alle Viertausender erstiegen, soweit sie überhaupt den Namen als selbständige Berge verdienen. 132 mal stand er auf ihren Gipfeln, nicht gerechnet die außeralpinen Gipfel, deren höchster von ihm bestiegener der Illampu mit ca. 6500 m war. Nie wurde er der Berge überdrüssig, wie viele „Kanonen“; er suchte sie auf, weil er ihnen innerlich zu tiefst verbunden ist, weil er eben das ist, was bei der Unzahl der heute die Alpen im Sommer und Winter Besuchenden nur wenige sind:

„ein Bergsteiger“.

II. Neuturen und Frühbegehungen

Obwohl Hans Pfann nie besonderen Wert auf die Auffindung und Ausführung von Neuturen legte und sein bergsteigerisches Streben danach ging, die schönsten und auffallendsten Bergriesen kennen zu lernen, war es im Laufe der Jahre doch eine bemerkenswerte Anzahl von Gipfeln, die er fast immer als Führender, als Erster oder als einer der Ersten bezwang. In der folgenden Aufstellung seien sie noch einmal zusammengefaßt.

A. O S T A L P E N :

I. Kaisergebirge:

1. Totensessel, achte Besteigung 25. 6. 95.
2. Totenkirchl (Zottkamin) 43. Ersteigung 26. 6. 95.
3. Hintere Karlspitze, erster direkter Aufstieg aus dem Schneeloch zur Winklerscharte 28. 6. 96.
4. Totenkirchl, achte Überschreitung zur Winklerscharte 27. 6. 97.
5. Fleischbank, erste Ersteigung über den Nordgrat, erste Überschreitung zum Schneeloch 9. 6. 98.
6. Totenkirchl (Rundtur ums Schneeloch), zehnte Überschreitung zur Winklerscharte, Fleischbank, erster Abstieg über den Nordgrat 17. 7. 98.
7. Predigtstuhl, zweite vollständige Durchkletterung des Botzongkamins mit neuem Ausstieg 27. 7. 98.
8. Treffauer, erste Ersteigung über die Ostwand 1. 6. 99.

9. Lärcheck, erste Ersteigung über den Nordgrat, erste Überschreitung 10. 10. 00.
10. Törlwand, zweite Ersteigung 7. 6. 01.
11. Totenkirchl, erste Ersteigung auf dem Fünferweg (richtig zweite Ersteigung auf dem Heroldweg), erste Doppelüberschreitung zur Winklerscharte, zweiter Aufstieg über den Südostgrat 11. 7. 01.
12. Kleine Halt, erste Ersteigung über die vollständige Nordwestwand 12. 7. 01.
13. Bauernpredigtstuhl, erste Ersteigung durch die Südwestschlucht u. Nordostwand des Gipfels, erste Überschreitung 15. 7. 01.
14. Totenkirchl, erste Durchkletterung des „Pfannkamins“ 1. 11. 01.
15. Predigtstuhl, Hauptgipfel „Mirinne“ 13. 6. 03.
16. Totenkirchl, Beteiligung an der ersten Durchkletterung des Klammerkamins 18. 10. 08.
17. Törltürme, erste Ersteigung vom Kleinen Törl 5. 7. 12.
18. Fleischbank, dritte Ersteigung über die Ostwand 11. 7. 12.

II. Wetterstein:

1. Zugspitze, erste Ersteigung über den Nordgrat 24. 7. 06.
2. Scharnitzspitze, Beteiligung an der ersten Ersteigung über die Südwestwand 8. 10. 20.

III. Karwendel:

1. Eiskarlspitze, erste Ersteigung über die Ostwand 27. 7. 96.
2. Eiskarlspitze, zweite Ersteigung über die Ostwand 14. 7. 04.

IV. Übrige Nördliche Kalkalpen:

1. Sonnenkopf—Heidelbeerkopf—Schnibbenhorn—Entsenkopf—Nebelhorn, erster Gratübergang 22. 4. 97.
2. Schneck, erste Winterersteigung 25. 4. 97.
3. Schönfeldscharte, erste Überschreitung ins Wimbachtal 20. 5. 99.

V. Dolomiten:

1. Gran Saß de Mesdi, erster Abstieg zur unteren Odlscharte—Odlschlucht 4. 8. 96.
2. Grohmannspitze, erste Begehung des „Fistillweges“ 1. 8. 98.
3. Fünffingerspitze, erste vollständige Durchkletterung des Schmittkamins 2. 8. 98.
4. Zahnkofel, neuer Aufstieg von Süden 4. 8. 98.

5. Grasleitenturm, erste Überschreitung, erste Durchkletterung des „Masonerkamins“ 5. 8. 98.
6. Delagoturm, dreizehnte Ersteigung 7. 8. 98.
7. Marmolata, erste Winterersteigung 19. 4. 00.
8. Guglia di Brenta, zweite Ersteigung 21. 7. 00.
9. Winkler—Stabeler—Delagoturm, zweite Überschreitung, erste Doppelüberschreitung, dabei erste Ersteigung des letzteren vom Stabelturm her auf dem Südweg, erster Abstieg durch den Pichlriß 24. 7. 00.

B. W E S T A L P E N :

I. Bernina:

1. Piz Humor, neuer Anstieg von Norden 24. 7. 07.

II. Wallis:

1. Nordend, zweiter Abstieg über den Nordgrat, erster führerloser 18. 8. 01.
2. Zinalrothorn — Mominghorn — Momingspitze — Schallhorn — Schalljoch — Weißhorn, erste Ges. Überschreitung, erster Abstieg vom Schallhorn zum Schalljoch 21./22. 8. 01.
3. Matterhorn, erste Alleinersteigung über den Zmuttgrat . . . 1. 9. 06.
4. Täschhorn, erste führerlose Ersteigung über den Teufelsgrat 28. 7. 08.
5. Matterhorn—Tête de Lion—Dent d'Hérens, erster zusammenhängender Gratübergang vom Matterhorn . . . 14. 8. 23.

III. Montblanc:

1. Petit Clocher de Planereuse, zweite Ersteigung, erste führerlose 9. 8. 99.
2. Dent du Réquin, zweite führerlose Ersteigung 20. 8. 99.
3. Aiguille du Grand Dru — Aiguille du Petit Dru, erste führerlose Ersteigung und Überschreitung 22./23. 8. 99.
4. Les Droites Westgipfel — Hauptgipfel, erste Begehung des Verbindungsgrates 17. 8. 04.
5. Aiguille Blanche de Pétérét — Montblanc de Courmayeur — Montblanc, zweite führerlose Ersteigung des Pétérétgrates, vierte überhaupt 13./15. 8. 05.
6. P. 3990, „Pointe Pfann“ im Südwestgrat der Bosses du Dromadaire, erste Ersteigung 29. 7. 09.

7. Montblanc, erste Ersteigung über den Südostgrat der Bosses du Dromadaire 29. 7. 09.
8. Grandes Jorasses, Hauptgipfel (Pointe Walker), erste Ersteigung über die Südwand, erste Überschreitung . . . 10. 8. 10.
9. Grandes Jorasses, Punta Margherita, zweite Ersteigung, erste führerlose 30. 7. 11.
10. Aiguilles de Trélatête Ostgipfel, erste Ersteigung über die Nordwand 4. 8. 11.
11. Mont Brouillard—Picco Luigi Amedeo—Montblanc de Courmayeur — Montblanc, erste führerlose Begehung des Brouillardgrates, zweite überhaupt, dabei zweite Ersteigung des Picco Luigi Amedeo über den Südgrat, erste führerlose 11. 8. 11.

C. Z E N T R A L A S I E N :

Im zentralen Tian-Schan erstmals erstiegen zwölf unbekannte Gipfel 1902

D. K A U K A S U S :

1. Bscheduch-Tau, erste Ersteigung 1903
2. Uschba, Nordgipfel, erste Ersteigung über den Nordgrat, zweite überhaupt; Südgipfel, erste Ersteigung von Norden, zweite überhaupt; erste Überschreitung beider Gipfel . . . „
3. Schcheldü-Tau, zweite Ersteigung „

E. S Ü D A M E R I K A :

Andenexpedition des Deutsch-Österreichischen Alpen-Vereins:

1. Pico del Norte, erste Ersteigung 1928
2. Illampuscharte, erste Ersteigung „
3. Illampu, erste Ersteigung „
4. Calzata, erste Ersteigung „

III. Viertausender:

Berner Oberland:

1. Großes Schreckhorn . . 4080 m 1906
1921: Aufstieg Nordgrat
2. Großes Fiescherhorn . . 4049 m 1906: allein

Menschen im Hochgebirge 8

3. Mönch 4105 m 1906: allein
1925
4. Jungfrau 4166 m 1906: Abstieg ins Rottal, allein
1925: von der Guggihütte
5. Finsteraarhorn 4275 m 1908
6. Großes Aletschhorn . . . 4182 m 1908: Überschreitung, Abstieg über
die Rippe zum Aletschfirn
1922: Auf- und Abstieg über die
Rippe zum Aletschfirn
7. Großes Lauteraarhorn . 4043 m 1912
8. Hint. Fiescherhorn . . . 4020 m 1912
9. Großes Grünhorn 4047 m 1912: Überschreitg. z. Grüneckhorn
10. Wengernjungfrau 4060 m 1925: von der Silberlücke

Walliser Alpen:

11. Matterhorn 4505 m 1901: Abstieg italien. Grat
1906: Aufstieg Zmuttgrat, allein
1921: Aufstieg Zmuttgrat
1923: Aufstieg Zmuttgrat, Abstieg
italien. Grat
12. Dent Blanche 4364 m 1901
1920: Abstieg Ferpéclegat
1921: Aufstieg Viereselgrat
13. Zinalrothorn 4293 m 1901: Überschreitung z. Weißhorn
1921: Abstieg Nordgrat
14. Weißhorn 4512 m 1901: Überschreitg. v. Zinalrothorn
1924: Abstieg Nordgrat
15. Monte Rosa, Signalkuppe 4561 m 1901: über Grenzgletscher
16. „ „ Zumsteinspitze 4573 m 1901: Überschreitung
17. „ „ Grenzgipfel 4631 m 1901: zweimal
1908: Aufstieg über die Ostwand
18. „ „ Dufourspitze 4638 m 1901: I. Begeh. des Monte-Rosa-
Hauptkammes
1908: Aufstieg über die Ostwand
19. „ „ Nordend 4612 m 1901: Überschreitung, 2. Abst. über
den Nordgrat
20. Nadelhorn 4334 m 1906: Übersch. v. Lenzspitze allein
1908: Überschreitung zum Steck-
nadelhorn

21. Lenzspitze 4300 m 1906: über Ostgrat allein, Über-
schreitung zum Nadelhorn
22. Rimpfischhorn 4203 m 1906: Aufstieg v. Adlerpaß, allein
23. Strahlhorn 4191 m 1906: allein
1924: Schitur (zweimal)
24. Obergabelhorn 4073 m 1906: allein
1921: Abstieg Arbengrat
25. Dent d'Hérens 4180 m 1907: über Tiefenmattenjoch
1923: Übergang vom Matterhorn
26. Breithorn, Westgipfel . 4171 m 1907
1912: Übersch. v. West nach Ost
1924: von Norden
1925: Übersch. v. Ost nach West
27. Castor 4230 m 1907: Übergang vom Lyskamm
1925: Übersch. v. d. Qu. Sellahütte
28. Lyskamm, Westgipfel . 4478 m 1907: Überschreitung
1925: Überschreitung
29. Lyskamm 4538 m 1907: Überschreitung
1925: Überschreitung
30. Schwarzhorn 4324 m 1907
31. Ludwigshöhe 4344 m 1907
32. Pyramide Vincent . . . 4212 m 1907
1911
1911
33. Dürrenhorn 4035 m 1908: Übergang vom Hohberghorn
34. Hohberghorn 4226 m 1908: Übersch. v. Stecknadelhorn
1908
35. Stecknadelhorn 4235 m 1908: Überschreitung v. Nadelhorn
36. Dom 4554 m 1908
1922: Übergang vom Täschhorn
37. Täschhorn 4498 m 1908: über den Teufelsgrat
1922: von der Domhütte, Über-
schreitung zum Dom
38. Alphubel 4207 m 1908: vom Mischabeljoch
1924: Schitur
39. Allalinhorn 4034 m 1908
1924: Schitur
40. Fletschhorn 4001 m 1910: über Südwestgrat
41. Laquinhorn 4005 m 1910: Abstieg Nordgrat

42. Weißmies 4031 m 1910
 43. Gr. Combin de Grafféneire 4317 m 1910: Überschreitung
 44. Gr. Combin, Aig. Croissant 4300 m 1910: Überschreitung
 45. Gr. Combin de Valsorey 4145 m 1910: Überschreitung
 46. Gr. Combin de Zesetta . 4110 m 1910: Überschreitung
 47. Punta Giordani 4055 m 1911
 48. Balmenhorn 4231 m 1911
 49. Parrotpitze 4463 m 1911
 50. Bieshorn 4161 m 1912: von der Weißhornhütte
 1924: Übergang vom Weißhorn
 1925: über Freiwänge
 51. Breithorn, Mittelgipfel . 1912: Übersch. v. West nach Ost
 1925: Übersch. v. Ost nach West
 52. Breithorn, Zwillinge . . 4148 m 1912: Übersch. v. West nach Ost
 1925: Übersch. v. Ost nach West
 53. Breithorn, Ostgipfel . . 4089 m 1912: Übersch. v. West nach Ost
 (Roche noir) 1925: Übersch. v. Ost nach West
 54. Pollux 4094 m 1912: über den Schwärzegletscher
 55. Felikhorn 4080 m 1925

Bündner Alpen:

56. Piz Bernina 4055 m 1907: Überschreitung, Gratübergang vom Pizzo Bianco

Montblancgruppe:

57. Aig. du Géant 4014 m 1899: Gipfelturm, allein
 1909: Übergang von der Aig. de Rochefort
 58. Dôme du Gouter . . . 4303 m 1900: vom Montblanc
 1905: vom Montblanc
 1909
 1910: über den Dömegletscher
 1927
 59. Montblanc du Tacul . . 4249 m 1900: Überschreitung
 60. Mont Maudit 4471 m 1900: Überschreitung
 61. Montblanc 4810 m 1900: vom Col du Midi, Übersch.
 1905: vierte Ersteig. üb. d. Pétéretgrat, zweite führerlose
 1909: 1. Ersteig. üb. d. Südwestgrat der Bosses du Dromadaire

61. Montblanc 4810 m 1910: vom Dömegletscher, Überschreitung
 1910: Überschreitung
 1911: zweite Ersteig. üb. d. Brouillardgrat, erste führerlose
 1927: üb. d. Südwestgrat d. Bosses du Dromadaire

62. Les Droites, Westgipfel 4020 m 1904: Überschreitung
 63. Les Droites, Hauptgipfel 4030 m 1904: erster Gratübergang v. Westg.
 64. Grandes Jorasses . . . 4205 m 1909
 (Hauptgipfel) 1909: erste Ersteigung über die Südwand, I. Überschreitung

65. Grandes Jorasses . . . 4196 m 1904
 (Pointe Whymper)

66. Aiguille Verte 4127 m 1905

67. Aig. Blanche de Pétéret 4109 m 1905: vom Brenvagletscher, vierter Gratübergang z. Montblanc

68. Montblanc de Courmayeur 4753 m 1905: über den Pétéretgrat
 1910: 2 mal
 1911: über den Brouillardgrat

69. Aig. de Rochefort . . . 4003 m 1909
 1911: Überschreitung
 1911
 1927

70. Aig. de Bionnassay . . 4066 m 1910

71. Grandes Jorasses . . . 4066 m 1911: zweite Ersteigung
 (Punta Margherita)

72. Dôme de Rochefort . . 4012 m 1911: von der Aig. de Rochefort

73. Mont Brouillard . . . 4053 m 1911

74. Picco Luigi Amedeo . . 4472 m 1911: dritte Ersteig., zweite (erste führerlose) v. Col Emil Rey

Graijische Alpen:

75. Gran Paradiso 4061 m 1909

Dauphinée Alpen:

76. Pic Lory 4083 m 1900

77. Barre des Ecrins . . . 4102 m 1900: über die Südwand, Abstieg Couloir Whymper

ÜBERSCHREITUNG DES USCHBA

Von Ludwig Distel, München

Nicht ohne Zögern konnte ich mich auf die Einladung der Sektion Bayerland des Deutsch. u. Österr. Alpen-Vereins, zur Festschrift für Hans Pfann eine Beschreibung der Uschba-Überschreitung beizusteuern, bereit finden lassen, nachdem drei Jahrzehnte seit jenen herrlichen Zeiten verflossen sind. Dem gegenüber bestand der Einwand zu Recht, daß der Uschba in dem geplanten Werk nicht fehlen dürfe. Bei der Durchstöberung bereits etwas vergilbter, aber recht ausführlicher Tagebücher und sonstiger Aufzeichnungen wurde die Erinnerung auch an längst entschwundene Einzelheiten wieder wach. Ich durchlebte alles nochmals im Geiste und bekam auf einmal Lust zur schriftlichen Niederlegung. Gedämpft wurde diese Anwandlung durch die Erwägung, daß ja bereits zwei ausgezeichnete Schilderungen an leicht zugänglichen Stellen vorliegen, weit eingehender sogar, als ich mich verbreiten durfte. Aber auch darüber mußte ich auf Geheiß der Herausgeberin hinwegsehen. Und schließlich spiegeln sich die gleichen Erlebnisse ja auch in jedem anders, hinterlassen andere Eindrücke und regen andere Gedanken an. Die Rückwirkung der gigantischen Hochgebirgsnatur auf den einzelnen Menschen ist es, was den Leser anzieht — sonst allerdings wäre der Gegenstand mit einer sachlichen Beschreibung erledigt. Die Wahrnehmungen und Eindrücke, die ich vor 30 Jahren empfang, will ich als Bekenntnis treuer Kameradschaft in Worte zu fassen versuchen, unverfälscht durch allerhand Bedenken, welche das bedächtigere Alter nachträglich zu äußern geneigt sein könnte, meinem Gefährten zur Erinnerung an die vielleicht schönsten Tage unseres Lebens!

Häufige Turengemeinschaft verband mich mit Hans Pfann, bevor wir gemeinsam in den Kaukasus zogen. Auf dem Turnplatz zu Freunden geworden, haben wir unsere ersten Bergwanderungen ganz aus eigenem Antrieb, gewissermaßen als angewandte Turnerei ausgeführt. Den Auftakt bildete eine 1893 mit Führer unternommene Überschreitung des Riffeltos und eine Besteigung des Großglockners. Einer der ersten tastenden Kletterversuche führte uns auf Roß- und Buchstein; der Plankenstein, der damals leichter zu ersteigen war als heutzutage, wo die durch zahllose Nagelschuhe verursachte Gesteinsglättung noch nicht bestand, gelang erst beim zweiten Anlauf, weil noch kein ausgetretener Pfad zum Einstieg leitete. An der Zugspitze durch das Höllental blitzten wir ab, da wir den

richtigen Einstieg verfehlten; dagegen wurde der Nordostgipfel der Dreitorspitze als großer Erfolg gebucht. Am Hochblassen hätte unser alpiner Werdegang bei halb winterlichen Verhältnissen und Witterungsungunst um ein Haar ein vorzeitiges Ende durch eine Neuschneelawine im Vollkar gefunden. Ein paar mit Josef Enzensperger im Kaisergebirge unternommene Fahrten, bei welchen u. a. der damals noch unbetretene Predigtstuhl und die unbestiegenen Gamsfluchten geplant waren, zeigten uns, daß damalige Meister der edlen Kletterkunst, so achtungsvoll wir zu ihnen aufblickten und so viel wir von ihnen noch lernen konnten, auf keiner unerreichbaren Höhe standen. Solche Wahrnehmungen stärkten das Selbstvertrauen. Mit zunehmender Übung und Erfahrung gingen wir nun an schwierigere Aufgaben heran. In der Folge trennten sich unsere Wege aus äußeren Gründen. Pfann wandte sich mit Vorliebe den Westalpen zu, die zu besuchen mir die Mittel fehlten; aber boten nicht auch die heimischen Berge Spielraum und Entfaltungsmöglichkeiten, namentlich im Winter? So wurde jeder auf seine Art selig, d. h. er erlebte die Freude, schwierige Unternehmungen im Hochgebirge selbständig zu planen und sicher durchführen zu können.

Die Anregung, gemeinsam mit Georg Leuchs den zentralen Kaukasus zu besuchen, ging von Pfann aus, der auf der Rückreise vom Tian-Schan bei der Fahrt über das Schwarze Meer sehr starke Eindrücke von diesen Propyläen zu Asiens Hochthronen empfangen hatte. Die Erfahrungen, die er als Begleiter Merzbachers im Tian-Schan sammeln konnte, kamen uns bei Vorbereitung und Durchführung unseres Vorhabens ganz außerordentlich zustatten.

Man reiste im Jahre 1903 von München aus noch nicht über Berlin und Moskau, wenn man von Norden her in das kaukasische Hochgebirge eintreten wollte. Die kürzeste Fahrt führte über Wien, Krakau, Lemberg, Woloczyska, Rostow nach den nordkaukasischen Mineralbädern, wo Pfann in Pjatigorsk einen Vertrauensmann wußte. Unsere Absicht ging dahin, nicht geraden Weges dem Uschba zu Leibe zu rücken, dem in diesen Tagen die von Rickmers geführte Reisegesellschaft Fehde aufs äußerste angesagt hatte, sondern zunächst dem ragenden Elbrus unsere Aufwartung zu machen, der, trotz einer Entfernung von beiläufig 100 km von Pjatigorsk, zu ganz unwahrscheinlicher Höhe am südlichen Horizont emporwucherte. Die Ersteigung vollzog sich infolge schlechter Schneeverhältnisse, Wettersturzes und anderer mißlicher Umstände unter ungewöhnlichen Anstrengungen und Entbehrungen. Bei allem verschuldeten und unverschuldeten Mißgeschick hatte uns aber der Elbrus gleichsam uns selbst kennen gelehrt; er hatte uns gezeigt, was wir zu ertragen fähig wären und das

Bewußtsein dessen ließ uns andere hochfliegendere Pläne mit Zuversicht ins Werk setzen.

Wir wandten uns zunächst ins Adülsu-Scheldütal, einen südlichen Seitenast der Baksanfurche, die uns den Eintritt ins Gebirge vermittelt hatte. Eisgipfel und Felsstürme kühnster Form waren uns im Hintergrund dieses Tales aufgefallen und hatten uns nach der einförmigen Schneestapferei am Elbrus gar mächtig angezogen. Nach einer Kundfahrt auf die beiden Jusengi-Tau wurde beschlossen, einen der großen, noch unbetretenen Gipfel anzugehen; denn was wir da erschaut hatten, war von einer Großartigkeit und Wildheit, die ihresgleichen sucht. Zwei Tage später gelang uns in der Tat die erste Erreichung des Bscheduch-Tau (4270 m), eines der hervorragenden Gipfel dieses Gebietes, nach hartem Ringen. Von seinen eisigen Graten aus erblickten wir zum erstenmal den Uschba. Mehr als 400 m überragte er noch unseren erhabenen Standpunkt. Mit einem Gemisch von Scheu und Begehrlichkeit musterten wir den gewaltigen Bau. Der obere Teil des Nordostgrates, den wir allein zu übersehen vermochten, war vielleicht gangbar. Diese Wahrnehmung befestigte uns in dem späteren Entschluß, ein Unternehmen zu versuchen, dessen wir bei unserer Ausreise nur scherzhaft gedacht hatten: die Überschreitung beider Uschba-Gipfel.

Als Ausgangspunkt für die Ersteigung des Bscheduch-Tau, die als in gewissem Sinne vorbereitend für den Uschba nicht übergangen werden durfte, diente uns ein Zeltlager, etwas oberhalb der Zunge am linken Ufer des Scheldü-Gletschers. Den Gletscher aufwärts verfolgend wäre vielleicht ein Übergang über den Hauptkamm zwischen Scheldü- und Tschatün-Tau und damit ein unmittelbarer Zugang zum Uschba-Nordostgrat aus dem Baksantal ausführbar gewesen. Der „Paß“ bricht nach Norden mit hoher zerrissener Eisschlucht ab, deren Begehung nicht ohne weiteres aussichtslos erschien. Das Vorhaben mußte aber aufgegeben werden, da keine Möglichkeit für die Beförderung des Gepäcks bestand. So hatten wir notgedrungen den auch von den Eingeborenen häufig benutzten, vergletscherten Betschopaß (3375 m) als nächsten Übergang nach Süden, nach Swanetien, zu wählen.

Das Jusengital, welches zum Betschopaß emporleitet, zweigt rein südlich von dem im Oberlauf ungefähr ostwestlich gerichteten Baksan ab. Am Vereinigungspunkt beider Täler stand ein russisches Wächterhaus, dessen Insassen die Aufgabe oblag, die Verschleppung von Viehseuchen aus den südlichen Tälern hintanzuhalten. Hier hatten wir zwei Tage unfreiwilligen Aufenthalt, den teils unsicheres Wetter, teils Unpünktlichkeit unseres einheimischen Maultiertreibers verschuldete. Über Unzuverlässigkeit nicht nur

unseres Dieners gab es öfters zu klagen, aber deswegen mißmutig oder grob zu werden fiel uns nicht ein; wir hatten ja Zeit. Im Kaukasus bloß auf die Berge zu hetzen und jeden Tag, an dem man nicht einen Vier- oder Fünftausender einsteckt, für verloren zu halten, ist ein ganz einseitiger Standpunkt; bieten doch auch die Täler und ihre Bewohner genug des Fremdartigen und Anziehenden.

Im vorliegenden Fall gerade hätten wir ganz und gar unklug gehandelt, wenn wir über Hals und Kopf über den Betschopaß geeilt wären. Im Baksantal war nämlich die Kunde verbreitet, ein swanetischer Fürst befände sich zur Zeit in Urusbié, der größten Siedlung der Bergtataren, zu Besuch. Ein swanetischer Fürst? An den mußten wir uns anbindern. Man kann nicht wissen, wie man einen Fürsten brauchen kann, besonders in Swanetien, wo es sowieso zuweilen nicht recht geheuer ist, und überhaupt ist es nichts alltägliches mit Fürsten zu verkehren. So etwa überlegten wir. Und richtig, als wir der Einladung zu einem Hochzeitstanz in einem benachbarten Ort Folge leisteten, konnten wir die Bekanntschaft des erlauchten Begirbey Dadisch-Kiliani von Maseri machen, eines hochgewachsenen Mannes mit kurzem weißen Bart, der in seiner kleidsamen tscherkessischen Tracht und abgemessenen Würde unzweifelhaft etwas aristokratisches an sich hatte; aus seinem tiefersten Antlitz sprach ein gewisser wilder Trotz, als ob er stets der heroischen Überlieferungen seines Geschlechtes eingedenk wäre, dem Freiheit und Unabhängigkeit über alles ging — kurz, der Fürst war, wie Freund Leuchs treffend bemerkte, so ungefähr das arithmetische Mittel zwischen einem englischen Lord und einem Räuberhauptmann. Er drückte uns die schwierige Männerfaust und damit war ein freundschaftliches Verhältnis angebahnt, das uns in der Folge von hohem Nutzen sein sollte.

Mit dem Eintritt ins Gebirge hatten wir uns der Lebensweise der Eingeborenen im wesentlichen angeschlossen, d. h. wir lebten vorwiegend von Airam, Hammelfleisch, Käse und Brot. Airam ist durch Einbringen von Pflanzensäften in die frische Molke künstlich gesäuerte Milch, ein ebenso nahrhaftes als erfrischendes Erzeugnis, wenn man es gewöhnt ist. Dank unserer Anpassung konnten wir, auch ohne Schlimmes befürchten zu müssen, an dem Hochzeitsmahl teilnehmen. Als Getränk spielte dabei Büssa eine Rolle, das sogenannte tatarische Bergbier, für einen Münchner von geradezu ruchloser Beschaffenheit. Es wurde in einem Holzgefäß gereicht, das beständig kreiste; um nicht gegen die Gastfreundschaft zu verstoßen, mußte man an möglichst einwandfreier Stelle wenigstens nippen.

Am folgenden Tag brachen wir ins Jusengital auf und bezogen möglichst weit oben Lager, um den Gletscher hinter uns zu bringen, bevor Erweichung

des Firns die Überschreitung des Passes für die Lasttiere bedenklich gemacht haben würde. Wir hatten in Erfahrung gebracht, daß der Fürst ebenfalls über den Betschopaß heimzukehren gedenke und daran knüpften wir allerhand Hoffnungen, die in der Tat nicht fehlschlügen; denn durch Sturz eines unserer Lasttiere in eine Gletscherspalte wären wir ohne die tatkräftige, wenn auch nicht selbstlose Mithilfe seiner Begleitmannschaft in arge Bedrängnis geraten. Der Unfall bedingte natürlich großen Zeitaufwand. Wir waren daher gezwungen, noch weit von Maseri, unserem geplanten heutigen Ziele, entfernt, im Dolratschalatal zu nächtigen.

Noch hatten wir vom Beherrscher Swanetiens, dem majestätischen Uschba nichts gesehen. Er barg seine Doppelkrone hinter dem Maseri-Tau, an dessen Westausläufern wir tags darauf entlang wanderten. Kurz vor Erreichung des Turmdorfes Maseri wurden wir endlich seiner ansichtig. Es ist nicht die vorteilhafteste Seite, von welcher er sich hier darstellt; die Überlegung, daß seine Klippen sich mehr als 3000 m hoch über den Talboden erheben, muß zu Hilfe kommen, damit man etwas Außergewöhnliches finde. Wer den Uschba in seiner ganzen Großartigkeit kennen lernen will, der muß ihm von Westen nahen, vom Uschbagletscher; doch davon später!

Wir waren also nach mancherlei Fährlichkeiten glücklich in der Burg des Fürsten von Maseri angelangt, hungrig wie die drei jungen Bären, welche auf dem Hofe oder in den Gemächern herumliefen wie bei uns Hunde. Mit der Mahlzeit hatte es aber gute Weile. Vormittags waren wir eingetroffen und erst nach 3 Uhr begann der Schmaus. Mittlerweile hatten wir reichlich Muße, uns in dem Gemache, das uns angewiesen worden, umzusehen. In dem Gasträum befanden sich ein viereckiger Tisch, einige hölzerne Hocker, sowie eine Art Ruhebett, das mit Teppichen belegt war, endlich ein Kachelofen. Lange konnten uns diese Herrlichkeiten nicht fesseln; daher traten wir bald auf den hölzernen, gedeckten Vorbau hinaus und von da in den Burghof. Die Aufwartung machten die beiden Söhne des Hauses, von denen der jüngere, der auf dem Gymnasium in Naltschik gewesen war, gut russisch sprach. Er schien unstreitig eine ehrliche Haut zu sein und meinte es gut mit uns, denn er gab uns den Rat, auf unsere Habseligkeiten, die sich im Hause befanden, wohl zu achten; seinen Landsleuten, welche ungehindert dort ein- und ausgingen, sei nicht zu trauen. Ein maßgebenderes Urteil darüber, daß die Swaneten diebisch sind, kann man wohl nicht beibringen.

Was lange währt, wird gut! Dies traf, als Ausnahme für kaukasische Verhältnisse, beim Festmahl zu. Der Fürst nahm als stiller Beobachter

pfeifenrauchend auf dem Ruhebett Platz. Mit uns speisten ein Sohn und ein Verwandter; wir bekamen Teller und Bestecke, das Tischtuch war offenbar schon häufig benutzt; es wurde warmes Wasser zum Reinigen der Hände und Spülen des Mundes in Kupfergefäßen gereicht. Wir bekamen ausgezeichnete Hühnersuppe, dann gebratenes Hammelfleisch mit saurer Milch, endlich Brote, in welche Topfenkäse eingebacken war. Diese mundeten trefflich und als der Alte dies bemerkte, ordnete er an, daß eine zweite Auflage als Reisezehrung für uns gebacken würde. Als Getränk wurde russischer Regieschnaps, den man aus Wassergläsern trank, und Kaffee verabreicht. Des öfteren mußten die Bären mit Gewalt aus dem Speiseraum entfernt werden, weil sie allzu zudringlich wurden. Nachdem Reden gewechselt worden waren, begann vielstimmiger Gesang neuer Ankömmlinge, in den auch unsere Tischgenossen einfielen und der an Urwüchsigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Ganz zuletzt erschien der Koch auf der Bildfläche mit dem unverkennbaren Wunsch nach einem Trinkgeld.

Nach aufgehobener Tafel wanderten wir, bewaffnet mit Stecken gegen böartige Hunde, durch den ungewohnten Alkoholgenuß in gehobener Stimmung nach Uschchwanar, $\frac{3}{4}$ Stunden talaus, um den Teilnehmern der Reisegesellschaft Rickmers einen Besuch abzustatten. Wir trafen aber nur drei Mannen, unter ihnen Oskar Schuster an, der die Gerüchte, die uns schon im Baksantal zu Ohren gekommen waren, bestätigte, daß nämlich der Südwestgipfel des Uschba bezwungen sei — bezwungen nach ungewöhnlichen Anstrengungen und Wagnissen. Er teilte uns bereitwilligst Einzelheiten über die von den Ersteigern eingeschlagene Route mit. Unser Plan, beide Uschba-Gipfel zu überschreiten, gewann, nachdem der Abstieg vom Südwestgipfel als gesichert gelten konnte, feste Form.

Am Sonntag den 9. August verließen wir Maseri und brachen zu unserem Lager an den Abflüssen des Uschba-Gletschers auf, das wir nach unserem Übergang über den Betschopaß unter der Obhut eines Swaneten zurückgelassen hatten. Unser unpünktlicher Diener war mit dem verunglückten Maultier noch nicht eingetroffen. So mußte, als wir am folgenden Tag morgens 9 Uhr auszogen, jeder seine volle Last selber schleppen. Unsere Ausrüstung bestand aus 50 m Seil, 50 m Reepschnur, Steigeisen, Kletterschuhen, einigen Mauerhaken, photographischem Apparat, Fernglas, Aneroiden, endlich aus Zehrung für etwa $2\frac{1}{2}$ Tage. Dazu gesellten sich Kleidungsstücke als Schutz gegen Kälte bei den zu erwartenden Freilagern, sowie Schlafsäcke und Petroleumkocher.

Unser Ausgangspunkt im Dolratschalatal befand sich etwa 2000 m hoch. Es galt, die Steilstufe, mit welcher der Uschba-Gletscher-Abfluß in dieses

Tal absetzt, zu überwinden. Durch überaus üppiges hohes Gras, das lose Blöcke trügerisch deckte, näherten wir uns dem hohen Abbruch, der an seiner linken Seite mühsam überwunden wurde; über Moränen wurde dann der Ushba-Gletscher erreicht. Erst mit Betreten des Eisstromes nimmt die Wanderung einen großartigen Charakter an, der mit dem weiteren Vorrücken Steigerung um Steigerung erfährt. Wir schritten etwa in der Mitte des aparen Gletschers dahin, die zahlreichen breiten Spalten zum Teil auf Felsblöcken, die sie überbrückten, überwindend. Rechts von uns schwingt sich der Maseri-Tau in die Lüfte mit ungemein steilen Fels- und Eisflanken, über welche in Zwischenräumen kleine Lawinen stäubten und Steine polterten; das rechte Ufer beherrscht der von hier unscheinbare Schcheldü-Tau. Alles aber im Umkreis erdrückt der Ushba, dessen eisdurchsetzte Felsmauern jeden Gedanken an einen Durchstieg von Westen im Keime ersticken.

Bei den letzten Steinen, die auf dem Gletscher lagen, machten wir hart unterhalb eines großen Eisbruches in etwa 2900 m Halt. Mit dem Zubereiten von Tee und dem Richten eines Lagers wurde es später Nachmittag und die mit Sonnenuntergang aufspringende kalte Brise sorgte dafür, daß wir bald in den Schlafsäcken verschwanden.

Um Mitternacht erhoben wir uns. Fröstelnd wurde das von Pfann bereitete Frühstück eingenommen; während der Zurüstungen zum Aufbruch erfolgte in den Wänden des Ushba, die über uns noch 1800 m aufragten, ein Eissturz, der uns erbeben ließ. Unter Donnern, Krachen und Prasseln, das nimmer enden wollte, schossen Massen herab, deren Bruchstücke erst in den Séraks wenig ober uns zur Ruhe kamen. Von Bergen war einige Zeit nichts mehr zu erblicken, Wolken von Eisstaub hüllten sie ein.

Schlafsäcke und Petroleumkocher wurden fein säuberlich hinterlegt, erstere mit etwas gemischten Gefühlen; aber zunächst waren wir froh, unsere Lasten um ein Erhebliches verringert zu haben. Mit den Eisen an den Füßen und durch das Seil verbunden, begannen wir kurz nach 1 Uhr die Ushba-Tur, die erst 80 Stunden später am Gulgletscher auf der Südseite des Massivs ihr glückliches Ende finden sollte.

Das fahle Mondlicht zeigte uns den Weg durch den hohen Eisbruch, der den Zugang zur Einschaltung zwischen Schcheldü- und Tschatün-Tau vermittelt. Über drei Stunden hielt uns dieses „Gebirge im Kleinen“ in seinem Bann. Besonderen Zeitaufwand erforderte eine glattgefegte Steilrinne, die Pfann in längerer Stufenarbeit bewältigte. Hier war die Lawinengefahr eine dringende, ein Entrinnen unmöglich, wenn eine zweite Kanonade einsetzen sollte. Aber der Berggeist blieb uns hold. Von der erwähnten Ein-

schartung gelangten wir ohne Schwierigkeit — nur ungemein breite und tiefe Firnspalten heischten zeitraubende Umgehungen — im allgemeinen nach Südwesten querend in eine Einsenkung, die bereits dem Verbindungsgrat Tschatün-Tau—Ushba angehört. Steile, von der Morgensonne erweichte Firnhänge bildeten den ermüdenden Weiterweg bis zu einer Barriere von riesigen Eiszapfen, hinter der man mühsam, aber sicher durchkriechen konnte; nach Verlassen des Eistunnels wurde die Schneebeschaffenheit auf kurze Strecke bedenklich. Leuchs, der vorausging, sank auf der sehr steilen Böschung bis über die Knie ein und die Nachfolgenden mußten ihren sicheren Standpunkt verlassen, ehe der Vormann seinerseits einen solchen gewonnen hatte. Glücklicherweise war die schlimme Strecke nur kurz; dann faßten wir Fuß auf dem breiten Firnrücken; welcher bequem zum Nordostgrat im engeren Sinne hinleitet. Wir mußten versuchen, seinen untersten unnahbaren, von Eisüberhängen gekrönten Abbruch nach Westen gegen eine felsige Seitenrippe hin zu umgehen. Hier trat Pfann an die Spitze; er hatte mit einem langen Quergang zu beginnen, dessen Gefährlichkeit zu augenscheinlich war, als daß nicht jeder die denkbar größte Vorsicht im Auftreten beobachtet hätte. Oberflächlich leicht verharschter Pulverschnee überlagerte einen Firnhang, der nach unten in Steilabstürze auslief. Die Erschütterung des Stufenschlagens in die harte Unterlage hätte die lose aufliegende Schicht wohl zum Abrutschen gebracht; wir schritten daher mit möglichst großen Schritten auf der glitschigen, vom Pickel nur leicht geritzten Unterlage hin, um den Zusammenhang der Krustierung tunlichst wenig zu stören. Pfann meinte trocken, mit solchem Gelump sei er im Tian-Schan einmal zur Tiefe gefahren. Glückauf! Wenns hier passiert, sind wir aller irdischen Mühsal für immer enthoben; denn von gegenseitiger Sicherung konnte keine Rede sein.

Mit etlichen Seufzern der Erleichterung legten wir Hand an die Felsrippe, an welcher der Quergang endete. Wir hatten unsere Lage damit wenig verbessert, die Felsen waren zwar gar nicht steil, aber vollständig verglast. Auch hier war das Seil nur hinderlich, ohne den geringsten Nutzen zu gewähren, falls ein Teilnehmer ausgleiten sollte. Wie himmelweit verschieden ist doch das lustige Erklettern von Dolomittürmen ohne Gepäck, womöglich in Hemdärmeln gegen das Hinaufkriechen mit Sack und Pack an solchen Felsen in der Eisregion!

Mit Überwindung dieses gefährlichen Spornes standen wir in der Firnflanke, welche die Westabdachung des obersten mehrere hundert Meter hohen Teiles des Nordostgrates bildet. Einige Höhe gewannen wir mühelos auf gutem Firn. Dann wurde die Oberfläche pulverig und die harte Unter-

lage mußte gekerbt werden. Schließlich trat blankes Eis zutage. Wir wollten stündlich im Vortritt wechseln, 30 bis 40 Schläge waren zur Herstellung einer einzigen guten Stufe in dem steilen glasigen Hocheis notwendig. Unbarmherzig brannte vom wolkenlosen Himmel die Nachmittagssonne auf die gleißende Fläche.

Eben löst mich Leuchs ab, aber nur wenige Hiebe und er muß von der Arbeit abstehen, so schwer es ihm ankommt. Er ist nach seiner eigenen Diagnose von Bergkrankheit befallen. An Umkehr ist über die zurückgelegten heiklen Stellen nicht zu denken; wir müssen hinauf, dorthin wenigstens, wo des Grates scheinbar geringere Neigung Gelegenheit zur Rast verspricht. Die einzige vernünftige Maßnahme ist bald getroffen: Pfann seilt sich ab und steigt voraus, den Weg bereitend; ich treffe die nötigen Vorkehrungen, den leidenden Gefährten zu sichern und, sobald es jeweils geht, wieder ein paar Kehren mit ihm nachzusteigen. Der Hang zeigt glücklicherweise nicht mehr blankes Eis, obwohl Pfann keinen Schritt tun kann, ohne durch ein paar Schläge Stand geschaffen zu haben. So kommen wir langsam höher. Leuchs geht es anscheinend besser. Auf einer kleinen steilen Felsinsel wird kurze Rast gehalten, die ich mit vergeblichen Versuchen, Tropfwasser aufzufangen, verbringe. Noch manche böse Stelle legen wir auf der Suche nach einem geeigneten Biwakplatz zurück. Erst nach Sonnenuntergang finden wir halbwegs zusagende Felsen.

Jeder hatte rasch die Maßnahmen getroffen, die er für die geeignetsten zum Schutze gegen die Kälte ansah; die Temperatur hielt sich um Null-Grad herum, so daß wir nicht im geringsten litten. Es war windstill und mondhell und ungehindert konnte der Blick über die Unzahl von Bergeshauptern schweifen, von denen uns nur die bedeutendsten dem Namen nach bekannt waren. Nirgendshin ist ein Ausblick in ein bewohntes Tal. Lebensfeindlich starrt der Eisdorn des Elbrus in das sternfunkelnde Firmament; die Größe des „weißen Berges“ ermißt man erst recht von hoher Warte, überragte er doch unseren luftigen Sitz noch um rund 1000 Meter.

Kurz nach 6 Uhr setzten wir am andern Morgen den Anstieg zum Nordostgipfel fort. Knapp neben den Wächten, die den Grat in seiner ganzen Erstreckung krönten und über deren Ausladung nach Osten hin wir nicht immer im klaren waren, führte der Anstieg. Fast jeder Schritt mußte mit dem Beile hergestellt werden; Pfann arbeitete unverdrossen voran. Wir konnten von Glück sagen, daß wir diese Strecke so früh am Tage hinter uns brachten. Wo und wie man hier bei erweichtem Firne durchkommt, darüber mögen Nachfolger sich klar werden, wenn sie das Mißgeschick haben sollten, derartige Beschaffenheit anzutreffen.

Der Nordostgipfel des Uschba (An. 4735 m)! Zum zweitenmal, daß Menschen seinen Scheitel betraten. Aber von anderer Seite als wir waren der Engländer Cockin und der Schweizer Führer Almer angestiegen, als sie im Jahre 1888 als schönsten Sieg einer erfolgreichen Kaukasusreise die Bezwingung dieses Berges verzeichnen durften. Da die Spitze selbst überwachtet war, ließen wir uns etwa 10 m tiefer auf Felsen nieder, die jedoch nur notdürftige Ruheplätze abgaben. Durst peinigte uns, daher kroch ich in allen möglichen Rinnen herum, um Schmelzwasser zu fassen. Nach langen Bemühungen hatte ich ein knappes Quart beisammen, aus dem nun Pfann auf Spiritus Tee zu bereiten suchte, denn Leuchs wollte vorerst nichts Festes genießen, Pfann und ich teilten uns in eine Büchse Fischgräten in Tomatentunke, deren Inhalt uns in Pjatigorsk als Ölsardinen angepriesen worden war.

Länger als ratsam hatten wir so „gerastet“; jetzt hieß es handeln. Wollten wir auf Cockins Route absteigen, wollten wir in unserer Anstiegsrichtung wieder zurück, wollten wir schließlich den Südwestgipfel versuchen? Die Entscheidung lag bei Leuchs. Mit bewundernswerter Willenskraft hatte er den Schwächeanfall niedergekämpft. Hielt er sich für genügend erholt zur Fortsetzung der Tour? Er entschied für Weitergehen und gegen 11 Uhr traten wir den Niederstieg zum Uschba-Sattel an. Er bietet, eine kurze Strecke abgerechnet, keine wesentlichen Schwierigkeiten. In den Felsen fanden wir einen Faden Schmelzwasser, an dem wir uns laben und die beiden, je zwei Liter haltenden Feldflaschen füllen konnten; eine kostbare halbe Stunde verstrich mit diesem notwendigen Geschäft. Was man als Uschba-Sattel bezeichnet, ist der mehrere hundert Meter lange Firngrat, der in beträchtlichen Höhenunterschieden, im Durchschnitt etwa 4550 m hoch, sich zwischen beiden Gipfeln ausspannt. Die vermutlich tiefste Stelle ist nahe dem Nordgipfel. Zu ihr leitete ein Firnhang hinab, und wir hofften, in kürzester Frist dieses harmlos aussehende Stück hinter uns zu bringen. Wider Erwarten erwies es sich zum Teil als blankes Eis, das Pfanns Tätigkeit lange in Anspruch nahm. Wie will man einen Zeitvoranschlag für Unternehmungen auch nur annähernd richtig bemessen, bei denen zu 20 m Höhenunterschied stellenweise 1½ Stunden benötigt werden? Damit hatten wir den Uschbasattel betreten und wiederum vermeinten wir in raschem Fortschritt den prallen Wänden des Südwestgipfels näherrücken zu können. Weit gefehlt! Vier Stunden ununterbrochener schwerer Fels- und Eisarbeit kosteten die paar hundert Meter. Die Frage, ob wir uns der Ostseite, welche in mit Pulverschnee bedeckten Eishängen von enormer Neigung abwärts schoß, anvertrauen oder in den tief verschneiten Felsen

der Westseite unser Heil suchen sollten, wurde von der Mehrheit zugunsten der letzteren entschieden.

Die Reihe des Vortritts war nun wieder einmal an mir. Kletternd und Stufen schlagend wand ich mich unter den Wächten durch, welche die Schneide zu Beginn des Sattels überdachten, bis es möglich wurde, über vereiste, fast senkrechte Felsen auf diese selbst zu gelangen. Sie mußte zum Teil rittlings zurückgelegt werden, nachdem sie für diese Art der Fortbewegung hergerichtet war. Gleichwohl konnte ich nicht vermeiden, eine Wächte, durch die der tastende Pickel leicht stieß, auf kurze Strecke zu betreten, über Abgründen, für welche die Redensart „unergründlich“ eine gewisse Berechtigung hat. Das 20 m lange Reserveeil kam hier zum erstenmal in Anwendung. Beunruhigender als die unerwarteten Hindernisse war, daß das Wetter nun umzuschlagen drohte; in dichten Nebel gehüllt, saßen wir auf einem ungemein schwer zugänglichen Fleck Erde.

Umkehr war völlig ausgeschlossen, der Rückweg über den Nordostgipfel überhaupt eine sehr fragliche Sache. Wenn das Wetter wirklich schlecht werden sollte, müssen wir die Eiswand nach Osten durch das sogenannte Couloir hinab, durch welches der Sattel schon einigemal erreicht worden war. Doch heute war daran jedenfalls nicht mehr zu denken, denn es war 7 Uhr abends. Wir mußten an die Aufsuchung eines Biwakplatzes denken. An den Felsen des Südwestgipfels konnte dergleichen vorhanden sein.

Auf der Suche danach ereignete sich etwas sehr mißliches. Der Rucksack von Leuchs, in dem sich u. a. Reste des Proviantes und eine gefüllte Wasserflasche befanden, stürzte in die Tiefe. Der Verlust traf uns schwer, war aber immer noch das kleinere Übel, als wenn etwa ein Pickel Reißaus genommen hätte.

Der Ort, wo wir schließlich bleiben mußten, war weit beschränkter als der vom Vortage; alles mußte angebunden werden. Mein Platz war so, daß ich in einer Mittelstellung zwischen Liegen und Sitzen den Tagesanbruch abzuwarten hatte. Das einzig Eßbare, was wir noch besaßen, eine Büchse kondensierter Milch, machte die Runde und wurde brüderlich geteilt. Es war kälter als abends zuvor und windig. Aber ein Trost war mir geblieben: Leuchs hatte seine Pfeife mit Tabak vor dem Absturz glücklich gerettet und stellte sie mir bereitwillig zur Verfügung, wofür er noch heute bedankt sei. Es hatte wieder völlig aufgeklärt, doch war unser Gesichtskreis eingengt; nur in Abgründe von schauerlicher Tiefe, über denen die Füße baumelten, konnte der Blick unvermittelt dringen. Schließlich zog ich die Wollmütze vors Gesicht und versuchte zu schlafen, aber nur die Arme und Beine schliefen bei der unbequemen Stellung ein.

Den jungen Tag leitete Pfann, nachdem man durch Recken und Dehnen wieder einigermaßen geschmeidig geworden war, mit einer wichtigen Feststellung ein: wir haben ja noch den denaturierten Spiritus! Ein Probeschluckchen fiel zur beiderseitigen Befriedigung aus und in der Folge zogen wir uns jeweils mit Schnee vermischt, den Rest des Brennstoffes zu Gemüte. Wolkenloser Himmel blaute, von Abstieg war keine Rede mehr. Wir müssen den Südwestgipfel packen! Vom Nordostgipfel und beim Abstieg von ihm hatten wir begreiflicherweise fortgesetzt die Abbrüche des Südwestgipfels zum Sattel gemustert, und die Überzeugung der Ersteigungsmöglichkeit hatte sich immer mehr gefestigt.

Auf der Route, die wir ausgeklügelt hatten, und die von der Fallinie des Gipfels zum Anschlußpunkt des Sattels ans Massiv nur ganz wenig nach Westen abweicht, erklimm Leuchs, der sich als Rucksackloser größerer Beweglichkeit rühmen konnte, mit gewohnter Ruhe und Sicherheit die etwa 90 m hohen Felsen; eine sehr schwierige überhängende Stelle bildete das Haupthindernis. Mit Vereisung, wie sie stellenweise auftrat, wird man bei einer nach Norden und Nord-Osten schauenden Wand in der Zone von 4550 bis 4700 m stets rechnen müssen. Ein steiler Firngrat von schlechter Beschaffenheit führte uns kurz nach 9 Uhr morgens auf den Südwestgipfel des Uschba (An. 4705 m). Ein Schlückchen Spiritus kann nichts schaden!

Wir gehören nicht zu den Überschwänglichen, welche sich wiederholt die Hände schütteln oder gar umarmen, wenn sie etwas nach ihrer Meinung Bemerkenswertes in den Bergen erreicht haben; wir freuten uns aber baß über den Erfolg, jeder nach seiner Art, wie auch jeder sein Bestes gegeben hatte, das erstrebenswerte Ziel zu gewinnen. Die geringe Erweiterung des Fernblicks, die die Erreichung des Gipfels einer bereits tagelang genossenen hervorragenden Rundschau hinzufügte, konnte uns nicht lange fesseln. Die Wahrnehmung, daß der Nordostgipfel höher sei als der Südwestgipfel wurde durch den Wechsel des Standpunktes nicht erschüttert und durch die spätere Auswertung unserer barometrischen Messungen bestätigt. Freshfield glaubte übrigens schon vom Tetnuld aus das Gleiche feststellen zu können. Wer nie in gleicher Lage war, weiß nicht, welche Überwindung es kostet, bei starker physischer Abspannung Beobachtungen irgendwelcher Art, und seien sie auch kaum mit Mühewaltung verbunden, anzustellen. Wie am Nordostgipfel, so malte Pfann schließlich auch hier auf eine apere Felsplatte mit schwarzer Farbe die Jahreszahl und unsere Anfangsbuchstaben.

Nach etwas über einer Stunde Aufenthalt stiegen wir talwärts. Über den nach Südsüdwesten hinabführenden Firngrat gelangten wir bald an den

Rand der Steilwand, deren Erkletterung zuerst Freund Schulze gelungen war. In Gemeinschaft mit vier Begleitern hatte er den Südwestgipfel des Uschba etwa zwei Wochen vor uns als Erster betreten. Wir waren offen gestanden verblüfft, als wir über die beinahe senkrechte Flucht hinabsahen, und nur das Vorhandensein von Seilringen, Mauerhaken und Stricken, die unsere Vorgänger zurückgelassen hatten, gab uns die Gewißheit, daß wir da hinter müßten. Die Felsen gehören im obersten Teil für den Aufsteigenden zum schwierigsten, was noch geleistet werden kann. Wir seilten uns stückweise ab und stellten dabei die Wandhöhe auf ca. 140 m fest.

Nun wird das Wetter aber endgültig schlecht! Bald stecken wir im Nebel, der sich nur zuweilen lüftet, fernes Donnerrollen kündigt ein Gewitter. Um rascher vorwärts zu kommen, legen wir an der „Südwestecke“ das Seil ab. Jeder klettert an der westlichen Begrenzung des vereisten „unteren Schneefeldes“ abwärts, wo ihm die Felsen am besten gangbar scheinen.

Um 7 Uhr abends waren wir nach kurzem Anstieg in der Scharte (3900 m) vereinigt, von welcher der Abstieg zum Gulgletscher und damit ins Tal offen lag. Die enge Rinne, welche uns den Weg vermitteln sollte, war aber leider zur Zeit unpassierbar. Schnee lagerte lose auf Eis und bei unserm Versuche, abzustiegen rutschte die Schicht ab. Somit erwartete uns das vierte Freilager, das im Vergleich zu den Örtlichkeiten, an welchen wir die beiden vergangenen Nächte zubrachten, als ideal hätte bezeichnet werden müssen, wenn wir etwas zum Nagen und Beißen gehabt hätten. Wieder meinte es der Himmel gnädig mit uns, das befürchtete Gewitter blieb aus, es klarte wieder auf, aber auch die Kälte wurde dadurch empfindlicher.

Ohne Murren — gegen wen sollten wir auch murren — hatten wir die bisherigen Mühen ertragen. In dieser Nacht aber wäre mir vermutlich der Galgenhumor abhanden gekommen, wenn ich nicht alsbald eingeschlafen wäre. Soviel ist sicher, daß man sich nur freiwillig dergleichen unterzieht. Würde man beruflich veranlaßt werden oder sonst unter äußerem Zwange stehen, so müßte man sich für außerstande erklären. Daher glaube ich auch, daß kaum jemals berufsmäßige Bergführer gewöhnlichen Formats den Uschba überschreiten werden. Dazu gehört eine tief innerliche Freude an der Natur des Hochgebirges und an dem freien rauhen Leben in ihm, welches fast alle Kräfte zur Betätigung bringt; ein Sehnen nach Weiten und Höhen, das, kaum gestillt, von neuem auflodert — oder ein ganz unfaßbares großes Maß von Ehrgeiz.

Der Abstieg am folgenden Tage belehrte uns, daß wir klug daran getan hatten, bei Nacht nichts zu wagen, was bei Tage noch erhebliche Stufen-

arbeit und ganz achtbare Kletterei erforderte. Eine anstrengende Abfahrt in mannshoch ausgefurchten Lawinenrinnen brachte uns schließlich zum Gulgletscher hinab und damit aus dem Bereiche des Berges, in dessen Eis- und Felswildnissen wir uns vier Tage befunden hatten. Mancher Blick galt noch dem Gewaltigen, der uns im Bunde mit den Luftgeistern auch hätte vernichten können. Bald aber überwog die leidige Magenfrage alles andere. Denn unsere Körperfülle, sofern eine solche vorhanden war, war dahingeschwunden, die Reserven in Anspruch genommen. In Gul, der ersten Ortschaft, auf die wir stießen, leiteten wir eine Wiederherstellung ein, die in Betscho fortgesetzt wurde. Auf Holzkisten, welche die Einrichtung des Gemeindehauses in Betscho bildeten — unsere Schlafsäcke lagen ja wohlverwahrt am Uschbagletscher — schliefen wir dann einen totenähnlichen Schlaf.

DIE FLEISCHBANK-OSTWAND IM WILDEN KAISER

Von Walter Dittes, Elbing

„Die Ostwand ist gemacht!“ Das waren in den Tagen, nachdem es Dülfer und Schaarschmidt im Juni 1912 gelungen war, die Wand zu durchklettern, die Worte, mit denen die Kaiserkletterer am Stripsenjoch und in Hinterbärenbad die Neuankommenden begrüßten. Alles weitere lief mit der Exaktheit von Naturgesetzen ab. Zunächst Zweifel! Waren diese abgeschwächt oder gar beseitigt, so ging ein Fragen und Antworten von einer Lebendigkeit an, wie es vielleicht nur ein alter Kaiserkletterer aus jener Zeit verstehen wird. Gemacht hatten die Wand damals nur die beiden oben Genannten. Aber mit Hilfe des Turenberichts und einer mehr oder weniger lebhaften Phantasie wurde von den anderen Konkurrenten über die Erststeigung philosophiert; besonders heftig, wenn diese Phantasie durch einige „Vierteile“ beschwingt war. Unbestritten wurde die Wand als die schwerste Klettertur im „Kaiser“, von vielen sogar als die schwerste der Ostalpen überhaupt angesehen.

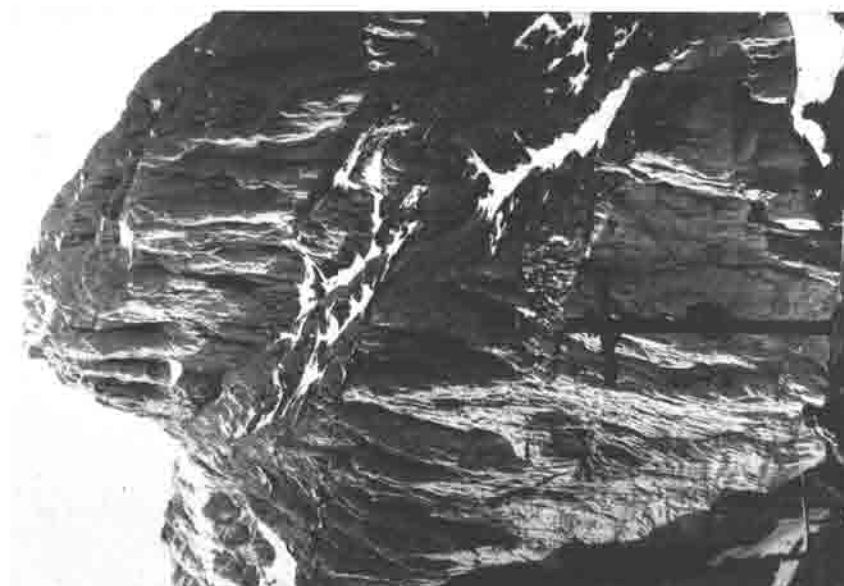
Aus dieser Stimmung heraus — nicht der alkoholischen — ergab sich für uns junge Kaiserkletterer der Wunsch, die zweite Durchkletterung oder wenigstens eine der nächsten zu machen.

Wie das im Leben so zugeht — der Wunsch war schneller und leichter als die Ausführung. Mündliche und selbst schriftliche Versuche, einen Begleiter zu finden, waren ergebnislos. Der Ruf der Wand war zu abschreckend.

Meine Stimmung wurde nicht gerade erhöht, als ich eines Tages hörte, Sixt und Genossen wäre die zweite Durchkletterung geglückt. Jetzt mußte ein Begleiter gefunden werden! Wieder und wieder bearbeitete ich meinen Vereinskameraden von Wolff; und schließlich gelang es mir, ihn wenigstens so weit zu bringen, einen Versuch zu machen.

Einige Tage später waren wir im „Kaiser“. Was wir damals als „Übungs-turen“ gemacht haben, ist mir entfallen. Bestimmt weiß ich nur noch, daß wir eines Nachmittages von irgendeiner Unternehmung mit dem schönen Gefühl nach Hinterbärenbad zurückkamen: Morgen ist ein Rasttag! Ein Wort, das selbst für den „wildesten“ Kletterer seine großen Reize besitzt.

Aber es kam anders. Die Cenzl gab mir einen Brief. Absender: Hans Pfann. Mit einigem Kopfschütteln öffnete ich das Skriptum und fand darin



Totenkriehl mit Pfann-Kamin



Fleischbank-Ostwand



Grandes Jorasses von Süden

die Frage, ob ich in den nächsten Tagen für zwei Turen Zeit hätte. Ich hatte den Inhalt noch nicht ganz verdaut, da stand auch schon der Briefschreiber neben mir und erzählte, daß der Brief vor drei Tagen in München in den Kasten gesteckt worden sei, aber trotz des großen Vorsprungs mit seinem Urheber im toten Rennen in Bärenbad angekommen wäre. Auf meine Frage, was Pfann vor hätte, erhielt ich nur die kurze Antwort: „Dasselbe wie Sie.“ Damit war die Situation geklärt. Und auf die weitere Frage: „Wann?“ erfuhr ich, daß er nur zwei Tage Zeit hätte. Das bedeutete, daß aus diesem Rasttage nichts werden würde, und daß ich den zweistundenlangen Weg zur Stripsenjoch-Hütte, den ich soeben abwärts gemacht hatte, nach kurzer Rast wieder aufwärts machen durfte.

Vorher war aber noch eine Frage zu klären. Wie stellte sich mein Freund Wolff dazu? Leider ließ er sich trotz gründlichster Bearbeitung durch Pfann und mich nicht bewegen, mit von der Partie zu sein. Er fühlte sich ihr noch nicht gewachsen. (Ein Jahr später führte er die Tur selbständig durch.)

Es war schon dunkel, als wir mit der Laterne zum Stripsenjoch aufbrachen. So gegen 11 Uhr mögen wir oben angekommen sein. Pfann schrieb schnell noch den ziemlich langen Turenbericht ab. Welche Funktion ich zu erfüllen hatte, weiß ich nicht mehr. Deutlich ist mir aber noch mein Schreck, als Pfann der Marie beim Zahlen sagte: „Also um 6 Uhr wecken.“ Für einen ausgesprochenen Kaiserkletterer eine unmögliche, nachtschlafende Zeit; denn vor 8 oder 9 Uhr wurde kaum zur Tur aufgebrochen. Aber was sollte ich als junger Dachs machen. Die Autorität Pfanns, und die Schwierigkeiten der Unternehmung erstickten jeden Widerspruch. Die stille Hoffnung, daß der Wecker versagen, Pfann im letzten Augenblick erklären würde: „Ich glaub', wir drehen uns doch noch einmal rum“, war vergeblich. Früh um 6 Uhr mußte ich aus den Federn.

Der Tee war schnell getrunken, und dann ging's zur „Steinernen Rinne“, die zum Einstieg führt. Während des Anstiegs wurden alte und neue Erinnerungen an Berge ausgetauscht, die in unserm Gesichtskreis lagen. Pfann, der ja die ganze Erschließung des Kaisers mitgemacht hatte, wußte viel Interessantes, namentlich vom Predigtstuhl und Totenkirchl zu erzählen.

Am Einstieg gab es beim Schuhwechsel die übliche Stimmung und den üblichen Dialog: „Die Nagelschuh' lassen wir wohl unten? Wieviel Reepschnur nehmen wir mit? Die Mauerhaken haben Sie doch? Teifi! Jetzt reißt mir auch noch der Schnürsenkel.“ — Endlich waren die Nagelschuhe und ein Rucksack zunftgemäß verstaут. Der zweite zierte Pfanns Rücken. Es war nur das Allernotwendigste drin.

Am Einstiegsband muß ich etwas gepatzt haben, denn ich höre noch deutlich die Frage Pfanns, ob er mal die Stelle versuchen sollte. Es ging aber schließlich doch, und schneller als wir gedacht hatten, waren wir über die Traverse und die schwierigen Risse in der „Höhle“. Und dann kam der berühmte Steigbaum. Es klappte, als hätten wir ihn schon oft im Turnsaal ausprobiert und wären nicht zum erstenmal zusammen am Seil.

Von den nächsten Kletterstellen ist mir eigentlich nur noch ein sehr schwerer gewundener Riß in Erinnerung geblieben. Ich packte ihn erst mal „so“ und dann richtig an. Sehr eindrucksvoll war auch noch die Traverse, der Schlüssel der Ersteigung. Zunächst ging es mit Seilzug etwas nach links abwärts, und dann kam eine luftige Stelle, die nach meinen Gefühlen ruhig ein oder zwei Griffe mehr hätte haben können. Aber sie gelang mir doch, und bald lag die ganze Traverse hinter mir. „Nachkommen bitte!“ Langsam zog ich das Seil ein. Plötzlich hing es irgendwo fest. Es wollte nicht mehr; weder vor- noch rückwärts. Was tut der Kletterer in solchen Lagen? Er besinnt sich, daß es wunderschöne Kraftworte gibt. Ich verbrauchte meinen ganzen Vorrat, angefangen von: „Sapristi maledetto“ — bis zum — „Ja, Herrgott sakrament!“, in dessen Unterton schon eine leichte Resignation mitklingt. Schließlich war der Vorrat an Bonmots restlos aufgebraucht. Aber das Seil saß noch „eisern“ fest. Da blieb Pfann nichts anderes übrig, als ohne Sicherung nachzukommen; und das gerade bei einer der schwierigsten Stellen. Es ging alles glatt. Das Seil gab bald seinen passiven Widerstand auf, und nach wenigen Minuten saßen wir am Ende der Traverse auf einem Geröll-Plätzchen wie auf einem Balkon nebeneinander im warmen Sonnenschein und freuten uns im Gefühl der überwundenen Schwierigkeiten. Pfann notierte gewissenhaft die Zeit. Ich fischte unterdeß nach einigen Backpflaumen in der Tasche meines Jankers. Da sah ich, wie Pfann im Rucksack herumkramte, und schließlich eine Aluminiumbüchse zutage förderte. Soldaten und Bergsteiger haben einen feinen Instinkt dafür, wenn etwas Eßbares in ihre Nähe rückt. Die Suche nach den Backpflaumen gab ich zunächst auf und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Wie richtig diese Politik war, zeigte sich sehr schnell, denn in der Aluminiumbüchse waren Herzkirschen: so groß, so sauber verpackt und so appetitlich, daß sie dem besten Delikatessengeschäft zur Zierde gereicht hätten. Mit Bedacht wurden sie eine nach der anderen verzehrt, und die Kerne im hohen Bogen in den Weltenraum hinausgeschossen. Wir wetteiferten in unserer frohen Stimmung, wer es am weitesten konnte. Nur einmal im Leben haben mir Kirschen besser geschmeckt.

Nach kurzer Rast ging es dann weiter. Herrliche Kletterei in bombenfestem Gestein, das ja die ganze Ostwand auszeichnet. Besonders schön die eine Stelle: die Traverse, die zur Kaminreihe führt. Anfang und Ende sehr schwer, dazwischen ein Gesimse, auf dessen moosartigen Graspölkern es sich wie auf einem Teppich ging. In den folgenden schweren Kaminen und Rissen kamen wir flott weiter. Wir waren beide gut in Schwung.

Doch es sollte nicht ohne ein kleines Erlebnis abgehen. Nach unserer Schätzung mußten wir am Ausstiegsriß sein. Ich war schon ziemlich hoch oben, an der Stelle, die mit einem Spreizschritt zur Steilrinne führt. Um mich etwas zu verschlaufen, war ich wieder ein Stück zu einem guten Stand zurückgegangen. Da plötzlich ein Rumpeln, das eine fatale Ähnlichkeit mit einem Donner hatte, und schon, um auch jeden Zweifel zu zerstreuen, tauchten die berühmten schwarzen Talerstücke auf, die große Regentropfen auf warmem Kalkfels hervorrufen. Eine Valuta, die wegen ihrer inflationistischen Neigung von den Bergsteigern nicht gerade hoch eingeschätzt wird. Ein Gewitter in der Ostwand! Es gibt angenehmere Dinge! Mit wenigen Worten hatten wir uns über die Situation verständigt. Da ich den größten Teil bisher geführt hatte, sollte Pfann als der Frischere die Führung übernehmen. Ich rutschte den Riß wieder herunter, und nachdem ich ihm noch „die letzten Geheimnisse“ des Risses in bezug auf Griff und Tritt enthüllt hatte, fing er an, sich langsam und sicher hochzuarbeiten. Er machte den Riß „unmodern“, d. h. er durchkletterte ihn ohne Anwendung irgendeines Mauerhakens. Eine Taktik, die wir während der ganzen Kletterei verfolgt hatten. Nur an einer Stelle schlugen wir einen Haken ein; er blieb der einzige, abgesehen von den wenigen, die die Vorgänger zurückgelassen hatten.

Unsere Annahme war richtig gewesen. Die Schwierigkeiten lagen hinter uns, und bald waren wir am Grat und auf dem Gipfel. Als wir uns zum Gelingen der dritten Durchkletterung die Hand schüttelten, da lachte Pfann sein kurzes, den Gefährten so wohlbekanntes Lachen. Nun erst sahen wir, daß das Gewitter weiter im Westen stand. Nur ein Ausläufer reichte bis zu uns herüber. Eine Gipfelrast schenkten wir uns aber trotzdem, da wir dem Wettergott doch nicht so ganz trauten.

Nach wenigen Minuten lag die Schöllhornrinne hinter uns. Als Abstieg zur Steinernen Rinne war der Herr'sche Weg gedacht. Das Programm schien klar und eindeutig, aber die Durchführung machte doch einige Schwierigkeiten. Pfann hatte sich auf mich als alten Kaiserkletterer, ich aus demselben Grunde auf Pfann verlassen. Etwas peinlich war der Augenblick, als wir uns gegenseitig das „zarte Geständnis“ machten, daß wir die Tur

nur dem Namen nach kannten und von der Route gar keine Ahnung hatten. Und den „Leuchs“ hatten wir natürlich zu Hause gelassen. Nach kurzer Beratung stiegen wir dann dorthin ab, wo nach unserer Meinung die Herr'sche Route sein mußte. Wir hatten richtig geraten. Aber wahrscheinlich haben wir uns trotzdem etwas verhaut. Ich glaube wenigstens bis heute noch nicht recht, daß die Abseilstelle, die wir machten, unbedingt erforderlich war. Uns erschien damals als Wichtigstes, daß wir trocken aus den Felsen kamen.

Gemächlich trabten wir dann zum Einstieg zurück. Zu unserer großen Freude brachte uns von Wolff, der uns aus Interesse nachgekommen war und uns in der Wand schon beobachtet hatte, die Nagelschuhe entgegen, um uns das „Hatschen“ in den Kletterschuhen abzukürzen. Als wir wieder Einblick in die Ostwand hatten, da blieben wir oft stehen und erlebten die Tur von unten aus mit erhobenen Armen und ausgestrecktem Zeigefinger zum zweiten Male. Jede schwere Stelle wurde noch einmal, diesmal theoretisch, gemacht.

Auf dem Heimweg über das Stripsenjoch erfuhr ich auch noch den „letzten Grund“ zu dem Brief, der diese Tur eingeleitet hatte. Pfann war zum „Bayerländer Abend“ im Hofbräu gewesen. Hauptgespräch am Tisch: die Ostwand, die als schwerste Kletterei in den Ostalpen angesehen wurde. — Zartfühlend, wie die Bergsteiger oft zu sein pflegen, hatte man auch die Bemerkung gemacht: „Ja, ja, die Jungen“. Da kommen halt „die Alten“ nicht mehr mit. Proscht Pfann!“ — Leider hat Pfann nicht die Beredsamkeit eines Advokaten. Ich glaube, er wird außer: Proscht! nicht viel erwidert haben. Sicher ist, daß er am nächsten Tag den oben erwähnten Brief geschrieben, und ein paar Tage später die Tur der „Jungen“ gemacht hat. Seinen Worten nach seine schwerste Klettertur.

Zu der zweiten Fahrt im Kaiser sind wir leider nicht mehr gekommen. Die Wolken hängten sich ein, und der Regen am nächsten Morgen machte jede schwere Unternehmung unmöglich. Auch die Schweizer Pläne, die wir für den Hochsommer 1912 als Ausklang des guten Verstehens während der Tur vereinbart hatten, erlitten dasselbe Schicksal. So kam es, daß es bei dieser einen Bergfahrt blieb. Sie gehört mit zu den schönsten Erinnerungen, die mich mit den Alpen und den Menschen, die ich dort traf, verbinden.

GRANDES JORASSES

(1. BEGEHUNG DER SÜDWAND, 1. ÜBERSCHREITUNG)

Von Franz Joseph Gaßner, Obermenzing-München

In Zermatt war's, als wir am Abend eines verbummelten Regentages in der für geistige Produktion besonders günstigen Luft des Bierstübels im „Cervin“ zu mehreren feierlich feststellten: Am Anfang unserer Eiszeit stand H. P. (sprich Ha Pe).

Diese These war die jeder Sentimentalität abholde Form eines dankbaren Erinnerns und bedeutete, in gangbares Deutsch übersetzt: Hans Pfann war's, der unsere ersten Schritte ins Eis lenkte, uns hütete und uns erstmals die Herrlichkeit der Eisberge zeigte.

Eine stattliche Gemeinde wird es sein, die Pfann in gleicher Weise Dank schuldet. Wieviel aber besonders ich ihm zu danken habe, will ich an einer Erinnerung zeigen, die mir teuer vor vielen geblieben ist.

Im Sommer 1909 hatte mich Pfann nach Courmayeur bestellt; Programm gab's keines. Eines nur wußte ich: Meinem Wunsch nach den Grandes Jorasses würde Erfüllung werden. Das genügte.

Ich wählte den Weg über den Col Ferret. Die Schilderungen Güssfeldts über die Südseite der Montblanc-Gruppe hatten mir's angetan. Der nüchterne Wissenschaftler, sonst jeden Überschwang vermeidend, hatte für sie Töne höchster Begeisterung gefunden.

Am Spätnachmittag des 6. August gewann ich bei der Zollstation von La Vachey den vollen Blick auf die Grandes Jorasses. Himmel, wie groß, wie wild und schön! Dieser eisumwallte Riesenbau also, der noch 2600 Meter über meinen Standpunkt ins Himmelsblau hinausragte, war der Berg, von dem Compton einmal sagte: „An Wucht der Erscheinung und Eigenart des Aufbaues haben die Grandes Jorasses keinen Rivalen in den Alpen.“

Von ihnen auf dem Weiterweg mein Denken und Sehen abzuziehen — solcher Zwang konnte an diesem Tag nur noch einem gelingen, dem lichtsprühenden Eisdome des Montblanc, dessen Majestät alles übertrifft.

In Courmayeur trafen wir in dem bescheidenen, aber gemütlichen Hotel Savoye zusammen. Es war eine honorable Tafelrunde anwesend, Namen von gutem Klang. Mich interessierte besonders der Steigeisenvater Eckenstein, neben ihm der sympathische Professor H. O. Jones aus Oxford, ein

jünger, anscheinend äußerst tüchtiger Eismann, den ein Führer Knubel aus Randa, ein Prachtkerl, begleitete.

Es wurde durchwegs fachgesimpelt.

Als wir dann unser Schlafgemach aufsuchten, einen Schulraum der Gemeindeschule Courmayeur, setzten wir uns noch zu einem Plausch zusammen, Pfann auf das Katheder, ich in die erste Bank, ein Vorzug, den ich in meinem bisherigen Leben recht selten genoß. Die Verhältnisse lagen so: An den Grandes Jorasses gab's bis jetzt nur einen Weg zur Gipfelkrone, nämlich den des Erstersteigers Whymper, reichlich alt, aus dem Jahr 1864. (Whymper hatte den Mittelgipfel erreicht, drei Jahre später bog H. Walker mit drei Führern von der ersten Route im letzten Teil zu einem Firnplateau nach Osten ab und erstieg den höheren Hauptgipfel dann über den Südgrat.) Überschritten war der Berg also noch nicht, trotz vieler Versuche; Kenner sprachen von zweiunddreißig. Wenn wir einen neuen Weg fänden, könnten wir diesem Mangel abhelfen. Dazu waren wir jetzt in Courmayeur. Das Nähere mußte sich finden, wenn wir den Berg vorerst auf dem gewöhnlichen Weg besuchten.

Hier winkte ein unverhofftes Glück! Wenn Pfann so sprach, dann war er bereits über bloße Erwägungen hinaus.

Am 7. August zogen wir mit einem Träger ins Ferret-Tal. Pfann weihte mich vollends in seine Pläne ein. Er hatte von Eckenstein und von Führern alles erfahren, was bekannt geworden war. Reichlich viel blieb noch zu erkunden und das sollte jetzt geschehen.

Der Hüttenweg war lang, aber abwechslungsreich. Die Hütte liegt hoch über dem Tal auf einer Felsinsel des Planpansière-Gletschers und wird über seilversicherte Felsen erreicht. Sie ist der Typ der kleinen, äußerst zweckmäßig erstellten und bescheiden eingerichteten, unbewirtschafteten Unterkünfte des C. A. J.

Wir sind heute Alleinbesitzer, denn unser Träger legt seine Last nieder und steigt gleich wieder ab. Die scheidende Sonne sieht uns vor unserem niedlichen Heim. Im Osten und Westen sperren hohe Kämme, die der Hauptzug nach Süden entsendet, die Sicht. Im Süden aber, jenseits der Ferret-Furche, grüßt die Paradiso-Gruppe mit dem wuchtigen Paradiso und der steilen Grivola, die uns ihren eleganten Nordgrat mit seiner prachtvollen Firnschneide zeigt. Uns rückwärts wendend sehen wir den morgigen Weg. Er scheint nicht aufregend, obwohl Schnee die erste Etappe, den Reposoir-Felsen ausgiebig bedeckt. So heißt der auffällige, vom Tal gut

sichtbare Felskamm, der gegen den Hauptgrat aufwärts zieht. „Wo er in den Firn untertaucht, bildet eine jähe und gefährliche Firnmulde die Verbindung zu dem parallel streichenden, weit höher ansetzenden Rocher Whymper, dem Südwestgrat des Mittelgipfels. Eine steile Eisrinne läßt ihn erreichen. Jenseits schließt eine fast ebene Gletscherstufe an, über der ein Hängegletscher droht. Sie leitet, jetzt allgemein begangen, an den Südgrat des Hauptgipfels und über diesen gewinnt man die Spitze.“

Diese trockene Routenbeschreibung ist die Unterlage für eine der lebensvollsten, spannendsten und schönsten Unternehmungen, mit denen mich die Berge beschenkten. Selig stand ich am nächsten Tag auf dem stolzen Gipfel, gleißende Pracht zu Füßen, einen klaren, tiefblauen Himmel zu Häupten. Sorglos und weit länger als Westalpenturen gewöhnlich es gestatten, durften wir uns der Rast erfreuen und die Fülle der neuen, unsagbar schönen Bilder genießen, die auf uns einströmten. Mehr als die sinnverwirrende Weite fesselt die nähere Umgebung. Das Prunkstück ist und bleibt der Monarch. Seine Zauber schildern zu wollen — müßiges Beginnen; es ist noch keinem geglückt. Dann aber noch die andern alle! Wieviel der Schönheit von höchstem Adel! Kann es wohl nochmals eine Aiguille Verte geben? Ein gleich kühnes Gebilde von der Wucht der Dru? Und sie sind doch nur einzelne aus einer großen Zahl. Pfann kennt sie alle und ist auf vielen von ihnen schon gestanden. Ob ich das wohl auch einmal von mir werde sagen können? Ich setze es mir trotzig zum Ziel.

Das war wohl zu vermessen, um volle Erfüllung zu finden. Aber gleichwohl wurde aus dem Erreichten im Laufe der folgenden Jahre eine Schatzkammer, die mir Freude und Erhebung beut auch dann, wenn in der Unrast des Lebens alles andere versagt.

Wir steigen wieder abwärts.

Wie im Aufstieg schon, so wandern auch jetzt Pfanns kundige Augen zur Südflanke und ihren Graten. Er will das sehen, was uns zu wissen nottut und der Berg freiwillig preisgibt. Gedankenvoll, aber mit einem zuversichtlichen Grundton, stellt er einfach fest: „Es wird schon gehen!“ Bei der Gewissenhaftigkeit des Urteils, die seine außergewöhnlichen Erfolge verstehen läßt, durfte ich deuten: „Es geht.“

Nun ist's also beschlossen und was scheuer Wunsch war, wandelte sich in mir zu brennendem Verlangen. Ich freue mich der Entscheidung. Die Gedanken schweifen ab von der Spur, die uns zur Hütte leitet; sie tummeln sich bereits auf dem morgigen Kampffeld. Die Pflicht zur Vorsicht aber fordert, den Gefährten zu betreuen, so wie dieser tut, während ich jeweils die Strecke einer Seillänge durcheile. Der Schnee ist aufgeweicht,

das Gehen mühsam, die Gefahr wach. Die Hütte erreichen wir dennoch zu guter Zeit.

Was wir tun, ist alles frohe Vorbereitung auf morgen. Wir essen, bereiten die Ausrüstung vor und suchen dann die Lagerstätte auf. Um Mitternacht aber tönt ein Wehruf: „Herrgott, es regnet!“ Das heißt Mißgeschick! Unaufhörlich trommelt es auf unser Dach und Sturm umheult die Hütte. Die unserem Plan förderliche frühe Aufbruchzeit kann nicht eingehalten werden, die Tur wird unmöglich. Wir wickeln uns wieder in die Decken und versuchen weiterzuschlafen. Es gelingt bis in den Vormittag hinein. Dann nützen wir die Gunst einzelner Sonnenblicke für die Kamera aus. Der Mittag hüllt alles wieder in graue, naßkalte Schleier, die keine Hoffnung auf Besserung aufkommen lassen. So steigen wir denn nachmittags zu Tal.

Der 10. August schon brachte Aufklaren und der 11. August, ein strahlender Tag, sah uns wieder auf dem Weg zur Hütte. Stolze Hoffnungen schwellten die Brust. Fröhlich bummelten wir fürbaß und selbst zu einer kurzer Einkehr ließen wir uns verleiten, als das kleine Wirtshaus von Planpansier hiezu lockte. Dem Hüttenweg hatten wir seine Schliche das letztmal schon abgesehen und so kamen wir ohne unnötigen Aufenthalt zu dem Moränenkamm unter der Hütte. An einem Punkt, etwa 200 Meter tiefer als diese, wandten wir uns heute nach Osten, dem Pra-Sec-Gletscher zu. Pfann wollte für morgen vorarbeiten.

Wenn die Südseite der Grandes Jorasses bis jetzt unberührt geblieben war, so lag der Grund hauptsächlich in der großen Steinschlag- und Lawinengefahr, die von einer Annäherung abschreckte. Mein Begleiter war aber wohl der Mann, der das Verhältnis zwischen den schwarzen Kugeln des Mißlingens und den weißen des Erfolges abschätzen konnte. Ich vertraute ihm blindlings. Wir waren übereingekommen, daß wir vor Tagesanbruch den gefährlichen Gletscher und seine bedrohten Stellen hinter uns bringen mußten. Am Fuß der Steilwände war dann die Hauptgefahr nach menschlichem Ermessen beschworen. Das war sicher ein Trost, konnte aber den hohen Ernst, der dem ganzen Unternehmen aufgeprägt war, kaum mildern.

Während ich noch den wilden Gletscher mit seinen Spalten und Brüchen anstaunte, schwang Pfann bereits den Pickel, um Zugang zu dem überhängenden Gletscherrand zu schaffen und den geeignetsten Weiterweg zu kennzeichnen. Scheu maß ich von Zeit zu Zeit mit den Augen die Südwand, die von dem aus der Höhe des Punktes 3807 (Barbey-Imfeld-Karte,



Zermatter Breithorn



Schreckhorn, Lauteraarhorn

La Chaîne du Montblanc, 1:50 000) herabstreichenden Kamm, westlich, und von dem SSO.-Grat, östlich, begrenzt ist. Soviel war klar: Sie würde sich nicht leicht ergeben.

Dann stiegen wir zur Hütte auf. Mit den das letztmal zurückgelassenen und den heute frisch heraufgetragenen Vorräten konnten wir einen opulenten Abendtisch bestellen, der im Notfall selbst einen kommenden Fasttag erträglich gestaltet hätte. Die das Mahl krönende Pfeife rauchten wir auf dem beschränkten Plätzchen vor der Hütte. Über uns spannte sich ein klarblaues Firmament und die letzten Strahlen der Abendsonne spielten jenseits des Tales von Ferret.

Wir brannten auf die Erlebnisse des „Morgen“. Das Rauschen der Gletscherwasser, der Donner von Steinlawinen und stürzenden Séracs in den nahen Gletscherbrüchen einten sich zu einem etwas lebhaften, aber immerhin stilvollen Schlummerlied.

In seiner geschäftsmäßigen Art schnurrte gegen 1 Uhr der Taschenwecker sein Gesetzlein herunter. Seiner Mahnung schloß Pfann sein weit persönlicheres „Raussss“ an. Der damit schon öfter erweckte unsympathische Eindruck wich aber meist, so auch heute, einem anerkennenden Wohlwollen; denn Pfann schonte, ungleich anderen Koryphäen, nicht nur auf der Tur den Gefährten, sondern er übernahm auch, wenn man nicht sehr flink dazutrat, den Großteil der Hüttenarbeiten. Als ich aus den Decken gekrochen kam, konnte ich mich sofort zum heißen Tee setzen, zu dem mein Begleiter schon vor dem Wecken das Feuer angemacht und das Wasser gehitzt hatte.

Um 1½ Uhr traten wir hinaus in die kalte Nacht. Der Himmel, sternenübersät, versprach einen schönen Tag für unser Beginnen.

Nach wenigen Schritten in den steilen Felsen, die unsere Hütte trugen, mußten wir erkennen, daß der Schein unserer Laterne unzulänglich sei. Die Vorsicht zwang, jeden Halt für Hand und Fuß zu ertasten und sorgfältig zu prüfen. So verfloß mehr als eine Stunde, bis wir das an die Felsinsel anstoßende Schneefeld betraten und dem Pra-Sec-Gletscher zuhalten konnten. Um 3 Uhr legten wir das Seil und die neugeschärften Eckenstein-Steigeisen an. Anfangs unterstützte uns noch Pfanns vorsorgliche Arbeit von gestern; bald aber wurden die Eishänge steiler und die Zerklüftung wuchs.

Der Ernst großer alpiner Unternehmungen, deren Ausgang im Ungewissen schwebt, pflegt frohen Regungen nicht förderlich zu sein. Eine kalte Nacht, schweres, trügerisches Gelände, das verlorne Fallen und

Klatschen von Steinen, das Knirschen und Tosen sich lösender Eismassen, das unsichere Licht, die düsteren Farben, die aus dunklen Abgründen widerspiegeln — es rührt an das Gemüt: Nur langsam löst sich der Bann, in den der Ernst der Situation schlägt, und weicht der Bewunderung ihrer Größe.

Meinem Begleiter sind bei seiner Erfahrung und seinem Können Anwandlungen, die an Schwäche erinnern könnten, völlig fremd und mir bleibt beim besten Willen keine Zeit dazu, denn alle Hände voll habe ich zu tun. Es ist der schwerste Gletscher, den ich bis jetzt begangen habe, und mit gespanntester Aufmerksamkeit suche ich meine Tritte und verfolge gleichzeitig die Bewegungen des Vorausgehenden. In vielfacher Wiederholung überspringt er bald eine Spalte, dann balanciert er über einen Eiskamm, bald klettert er stufenschlagend einen Eiswulst hinan, dann schleicht er wieder eine Eisplatte entlang. Wir scheinen uns der Mitte des Gletschers zu nähern. Höhere und schwierigere Eismauern stellen sich entgegen, tiefer werden die Klüfte, verworrener windet sich der Weg. Dazu fällt zum ungünstigsten Augenblick Nebel ein und hindert den Überblick. Unbeirrt aber und in seiner gelassenen Selbstverständlichkeit zieht Pfann die Bahn durch die Wirrnisse. Mit dem Gefühl unbedingter Sicherheit unter solcher Hut folge ich. Meine Freude an der neuartigen, schönen Arbeit ist gewachsen, seit sie in bunter Abwechslung im Eis all das verlangt, was der Kletterer im Fels gelernt hat. Gleichwohl bin ich nicht böse, daß die schweren Eispressungen abnehmen und wir auf den Ostarm des Pra-Sec-Gletschers übertreten. Denn Langeweile ist vorerst nicht zu befürchten, dafür sorgt der Hängegletscher, der vom Gipfelgrat niederdräut. Die Gefahr zwingt, den Lungen das Äußerste zuzumuten. In anstrengendem Steigen queren wir in östlicher Richtung gegen dunkle Felsmauern hin. Böse Hindernisse in Gestalt unheimlicher Querspalten haben sich herangeschoben und drängen uns weit ab. Aber da, auf einmal eine freudige Überraschung: Im Dämmern des jungen Tags zeigen sich saubere und verlässige Brücken über den Bergschrund. Die Lawinen schufen sie und dankbar und froh entschlüpfen wir dem Gletscher.

Es ist 5 $\frac{1}{4}$ Uhr. An Ruhe ist noch nicht im entferntesten zu denken. Die in der unteren Osthälfte der Südwand eingebettete Firnterrasse schließt an. Ihr sehr steiler Eishang, lawinendurchfurcht und beinhart, nimmt uns auf. Die Eisen bekommen scharfe Arbeit, der Schweiß perlt von der Stirne trotz der sehr fühlbaren Kälte. Steil legt sich unsere Spur aufwärts. Unter den Felsen angekommen, dürfen wir uns der ersten Sonnenstrahlen freuen. Sie beleuchten die Firnabbrüche, die uns bisher schreckten, und verklären sie zu einem Farbenwunder.

Eine Rast wird nötig, die tobenden Pulse zu beruhigen und dem Magen sein Recht werden zu lassen. Die Unruhe verscheucht aber den Genuß. Es wartet noch zuviel dunklen Landes. Eine 600 m hohe Steilwand schwingt sich auf und eine wilde Eisschlucht durchreißt sie, anscheinend die einzige Bresche, die zur Annäherung sich bietet.

Nach 20 Minuten streben wir ihr zu. 60° geneigtes Eis, dessen Härte zu Pickelarbeit zwingt, ist in langem Quergang zu meistern. Der Schluchteingang ist wenig einladend, die Felsen rechts versprechen mehr. Ihnen vertrauen wir uns an, nachdem wir unsere Zehnzacker in den Rucksack versenkt haben. Nochmals werden wir ins Eis zurückgedrängt. Nach Überwindung einer bösen Stelle erkennen wir dann von unserem höheren Standpunkt, daß ein ganz unmöglicher Überhang die Schlucht absperrt. Nun ist geklärt, daß unser Heil an der rechten Begrenzungswand zu suchen ist. Sie gehört einem riesigen Strebpfeiler an, der sich an den SSO-Grat anlehnt.

Pfanns unvergleichlicher Spürsinn überhebt uns jeweils langen Rätselratens. Steil, schwer geht's hinan, ohne Irren; der Faden scheint abzureißen, da — ein gewagter Quergang, es geht weiter, stundenlang, schön, anregend und abwechslungsreich. Sonne und Wärme werden fühlbar, Lichter spielen um uns, aber wieder einmal scheint ein Weiterkommen in Frage gestellt. Mein Gefährte verschlüpft in einen Kamin. Er schiebt sich mühsam in die Höhe. Gespannt beobachte ich. Nun schwingt er sich über den abschließenden Überhang. Ich folge — und stehe in Licht und Sonne auf dem „Pfeiler“; 10 zeigt die Uhr. Schreckhaft steil liegt der zurückgelegte Weg zu unseren Füßen.

Der Blick, der befriedigt die Tiefe maß, sucht sehnstchtig nun das Ziel in der Höhe. Es ist noch fern. Eintönig geht's weiter, gleichmäßig längs einer steilen Kante, höher und höher, endlos und mühsam. Eine scharfe Änderung bringt der SSO-Grat. Abweisende Türme, starrende Zähne und scharfe Scharten schützen ihn. Sie sind die letzten Hindernisse, die uns den Erfolg noch streitig machen könnten, und verlangen energisches Zufassen. Leise Zweifel, die sich bei ihrem Anblick regen wollen, ersticken mit unserem Vorwärtsdringen schnell in der wachsenden Zuversicht. Und als der letzte und unheimlichste Gendarm bezwungen und die letzte eiswächtenbewehrte Scharte in schwierigster Umgehung über gefährliche Platten überlistet war, da löste sich alle Spannung: Der Erfolg war uns sicher. Mit freudiger Genugtuung sahen wir zurück, woher wir gekommen.

Was noch vor uns lag, konnte kein Hemmnis mehr bergen. Das Hasten und innere Drängen hatte ein Ende: In wohligem Behagen ebbte die Unrast ab.

Pfann hatte die Kamera hervorgehoben, um die noch in ihrem Bereich liegenden letzten Kletter- und Eisstellen im Bild festzuhalten. Ich holte nach, wozu ich in der letzten Stunde, seit sich mit jedem Schritt der östliche Horizont erweiterte, nicht Zeit gefunden, und bewunderte den schönen Grand Combin und die Parade der stolzen Walliser Berge, alter Erinnerungen Schauplatz, neuen Sehns Ziel.

Nur wenige Minuten durften wir verweilen, die später beabsichtigte längere Rast sollte nicht verkürzt werden. In gehobener Stimmung machten wir uns an den letzten Grataufschwung und betraten um 1 Uhr die uns schon bekannte Gletscherstufe.

Eine dreiviertelstündige Ruhepause wurde eingelegt, nicht als unbedingte Notwendigkeit, mehr aus Pflichtgefühl und altem Herkommen. Wir aßen und tranken, denn voll ausgeruht und aufnahmefähig wollten wir auf dem Gipfel stehen.

Damit wir uns in unserer Siegesfreude nicht allzu weit vom Erdboden verlören, kroch währenddessen graues Gewölk heran, das, nicht gerade böseartig, uns doch unsicher machte. Der Plan, den Grat vom Haupt- zum Mittelgipfel (P. Whymper) zu begehen und über die Whymper-Felsen abzusteiern, verlor damit seinen Reiz. Hauptsache war jetzt, das schöne Unternehmen zu einem guten Ende zu führen.

Ohne Gepäck stiegen wir den Südgrat hinan. Auch hier eine kleine Überraschung! Nicht sehr erfreut mußten wir feststellen, daß die Hoffnung auf einen mühelosen Anstieg in unseren alten Spuren getrogen hatte; enttäuscht stapften wir in der drückenden Schwüle durch tiefen Schnee. Schon um 2¹/₂ standen wir auf dem Gipfel, zum zweitenmal innerhalb vier Tagen. In Bergfreude und Gipfelglück feierten wir damit die Krönung eines reichen und begnadeten Erlebnisses. Beseligt grüße ich die Höhen ringsum, die prangend locken zu neuen Freuden. Ein jubelndes Versprechen aus vollem Herzen, ein schneller Abschied — ich eile dem Gefährten nach.

Nur wenige Schritte sind wir vom Gipfel fern, da erschüttert Dröhnen und Krachen die Luft; eine Eislawine tost über die schauerliche Nordwand zum Leschaux-Gletscher nieder.

In kaum mehr als einer Viertelstunde stehen wir bereits wieder auf der Firnschulter. Ohne Aufenthalt wenden wir uns westwärts und hasten unter den Abbrüchen des Hängegletschers durch. Wir wissen genugsam, daß der Berg für seinen ganzen Bereich Ehrfurcht und Ernst fordert, und handeln darnach. Auf dem Whymper-Felsen angekommen, dürfen wir unbesorgt in eine gemächlichere Gangart übergehen, um aber dann bei der Schwüle des Tages bis zu den Reposoir-Felsen alle Vorsicht walten zu lassen.

Was folgt, ist ein ruhiges Ausklingen der wogenden Bilder des Tages. Die Klarheit des fortschreitend sich wieder entwölkenden Himmels leuchtet hinein. Die glänzende Schneide eines Schneekammes leitet uns tiefer und führt zu Felsen, die sicher und treu zum Gletscher weiterhelfen. Trotz seiner Zerklüftung ist dieser uns Freund und wahrte unsere früheren Spuren; sie sollen uns den ungefährdeten Weg zur Hütte weisen. Da, dem Rand schon nahe, eine eindringliche Mahnung, daß wir noch immer in dem Bann der Berggewalten weilen: Wo vor wenigen Tagen noch der Firn eine verlässige Brücke bot, eine Spalte zu übersetzen, da lag jetzt die Verwüstung, die hoch von oben ein Lawinensturz auf unseren Weg geworfen hatte. Dankbar besinnlich durchschreiten wir dies letzte Hindernis. Wir wußten ja und hatten's all die Stunden her erfahren, daß der Berg wohl will all denen, die ihm in Glauben und Vertrauen nahen.

Nach langer Fahrt nimmt uns die Hütte wieder auf. Der Abend senkt sich nieder, feierlich loht der Himmel. Sterne erstrahlen und träumender Glanz liegt auf der Erde.

Unser Tagwerk ist vollendet; in die Nacht versinkt der Tag.

Der Tag zerrann in die Vergangenheit, doch nicht zugleich was ihn erfüllt, das große und frohe Erleben. Untilgbar und in verklärtem Schein leuchtet es aus der Erinnerung an eine betörend schöne, himmelragende Eisburg, an hochgemutes Werben und glückhaftes Siegen und einen guten Kameraden, der treulich mir zur Seite stand.

EINE ÜBERSCHREITUNG DES ZERMATTER-BREITHORNS

Von Georg Hasenkamp, Tübingen

Über dem rauschenden grünen Inn auf der Terrasse ob der Kufsteiner Brücke wartet Mitte Juli 1901 eine Gruppe junger Bergsteiger vom Akademischen Alpen-Verein München darauf, daß der Zug sie wieder nach München bringen soll. Lebhaft geht die Unterhaltung. Ich sitze — damals noch nicht dem A.A.V.M. angehörig — allein an einem Nachbartisch und — es muß gestanden sein — spitze die Ohren. Denn ich höre, daß es sich um eine Besteigung des „Bauernpredigtstuhls“ auf neuem Wege handelt. Es war damals ja die Zeit, als im „Kaiser“ die Besteigungen und Begehungen selbst von Hauptgipfeln und Haupttrouten noch gezählt wurden, und am „Bauernpredigtstuhl“ war mir am 14. Juli mit dem Kaindl-Much auf seinem bei der Erstbesteigung eröffneten Wege durch den schweren Riß die dritte Ersteigung gelungen. Ich war naturgemäß sehr stolz auf diese Tur. Nun hörte ich von den Besteigern ihren Kameraden erzählen, daß sie bereits am 15. Juli, eben dem damaligen Tage, bei der vierten Ersteigung einen neuen Weg gefunden und die erste Überschreitung durchgeführt hatten. Georg Leuchs, Adolf Schulze und Hans Pfann waren es gewesen. Letzterer, der sehr ruhig bei der Gesellschaft saß, erregte mein größtes Interesse, war er doch schon damals ein „Prominenter“ unter der Bergsteiger-gilde, mit ruhmreichen Taten auch in den Westalpen. Bewundernd schaute ich hinüber, und während das Bild der übrigen Gesellschaft meinem Gedächtnis entschwand, steht dasjenige Pfanns mir so lebhaft vor Augen, daß ich noch heute sein abgewetztes Kletterwams beschreiben könnte.

Jahre später. — In Zermatt hatte sich mir am 1. September 1906 ein Knabentraum erfüllt — die Besteigung des Matterhorns. Mit Alois Pollinger und Nikolaus Brantschen war sie nach einem Biwak in den Felsen oberhalb des Tiefenmattengletschers über den Zmuttgrat geglückt. Wir waren an diesem Tage zeitig daran gewesen und gut vorwärts gekommen. Mit Verwundern hörten wir nach der Rückkehr in unser Standquartier Riffelalp, daß durchs Fernrohr noch spät am Tage ein einzelner Mann auf dem Matterhorn gesehen worden sei. Man konnte sich das nicht recht erklären. Auf unserer Route jedenfalls hatten wir nichts von einem Alleingeher bemerkt. Erst viel später fand der ungeklärte Fall seine Lösung und Bewunderung, nämlich bei der Lektüre der „Einsamen Fahrten im

Wallis“ in der A.V.-Zeitschrift 1907. Hans Pfann war der Einsame, der an dem gleichen Tage wie wir allein den Zmuttgrat bezwungen und um 3 Uhr 45 den italienischen Gipfel erreicht hatte. Leider hatte er durch ungünstig gewählten Biwakplatz und Einstieg den eigentlichen Grat erst verspätet erreicht, so daß wir uns nicht trafen.

Und nochmals vergingen Jahre, bis ich Hans Pfann im A.A.V.M. kennen lernte, und abermals, bis ich die ehrenvolle Aufforderung erhielt, als Turengefährte in die Schweiz mitzukommen.

Juli 1912 fuhren wir — Frhr. von Hertling war mit von der Partie — nach Grindelwald. Wir gingen zur Schwarzegghütte hinauf. Hier muß ich einer Gewohnheit Pfanns Erwähnung tun. Er hatte stets eine kleine Federwage bei sich, und so selbstverständlich es war, daß man keine unnütze Last mitschleppte, so selbstverständlich war es auch, daß das notwendige Gewicht gleichmäßig für die Gefährten abgewogen und verteilt wurde. Erkundend stiegen wir noch zum Strahleggorn hinauf, um am folgenden Tage das Lauteraarhorn über die Strahlegg zu ersteigen. Hierbei hatte sich uns noch eine andere Münchener Gesellschaft angeschlossen, die, obwohl selbständig, Pfanns Oberleitung als selbstverständlich hinnahm und sich seinen Anordnungen willig fügte. Obgleich ich auch schon während dieser Tur gelegentlich voran, oder beim Abstieg als Letzter gehen durfte, so fühlte ich mich doch erst bei einer späteren Unternehmung als vollwertiges Mitglied in die Seilschaft aufgenommen.

Diese Tur (28. Juli) galt zunächst dem Klein-Fiescherhorn, dem 3905 m hohen Ochs. Pfann pflegte ein vorzügliches Triëderglas sehr handlichen Formats mitzuführen, mit dessen Hilfe er am Vortag den Weg auf das sorgfältigste erkundete, so daß dann auch der Zugang zum Ochsengrat glatt bewerkstelligt werden konnte. Bei dem obersten, sehr steilen Firndreieck unterhalb des Gipfels hatte ich den Vortritt. Es mußte vom Grat hinüber zum Vorgipfel ansteigend gequert werden. Der dünne Firnbelag erwies sich fast durchgängig als unzuverlässig und nicht tragfähig, so daß Stufen in das darunter liegende Eis geschlagen werden mußten. Dieser Tätigkeit lag ich ununterbrochen während zweier Stunden ob. Meine Belohnung war ein Lob aus Pfanns Munde über die Qualität meiner Stufen und meine Ausdauer. Er hätte mich zwar ablösen können, sagte er, aber der Wechsel im Vorantritt hätte nur Zeitverlust gebracht und er hätte gesehen, daß ich es ja auch ohne das schaffe. Ich meinte, daß ich als früherer Führerturist ja wohl hätte zeigen müssen, daß man auch als solcher das Stufenschlagen erlernen könne. Mir bedeutete Pfanns Lob, daß ich mein Gesellenstück bestanden hatte. Das war ja das Schöne, daß

Pfann auch seine Gefährten an Vortritt und Sicherung neidlos teilnehmen ließ, wie er anderseits gerade letztere immer da übernahm, wo ihm sein Verantwortungsgefühl für die Sicherheit der ganzen Partie das angezeigt erscheinen ließ.

Wir waren zuletzt in dichten Nebel gekommen, der auch das weite, flache Firnfeld einhüllte, das zwischen den drei Grindelwalder Fiescherhörnern eingebettet liegt. Obwohl das Gelände zum Hinter-Fiescherhorn hinüber, das wir als weiteres Ziel vorgemerkt hatten, keinerlei Schwierigkeiten bietet, und obwohl bei Abbruch dieser Tur das im Programm vorgesehene Hinter-Fiescherhorn einen weiteren, kostbaren Tag erfordern würde, lehnte Pfann mögliches Herumirren im Nebel ab und entschied sich für Abstieg zum Walliser Fiescherfirn und Erreichen des Concordiaplatzes über die Grünhornlücke. Von seiner verantwortungsvollen Vorsicht gab Pfann alsbald im Abstieg über den vom Fiescherplateau hinabführenden steilen und zerklüfteten Teil des Firns ein Beispiel. Im Nebel vorausgehend verlangte ich Freigabe einiger Meter Seil, um über einen Schrund hinabspringen zu können. Es bedurfte einiger Verhandlungen, bis sich Pfann, der bei dem unsichtigen Wetter die Sachlage nicht überschauen konnte, überzeugen ließ, daß nichts unternommen werden sollte, was zu einer — mit Recht zu verurteilenden — unkontrollierten Bewegung hätte führen können. Ich durfte den kleinen Sprung ausführen, der in sicherem Firn landete, und Pfann war, an die Stelle nachgekommen, freundlich genug, mir sogleich die Berechtigung und Harmlosigkeit meines Vorgehens zu bestätigen und es ebenso zu machen.

Bei einer folgenden Tur auf das Grünhorn zeigte Pfann wieder seine sorgende Vorsicht. Noch im Dunkeln auf den unteren hart gefrorenen Firnhängen zeigte es sich, daß meine Steigeisen — wohl etwas stumpf geworden — nicht so sicher faßten wie die der Gefährten. Sofort ordnete Pfann trotz der Harmlosigkeit des Geländes das Anlegen des Seils an. Als wir dann als letzte Bergfahrt von Concordia aus auf das Hinter-Fiescherhorn gingen, legte Pfann planmäßig Aufbruch und Tempo so an, daß auch der Rückweg noch auf verhältnismäßig hartem Firn durchführbar war. Wir ersparten dadurch nicht nur lästige Schneestapferei, sondern vor allem auch so viel Zeit, daß wir später noch bequem nach Fiesch hinuntergehen konnten, unseren weiteren Zielen im Zermatter Bergkranz entgegen. Am Tage der Bundesfeier trafen wir in Zermatt ein, wo festliches Feuerwerk den Tag beschloß.

Am 3. August gingen Pfann und ich — Hertling hatte uns verlassen müssen — zur Gandeeggütte (3031 m) hinauf. Nach nur kurzer Nacht-

ruhe war schon um 12 Uhr Wecken und kurz nach 1 Uhr verließen wir die Hütte. Meister Pfann hat ja die Gabe, die bei führerlosen Bergsteigern im Gegensatz zu Führern, so selten gut entwickelt ist, auch auf unbekanntem Gelände beim schwachen Schein der Laterne in den ersten Stunden einer Besteigung instinktsicher den rechten Weg einzuhalten. Das sei hervorgehoben, wenn es auch gerade in diesem Falle nicht besonders schwierig gewesen sein mag. Zeitig erreichten wir auf dem gewöhnlichen Weg den Gipfel des Breithorns (4171 m), das wegen seiner Lage genau im Hintergrunde des Nikolaitales als besonders günstiger Aussichtspunkt auf die Zermatter Bergwelt geschätzt wird.

Es war noch recht früh, und wir hielten uns nicht weiter auf; lag doch noch ein langer Weg vor uns: die Überschreitung des ganzen Breithorngrates. Studer charakterisiert dessen Aufbau wie folgt: „Das eigentliche Breithorn, ein mächtiger von Westnordwest nach Ost-südost gerichteter, gegen Norden steil abfallender First hat vier Hauptgipfel: im Westen die höchste Spitze, 4171 m, eine Firnkuppe, weiter nach Osten eine Mittelkuppe, ca. 4160 m, auf den Karten ohne Quote; noch mehr östlich, von der Mittelspitze durch eine tiefe Einschartung getrennt, einen Doppelgipfel, dessen höchster Punkt auf der Siegfriedkarte die Quote 4148 m trägt und dessen Spitzen sich von Norden gesehen als Felszacken, von Süden als Firnkegel präsentieren. Nach Südost von diesem Doppelgipfel verläuft gegen das Schwarztor der Kamm der Schwarzfluh, 4089 m, von dem ein Grat südwestlich in das Firnbecken des großen Verragletschers vorspringt.“

Die Mittelspitze war also unser nächstes Ziel. Ihr Gipfelbau setzt mit einem beträchtlichen Bergschrund ab, den wir überwinden mußten. Die Gipfelschneide ist wächtengekrönt, so daß man nur in sicherer Entfernung unter ihr die Flanke durchqueren konnte. Diese ist so steil, daß, wie schon die Erstbegeher berichteten, die eine Schulter an den Schnee lehnte, und ich es vorzog, eine Strecke weit mit dem Gesicht gegen den Hang gewendet die Tritte herzustellen, während Pfann sicherte.

Auch weiterhin erforderten die Wächten peinliche Aufmerksamkeit. Einmal brach eine überraschend und fast lautlos hart neben meiner Spur ab, um in den gewaltigen Abstürzen der Nordwand zu zerschellen und zugleich einen eindrucksvollen Tiefblick frei zu machen. Sonst haben sich besondere Einzelheiten der langen und abwechslungsreichen Gratwanderung, die bald über Firn, bald über Fels führte, wenig in das Gedächtnis eingepreßt. Wir sahen, daß das Wetter sich verschlechterte und gönnten uns deshalb keinen Aufenthalt. Die Breithornzwillinge, deren höherer mit

4148 m kotiert ist, wurden überschritten und die Schwarzfluh (Roche Noire, Roccia Nera, 4089 m) erreicht. Vom Hauptgipfel bis zu diesem Eckpfeiler beträgt die Länge des Grates etwa $2\frac{1}{2}$ km.

Wir stiegen nunmehr, den Hauptkamm verlassend, zum Verragletscher ab. Beim Bergschrund machten wir gegen 3 Uhr nachmittags unsere erste und einzige, etwa halbstündige Rast. Wir waren bereits in dichtem Nebel. Unser Zeitaufwand für den Grat entsprach ungefähr den Angaben der Erstbegeher, John Stafford Anderson mit Ulrich Almer und Aloys Pollinger, die — in umgekehrter Richtung — seiner Zeit für den eigentlichen Grat über acht Stunden benötigt hatten. Der Bericht sprach von „eminenter Schwierigkeiten und Anforderungen an die Leistungsfähigkeit“. Wenn man diesem Urteil nach heutiger Auffassung auch nicht mehr zustimmen konnte, so war Ausdauer für die Tour immer noch erforderlich. Das sollte sich auch im weiteren, an sich ganz leichten, Verlauf noch zeigen.

Daß ich den Verragletscher schon früher — von einer Überschreitung der Zwillinge kommend — zum Breithorn hin begangen hatte, konnte in dem dichten Nebel nichts helfen. Wir beschlossen, um keinesfalls zu weit nach links zu geraten und möglicherweise den Breithornpaß zu verfehlen, uns am Hang entlang, etwa in Höhe des Bergschrundes zu halten, wenngleich diese Route notwendigerweise mühsamer und zeitraubender als der bei sichtbarem Wetter einzuhaltende Weg sein mußte. Aber, so sagten wir uns, zuweit nach rechts können wir nicht kommen, weil dort ja der Berg ist. Der Nebel war so dicht, daß man erst beim Aufsetzen des Fußes merkte, ob es bergauf oder bergab oder horizontal ging. Und nun geschah etwas höchst Eigenartiges, das mich später an Hand von Widmers Untersuchungen über Verirrungsbögen noch viel beschäftigt hat: wir stießen nach einiger Zeit auf eine Spur und mußten zu unserer Überraschung erkennen, daß es unsere eigene war. Wir hatten also doch nach der Bergseite hin, wo wir uns davor gesichert hielten, einen vollen Bogen gemacht, und das, obwohl wir unser doppelt genommenes Seil immer ganz ausgenutzt hatten, um möglichst die Richtung zu halten. Nun wurde aber sofort energisch mit Karte und Kompaß die Richtung festgelegt und ohne weitere Zwischenfälle genau eingehalten, wobei wir die Bogenspur nochmals schnitten. Später kamen wir aus dem Nebel heraus, dafür setzte aber nasses Schneetreiben ein und das lange Doppelseil wurde unangenehm schwer; dazu brach auch die Dämmerung herein. Als wir gegen 9 Uhr naß und durchkältet die obere Theodulhütte erreichten, lag dank unseres Zeitverlustes im Nebel eine 19stündige Tour hinter uns, auf der wir uns nur eine halbe Stunde Rast gegönnt hatten.

Glühwein und Bündnerfleisch erfrischten uns bald und die Betten der Hütte wurden, trotzdem sie sich feucht und kalt anfühlten, gern aufgesucht. Am nächsten Tage gingen wir wieder nach Zermatt hinunter.

Köstlich waren oft die, meist vom Wetter erzwungenen Ruhetage in Zermatt und die Abende im „Cervin“ oder im „Chemin de Fer“ im Kreise der Bergsteigerfreunde, zumal wenn auch Pfann aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen einmal etwas auskramte.

Wie trat hier das allgemeine Ansehen, dessen Pfann sich zu erfreuen hatte hervor! Selbst bei der Führerschaft, die einen derartigen Führerlosen neidlos als Meister anerkannte. „Herr Doktor, machen Sie das auch?“ empfing mich Heinrich Burgener mit vorwurfsvollem Ton am bekannten Mäuerchen vor dem Hotel Monte Rosa, aber als ich erklären konnte, daß ich mit Pfann ging, hatte er nichts weiter zu sagen. Solange Pfann noch ein Stück Zucker hat, hält er auch noch einen Tag in der Hochregion aus, war die Meinung der Führer. Und nach seiner Alleintour auf das Matterhorn verlangten sie dringend Pfanns Biwakausrüstung zu sehen. Nur ungern mußte er dem Drängen schließlich nachkommen und die Ausrüstung, die er dann in einer Hand anbrachte, erregte Aufsehen: eine Gummipelerine und eine Kochlaterne! — Andererseits ließ sich Pfann auch gern von mir erzählen, wie die erstklassigen Führer dies oder jenes zu machen pflegten, denn die Hochachtung war gegenseitig.

Einen besonders schönen Abend verbrachten wir einmal bei Perren in zahlreicher Bergsteigergesellschaft, deren selbstverständlicher Mittelpunkt Meister Pfann war. Hier ging es etwas offizieller zu und zahlreiche Reden wurden gehalten. Der Vorsitzende des Niederländischen Alpenvereins, Herr de Bruyn, feierte Pfann und ließ dessen Ansehen im internationalen Alpinismus erkennen, wie ja Pfann auch für die englische Bergsteigerwelt der deutsche Meisteralpinist war. — Manche sind nicht mehr, die damals froh vereint waren, unter ihnen Karl Gruber, der auch eine seiner berühmten, humorgewürzten Reden hielt. Nur das ruheheischende Klopfen der Hotelgäste an den Holzwänden des Speisesaales konnte schließlich dem vergnügten Beisammensein ein Ziel setzen.

Pfann und ich gingen noch zusammen von der Bétémphütte auf den Pollux, worüber nicht viel zu sagen ist; nur daß Pfann dieses bescheidenere Ziel an einem Tage wählte und erreichte, an dem sämtliche zahlreichen Monte-Rosa-Anwärter unverrichteter Sache umkehren mußten, weil Sturm und Kälte dort zu stark waren.

Auch das Bieshorn stand noch auf Pfanns Programm. Von der Weißhornhütte gingen wir frühzeitig zu dem Firnsattel westlich von P. 3365

hinauf. Jenseits hinab sollte ich vorausgehen. Es war noch ziemlich dunkel. Ich stieg den steilen Hang, der mit lockerem Schnee bedeckt war, durch den hindurch man die Tritte in den Untergrund stoßen mußte, Gesicht gegen den Hang, etwas schräg nach rechts von mir aus, eine Seillänge weit hinab, wo ich einen großen, sicheren Stand zu erstellen versuchte, damit Pfann nachkommen könne. Auf meine schon während des Abstiegs und nun erneut geäußerten Bedenken aber, daß ich dem Hang nicht traue, ließ mich Pfann wieder heraufkommen, und wir beschlossen das Tageslicht abzuwarten. Das Wetter verschlechterte sich jedoch bis dahin und es setzte Schneefall ein, so daß wir den Rückmarsch zur Weißhornhütte antraten. Es war das derselbe Firnhang, an dem Pfann Jahre später unverschuldet seinen größten alpinen Unfall erleben sollte, bei dem Eleonore Noll-Hasenclever tödlich verunglückte.

Damals lagen uns alle trüben Gedanken fern, im Gegenteil, wir unterhielten uns auf der Hütte sehr gut mit einer Schweizer Gesellschaft, der ein äußerst erfreuliches Schwyzer-Maidschi angehörte. Erst als die Wetteraussichten gar nichts mehr versprachen, gingen wir vollends zu Tal.

..... Tage später im Garten der köstlichen Confiserie Seiler trafen wir die junge Tochter wieder. Sie bedankte sich bei mir für eine Postkarte, — von der ich nichts wußte. Aber wäre Meister Pfann nicht so braun gebrannt gewesen, man hätte gewiß seinen roten Kopf gesehen. Nun gab es tüchtig zu lachen. Ja —, Bescheidenheit ist eine Zier —, aber sie trägt nicht immer unmittelbare Früchte. Auch das Ministerialrats-Töchterchen aus München, das wir — es war 1913 an einem Ruhetage in Chamonix, wo uns das schlechte Wetter nur wenig Turen gelingen ließ —, über den Bosongletscher spazierengeführt hatten, glaubte, sie würde zum besten gehalten, als Pfann endlich einmal etwas aus sich herausging und von asiatischen Erlebnissen plauderte. Sie ahnte bei dem zurückhaltend bescheidenen Manne nicht, welchen Stern erster Größe am Alpinistenhimmel sie vor sich hatte.

Aus Christas Bericht über den Monte Rosa Nordgrat hat sich mir eine Bemerkung über Pfann tief eingepägt. Es heißt da:

„.... wie er mit verblüffender Behendigkeit an den völlig überglasten, kleinen Felsvorsprüngen Halt suchte und fand, und binnen wenigen Minuten das gefährliche Wandstück so ruhig und sicher bemeisterte, daß man beinahe den verfänglichen Eindruck hätte gewinnen können, es müsse die Gefahr des Abgleitens bei Bergsteigern allerersten Ranges schlechtweg ausgeschlossen sein.“

Und wenn ich hier manche, vielleicht allzu unbedeutend erscheinende

Kleinigkeiten erzählt habe, so geschah dies in der Überzeugung, daß gerade Pfanns unermüdliches vorsichtiges Beachten aller, auch der kleinsten Umstände, aus denen sich schließlich eine Bergfahrt zusammensetzt, eben jene einzigartige Sicherheit erzeugte, die den Meister auszeichnet. —

Für 1914 war eine gemeinsame Kaukasusfahrt geplant. Statt ihrer, die aber glücklicherweise noch nicht angetreten war, kam der Weltkrieg und führte unsere Pfade weit auseinander.

Zu meinen schönsten Bergerinnerungen aber werden immer die Fahrten gehören, die ich mit unserem Meister, mit unserem lieben „H. P.“ zusammen erleben durfte.

DAS SCHRECKHORN

MEIN ERSTER VIERTAUSENDER

Von Karl Herr †

Im Sommer 1906 sollte mein lang gehegter Wunsch, den Kernpunkt der zentralen Schweiz, das Berner Oberland, kennen zu lernen, endlich in Erfüllung gehen. Mag einer noch so viel in den Bergen gewandert sein — wer diese Gletscherriesen nicht geschaut hat, der kennt die Alpen noch nicht in ihren großartigsten und herrlichsten Bildungen.

Mein langjähriger Freund und Gefährte auf manchen Kletterturen im Wilden Kaiser, Pfann, wollte mir bei dieser meiner ersten Fahrt in die Westalpen Scilgenosse und Führer sein.

Tatendurstig waren wir nach Grindelwald gefahren, aber der Morgen des 14. August sah uns erst gegen 9 Uhr auf den Beinen. Wir hatten für die bevorstehenden Turen etwas auf Vorrat geschlafen; Ausrüstung und Verproviantierung nahmen auch gewisse Zeit in Anspruch. Als wir die Rucksäcke schultern, wuchten sie gar schwer auf unseren Rücken und mit einigen Ergebungseufzern machen wir uns auf den Weg zur Schwarzegghütte, unserem heutigen Ziel. Den imposanten unteren Grindelwalder Gletscher entlang ziehen wir durch spärlichen Wald die Steilhänge des Mettenberges hinan; freundlich grüßen die kristallinen Fiescherhörner zu unseren Häuptern.

Beim Bergwirthshaus Bäregg, dem Endziel aller Sommerfrischler, öffnet sich der Ausblick in weitere Ferne. Der Gletscher wird sehr breit; zahlreiche Spalten, aus denen blaues Eis schimmert, zerfurchen ihn; Seitengletscher, gewaltige Moränen tragend, kommen vom Bergli und Eiger herunter. Die vorher so lichten Fiescherhörner kehren uns jetzt unheimliche Steilwände zu, die, wie wir an dunklen Strichen deutlich erkennen, in ganzer Ausdehnung von Steinlawinen zerfetzt sind.

Beschwerlicher wird der Weg, immer drückender die Rückenlast, immer häufiger das Verlangen nach Rasten. Aber wir haben ja auch Zeit! Neue prachttvolle Bilder zeigen sich uns. Das obere Eismeer, bisher dem profanen Blick verhüllt, wird nun sichtbar. Mit unerhörtem Eindruck wirken die wilden, 300 Meter tief abstürzenden Eiskaskaden auf uns; ein gewaltiges Meer von eisigen Trümmern, Spitzen und Zacken. Hoch bäumt sich der Gletscher auf, ehe er den Sprung in die Tiefe wagt. Es ist, als hätten

Titanenhände aus den Wänden der umgebenden Berge die Eisblöcke herausgerissen und wahl- und ziellos in den schaurigen Kessel geschmettert.

Ringsum Ruhe und Stille; die wohltuende und zugleich fast schmerzliche Ruhe des Hochgebirges! Kein Mensch, kein Tier stört die erhabene Einsamkeit, keinen Stein, keinen Sérac hört man stürzen. Es ist, als hielte die Welt den Atem an. Deutlich spüren wir den wehevollen Hauch dieses Augenblickes; eine eigenartige Stimmung kommt über uns. Wir fühlen das Drückende des Verlassenseins und spüren zugleich, wie der Herzschlag der Natur an unsere Seelen pocht.

Aber lange dürfen wir uns dieser Stimmung nicht hingeben. Der Pfad erfordert unsere Aufmerksamkeit. Kleine Kletterstellen drängen sich uns entgegen, Gletscherbäche müssen übersprungen werden; manche sind von der Schneeschmelze derart geschwollen, daß wir sie durchwaten müssen. Endlich kommt die Hütte in Sicht.

Als wir sie in der Dämmerung betreten, sehen wir, daß wir nicht allein oben sind. Ein deutscher Professor mit zwei Führern teilt mit uns das Obdach. Trotzdem können wir es uns in dem kleinen Raum so bequem machen, wie es die spartanische Einrichtung der Hütte erlaubt, und schon um 8 Uhr suchen wir für kurze Ruhe die Lager auf.

Aber als wir uns gegen Mitternacht zum Aufbruch rüsten, hüllt dicker Nebel die Landschaft ein und bald erfolgen die ersten Regenschauer. Enttäuscht kriechen wir wieder ins Stroh. Auch am Morgen regnet es unentwegt weiter. Doch noch blasen wir nicht zum Rückzug. Um uns Bewegung zu machen, besuchen wir, in unsere Mäntel gehüllt, die Umgebung der Hütte. Als wir zum Gletscher hinabsteigen, reißt für Augenblicke die Nebelwand und enthüllt uns unser ersehntes Ziel, das Schreckhorn. Jäh reckt es sich aus der Tiefe des brandenden Firnmeeres und zeigt uns drohend seine abweisend steilen Flanken. Nur kurz können wir unsere vorgesehene, zur Höhe leitende Route ins Auge fassen und uns über die Möglichkeiten des Durchstieges orientieren. Bald deckt wieder einförmiges Grau das Bild und es bleibt uns nichts übrig, als den Rest des Tages in der Hütte zu verträumen.

Die zweite Nacht bricht an. Wie morgen das Wetter sich gestaltet — wir wissen es nicht. Um 7 Uhr kochen wir ab. Zur Abwechslung gibt es diesmal Speck mit Erbsensuppe, gestern war die Reihenfolge im hochalpinen Menu umgekehrt. Es mundet zwar nicht besonders, da es eben an dem nötigen Appetit fehlt. Doch wir müssen dem Leibe etwas zuführen — Eiweißstoffe als Ersatzmittel für die Muskeln, die in kommenden Jahren nur zu rasch sich abnützen und Kohlehydrate als Brennstoff zur richtigen

Entwicklung von Wärme, die wir auf den eisigen Höhen recht gut brauchen können. Ehe das Strohlager uns aufnimmt, wird rasch noch ein Blick ins Freie geworfen. Die Nebel wogen auf und nieder. Sie sind noch dichter geworden. Da . . . ein Windstoß, und ganze Schwaden tanzen herein in die warme, aber muffige Bude. Leise klatscht ein feiner Sprühregen hernieder. Von einer Besserung des Wetters keine Spur!

Recht ärgerlich legen wir uns nieder. „Morgen ist es wieder nichts“, denke ich. Nicht so mein Freund, der Optimist. — Um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr wird auf alle Fälle aufgestanden und nach dem Wetter gesehen! — Mit diesem festen Vorsatz schläft er ein. Ein Glück, daß bei dem miserablen Wetter sich niemand herauftraut. Gäste hat die „Schwarzeggghütte“ keine mehr zu erwarten und die heroben sind, können einmal mit Ruhe eine Nacht schlafend verbringen.

Um 12 Uhr wacht Hans Pfann auf. „Raus!“, ruft er, mir in seiner derben Art einen Rippenstoß versetzend. „Höchste Zeit! Verflucht, schon 12 Uhr!“ — Draußen hat es aufgehört zu regnen. Nur die Nebel treiben noch ihr neckisches Spiel. Nicht einmal zum Frühstück lassen wir uns Zeit. Im Scheine unserer Laternen ersteigen wir die Moränenhügel hinter der Hütte und schreiten auf dem Kämme entlang den Gletschern zu, die vom Schreckhorn herabziehen. Wie gut es doch ist, daß wir uns tags zuvor etwas orientieren konnten!

Nun stoßen wir auf große Moränenblöcke, die von den Gletschern heruntergetragen oder herabgestürzt waren. Wie durch ein Labyrinth geht es zwischen ihnen hindurch; welche gespenstigen Formen sie annehmen — geisterhaft erhellt vom spärlichen Schein unserer Laternen!

Nach einer langen Stunde — der Moränenwall dünkt uns schier endlos und bei Tag erschien er uns höchstens 600 Meter lang — ist das sogenannte Schneecouloir erreicht. Es ist dies der untere Schreckfirn, der sich nach oben stark verschmälert und an Steilheit zunimmt. Natürlich konnte keiner von uns sich rühmen, ausgeschlafen zu haben und mithin ganz munter zu sein. In ganz mechanischer Weise hatten uns die Beine, da ja Schwierigkeiten nicht bestanden, an den Fuß des Gletschers gebracht, und auch ganz mechanisch waren die Eisen angezogen worden. Worte wurden kaum gewechselt. Die Gedanken weilen noch bei der Hütte und mir ist es mit der heutigen Tur überhaupt nicht recht ernst, da ich überzeugt bin, daß in Bälde zum Rückzug geblasen wird, wenn der Nebel sich noch mehr verdichtet und sich in Wasser wandelt.

Recht behäbig und in aller Gemütsruhe, als gelte es eine Morgenpromenade nach einer anstrengenden Nachtsitzung, beginnen wir ans Seil

gekettet den Aufstieg. Der Schnee ist vorzüglich; nicht zu hart, so daß die Eisenspitzen ohne besonderen Nachdruck eindringen können, und nicht zu weich, so daß man stets auf ihm bleibt und niemals einbricht. — Rasch gewinnen wir an Höhe.

Nun kommen die ersten Spalten. Mit der Sorglosigkeit des Wanderers ist es vorüber. Der Ernst des Augenblicks beginnt, und damit kommt Leben in den Körper — die Starrheit weicht. Unsere Lichtspender zeigen jetzt ein ganzes Spaltensystem. Probleme treten an uns heran: wie geht es weiter? Links oder rechts umgehen, oder mitten hindurch? Wie breit ist die Kluft, sind Brücken da, halten diese, ist kein Spalt überwachtet? — Der Schlaf ist plötzlich verjagt, die rauhe Wirklichkeit erfordert die Anspannung aller Geisteskräfte. Wir sind völlig munter geworden und freuen uns auf den bevorstehenden Kampf mit den Hindernissen. Wir finden glücklich den Ausweg.

Eine weitere Stunde ist verflossen in anstrengendem Steigen und im Überspringen der Gletscherspalten. — Plötzlich stehen wir vor einem gähnenden Abgrund. Vor uns ist alles schwarz, unheimlich drohende Leere. Wir schreiten links — da stellt sich uns, durch die zwei Meter breite Randkluft getrennt, dunkles Gemäuer entgegen. Auch hier ist der Gletscher zu Ende. Bleibt somit nur ein Ausweg zur rechten. — Wir sind am höchsten Ende der Schneerinne angelangt — vor einem riesigen Bergschrund. Wohl sehen wir, wie das obere Eis-Couloir durch das nächtliche Dunkel herabschimmert; aber dorthin zu gelangen, ist unmöglich. Denn der Bergschrund ist mindestens vier bis fünf Meter breit — seine Tiefe ermessen, wer kann das? — Also muß in die Felsen zur rechten ausgewichen werden. Auch hier natürlich eine Kluft. Doch die Felswand war an dieser Stelle so freundlich, ein Gesimse eigens für die Besteiger des Schreckhorns zu errichten, auf das man sich, wenn auch nicht gerade bequem, so doch mit einem tüchtigen Sprung vom Gletscher hinüberretten kann. Die Gedanken sind jetzt ganz bei der Sache. In solchen Situationen ist man gezwungen, sich zu konzentrieren! Wie geht es weiter? und vor allem — ehe wir uns zur Fortsetzung der Tur entschließen — was macht das Wetter? — Der Nebel hat merkwürdigerweise, entgegen jeder Berechnung und Voraussage, nachgelassen; ist merklich dünner geworden. Da blitzt ein Sternchen hindurch. Dort wieder eins und drüben eine ganze Anzahl. In der Tat — das Wetter klart auf. — Also schnell ans Werk, nur hinauf jetzt! — An Umkehr denkt keiner mehr. Jeder fühlt sich frisch und im Vollbesitz seiner lang aufgespeicherten Muskelkräfte.

Aber wie geht es weiter! — Da war kein Wegweiser, der gesagt hätte:

„hier“; da war kein Drahtseil, kein Stift und keine Klammer, keine Markierung; sondern zur Linken der unheimliche Schrund, vor uns und zur Rechten eine Felswand — wasserübertonnen — mit Platten, welche wie die Ziegel auf einem Dache übereinanderlagen. — Endlich entdeckt nach langem Umherleuchten und Umhertasten Hans Pfann eine Plattenverschneidung; andere nennen es Kamin. Hier ist der Schlüssel zur Besteigung des Schreckhorns. Auch Pfann ist davon überzeugt, daß es nur hier weitergehen kann.

Rasch macht er sich ans Werk. — Die Laterne zwischen den Zähnen, Pickel mit Schlinge am Handgelenk, so fängt er an, sich in dem enger werdenden, sehr durchnässten Kamin emporzustemmen. Ein Glück, daß dieser nicht vereist ist. Nur langsam gewinnt mein Freund an Höhe. Die Felsen sind schlüpfrig und Griffe müssen erst durch Umhertasten im Halbdunkel gesucht werden. Die Laterne schimmert ferner und ferner, Pfanns Gestalt wird immer gespensterhafter; nur noch Umrisse sind zu erkennen. Endlich verschwindet alles in der Dunkelheit — auch das Licht. Nur an dem Geräusch der Steigeisen und an dem Geächze und Gestöhne erkennt man, daß 20 Meter über mir ein Mensch sich in die Höhe windet.

Plötzlich wird es stille. „Wie gehts?“ frage ich, „kommt man oben weiter?“ — „Nachkommen!“, ruft Hans Pfann. „Seileinziehen!“, rufe ich dagegen. Dann wieder Stille, kein Echo, kein Laut. Urfriede ringsum, alles tot, alles ohne Leben, bis die Lebensspenderin selbst erwacht, die Nacht zum Tage wandelt, bis die Sonne ihren Morgengruß auf die Firnhänge und die zertrümmerten Felswände sendet, die dort schlummernden, den Menschen so feindlichen Kräfte erweckend. — Dann kommt wieder Leben, zuviel Leben in die erstarrte Natur und Lawinendonner wird ihre Sprache.

„Nachkommen!“, schreit wieder der Berggenosse. Zum erstenmal muß ich jetzt in der Nacht einen Kamin durchklettern mit Laterne, Pickel und Rucksack. Es ist das für mich etwas ganz Neues, Ungewohntes. Hilflos tapfen die Hände umher; es dauert eine Viertelstunde, bis die ersten fünf Meter überwunden sind. Nun finde ich keinen Griff. Neues Umhertasten; eine ungeschickte Bewegung mit der linken Hand, an deren Gelenk die Laterne hängt — und . . . aus ist das Licht! Schon einmal, als ich am Eingang zum Kamin stand, kam ein kräftiger Windstoß und verlöschte es; ich glaube 20 Minuten vergingen, bis ich wieder Feuer machen konnte. Jetzt stecke ich mitten im Kamin und abermals begegnet mir dieses Mißgeschick. Dabei wird der Kamin senkrecht und nahezu grifflos. In der Dunkelheit nach Griffen zu suchen, ist völlig unnütz, das sehe ich

bald ein. Daher arbeite ich jetzt nur noch mit Rücken und Eisen. Es geht, aber schwer. — Endlich stehe ich tiefaufatmend bei Pfann. Dreiviertel Stunden hatten uns die 25 Meter, welche der Kamin hoch ist, gekostet. Die Uhr zeigt $1\frac{1}{4}$ Uhr. Es dämmt bereits. Auf einem schmalen Felsband lassen wir uns zur kurzen Rast nieder. Was vor uns lag, sah gerade nicht verlockend aus; doch gibt es Möglichkeiten durchzukommen. Wir sind beruhigt, und geben uns der Hoffnung hin, den Gipfel zu erreichen.

Rasch nimmt die Dämmerung ab, die Sterne verblassen, die Luft ist kalt, aber klar. Unter uns dampfen noch die Nebel, alle Tiefen mit Nacht und Grauen deckend.

Wir schauen hinüber zu den benachbarten Bergketten und sehen ein Bild . . . so bezaubernd, so überwältigend schön und so hinreißend großartig, daß, wüßten wir nicht schon längst, was uns in Kampf und Mühe aufwärts treibt, uns urplötzlich klar — unheimlich klar werden müßte . . . die Zaubermacht der Berge, die unwiderstehliche Anziehungskraft der großen lichten Höhen!

Wie Inseln aus wogender, sturmgepeitschter See, so erhebt sich gerade uns gegenüber in tadelloser Reinheit der Zentralzug des Berner Oberlandes vom Mönch bis zum Kulminationspunkte, bis zur eisumgürteten Nadel, zur Idealgestalt des „Finsteraarhorns“. An ihrem Fuß, in einer Höhe von 2800 Meter brauen die graukalten Nebel, und zwar so dicht, daß die Berge nach unten wie abgeschnitten erscheinen, während ihre Häupter gespensterhaft, bleich, jäh und gewaltig zum Firmament emporstreben. Da fällt der erste Sonnenstrahl auf die Spitzen. Im Nu — freudig errötend ob des Morgenkusses der Allmutter Sonne — überziehen sie sich mit Purpur und ihre Riesenwände erglühen im rosigen Schimmer. — Wie gebannt hängen die Augen an diesem Bilde. Es war das schönste des heutigen Tages und unsere Gedanken breiten sich über diese erhabene, lichte Welt, über ihr ureigenstes Gepräge von stolzer Ruhe und ewig gleichbleibender Harmonie!

Doch wir müssen weiter. Es ist 4 Uhr und wir sind immer noch 1000 Meter tiefer als der Schreckhorngipfel. Die Lichter werden gelöscht. Die Felsklettere wird fortgesetzt; es ist kein ideales Gestein, wie wir es von unseren Turen im Kaisergebirge her gewohnt sind. Immer dachziegelartig, naß, schlüpfrig, ungemein verwittert, leichtzerbröckelnd und dabei doch ohne besondere Schwierigkeiten, aber im ganzen recht unangenehm. Der Fels wird steiler, ungangbarer. Wir müssen jetzt die obere Eisrinne zu erreichen suchen. Wie aber gehts hinüber? Über uns winkt eine Scharte,

von dort könnte man vielleicht zum Gletscher queren. Wir sehen nichts, wir fühlen dies nur.

Also los auf die Scharte. Hier droht die zweite größte Schwierigkeit im Fels. Zuerst Platten, dann ein Überhang, doch alles fest. Drüben gehts wider Erwarten ganz leicht hinunter; auf eine Abseilstelle waren wir zum mindesten gefaßt gewesen. Auf dem Gletscher kurze Rast, die Pause wird zur Orientierung benützt. Der Weiterweg ist jetzt klar vorgezeichnet. Wir überblicken den ganzen Hang, bemerken den Schrund, sehen wie es hinübergeht zum Schreckhornmassiv, schauen empor zu Grat und Spitze.

Also vorwärts! Bald stehen wir in der obersten Gletschermulde. Über einem Schneekegel, den Lawinen aufgebaut haben, gehts zum mächtigen Schrund. Wohl sehen wir die gewaltig tiefen Rinnen, die Lawinen und Steine gerissen haben, doch zu fürchten ist jetzt noch nichts. Alles ist da oben noch fest angefroren. Anders, wenn die Sonne die unheimlichen Naturkräfte wachgerufen hat; dann wäre es tollkühnes Beginnen gewesen, den Weg durch die Rinnen zu nehmen, wie wir es jetzt in so früher Morgenstunde tun dürfen.

Die Schneerinnen werden entsetzlich steil. Drüben winkt der sichere Fels; also hinüber. Es ist 6 Uhr geworden. Ganz deutlich sehen wir den Gipfel, es können nur noch 400 Meter bis zu ihm sein, so nahe dünkt er uns. Daß wir tatsächlich noch doppelt so weit zu steigen haben, erkennen wir erst später. Je mehr wir an Höhe gewinnen, umsomehr recken sich die Häupter der Viertausender, umsomehr entfernt sich das heutige Ziel. Es ärgert uns, daß wir uns so getäuscht haben. Dabei stoßen wir bei unserem Weg auf anhaltende Schwierigkeiten. Immer mehr wächst die Steilheit der Hänge, es beginnt ein Hin- und Herlavieren, bald wird man in die Eisrinne gedrängt, dann zeigt sich diese total vereist und man muß wieder auf den Fels ausweichen. Oft ist dieser so brüchig, daß man nicht weiß, wo anpacken und kostbare Minuten vergehen, bis die Stelle überwunden wird. Nicht bloß in bezug auf die gewonnene Höhe täuschten wir uns, auch die Neigung des Hanges haben wir unterschätzt. Fels und Eis drängen uns jetzt weit nach rechts; endlich — es ist schon $1\frac{1}{2}$ 10 Uhr — erreichen wir die Grateinsattelung zwischen Schreckhorn und Lauteraarhorn.

Greifbar nahe ragt die Pyramide des Schreckhorns, wir sind ca. 3978 m hoch. In einer halben Stunde glauben wir, das längst ersehnte Ziel zu erreichen, da stellen sich uns neue Hindernisse in den Weg. Wir sind im Aufstieg zu weit nach rechts geraten und haben jetzt die angenehme Aufgabe, ein paar Grattürme, die sich boshafterweise zwischen uns und dem Gipfel eingeschoben haben, zu übersteigen oder zu umgehen. Ob

ersteres möglich ist, können wir nicht sehen, denn das ist ja das Unangenehme bei Wanderungen über Grate mit vielen Türmen: man weiß nie, ob und wie es auf der uns abgewandten Seite heruntergeht. Auf gut Glück ersteigen wir den ersten Turm, er läßt sich überschreiten. Ebenso die folgenden. Jetzt erst, um $3\frac{3}{4}$ 11 Uhr stehen wir vor dem eigentlichen Gipfelaufbau. Wir machen eine kleine Rast, um Kräfte zu sammeln. Unser Blick fällt auf die herrliche Gruppe der Wetterhörner. Wir sehen die ganze Welt der östlichen Gebirge, die Häupter der Penninischen Alpen; all das läßt uns ahnen, was unser erst auf dem Gipfel wartet. Dieser starrt uns in Kegelform noch etwa 100 Meter über unserem Standpunkt entgegen.

Jetzt kommt das Schwerste. Das Schreckhorn verteidigt sich gut. Ein Bollwerk nach dem anderen muß erstürmt, eine Bastion nach der anderen erklommen werden und die Einschaltungen sind die Festungsgräben, die zu überspringen sind. Hart am feingeschwungenen Grat geht es aufwärts, zuerst die Firnkante des überaus steilen Gletschers, der sich bis zum Gipfel emporzieht, hinan. Der Firn zu unserer Rechten führt den Namen Elliotswängli zur Erinnerung an den englischen Bergsteiger Elliot, der in Begleitung von zwei Führern das Schreckhorn 1869 ersteigen wollte und auf dieser Firnwand sich vom Seil löste, um allein über den steilen Schnee den Gipfel zu erreichen. Er glitt aber aus und fiel die über 1000 Meter hohe Wand hinunter auf den Lauteraargletscher. Wo der Firn zu steil wird, betritt man den felsigen Grat. Immer zwischen Abgründen von 4000 Fuß klettert man über die schmale Schneide, über lockere Felstafeln und Türme von Aufschwung zu Aufschwung, stets wähnend, es sei der letzte. Nun kommt ein schrecklich schmales Gratstück. Im Reitsitz wird es überwunden; noch zwei Zacken, endlich um 12 Uhr ist der Gipfel erreicht.

Der Himmel ist rein, nur im fernen Westen schweben einzelne Wölkchen. Vom Tal drunten ist nichts zu sehen. Die Bergwelt aber liegt in ihrer ganzen Ausdehnung unverhüllt da. Manche Kenner nennen die Aussicht unvergleichlich. Der Blick auf die zwei zunächst liegenden Gruppen ist von wahrhaft erschütternder Wirkung. Über diesen scheint man gleichsam zu schweben; ich meine die aus dem weiten Gletscherkessel herausragenden drei prächtigen Pyramiden der Wetterhörner, und die herrliche Kette der Fiescherhörner vom Finsteraarhorn bis zum Eiger; wie eine Kristallmauer verbindet sie die beiden dunklen Eckpfeiler miteinander. Hinter ihnen zeigen sich die Grünhörner und das breite Aletschhorn. Grauerregend ist der Blick auf das Grindelwalder Eismeer, eine 5000 Fuß hohe Luftsäule trennt uns von ihm. Schweigend bewundern wir das unvergleichliche Panorama.

Kein Laut ringsum; nichts unterbricht die weihevollen Stunde, deutlich fühlen wir das Hoheitsvolle des Augenblicks und ein heißes Dankgefühl für dieses große Glück erhabensten Naturgenusses zieht ein in die Herzen. Mit inniger Befriedigung und Genugtuung erfüllt es uns, als Sieger den festen Willen in die Tat umgesetzt zu haben und also belohnt worden zu sein. Vergessen sind die Strapazen und Gefahren, mit denen wir ringen mußten, vergessen die tiefgreifenden Erregungen, die da und dort uns packten, helle Jodler erschallen weithin und verkünden des Lebens siegesjauchzende Bejahung.

Warum laden wir all diese Anstrengung freiwillig auf uns? Warum unterziehen wir uns ohne Zwang so vielen Mühen? Weil wir das Element kämpfend besiegen wollen. Schon Schopenhauer sagt: „Sich zu mühen und mit dem Widerstand zu kämpfen, ist dem Menschen Bedürfnis; Hindernisse überwinden ist der Vollgenuß des Daseins. Der Kampf mit ihm und der Weg beglückt.“

Vielleicht liegen die Gründe unseres für viele Menschen so rätselhaften Beginnens noch tiefer. Vielleicht folgen wir dem dunklen Instinkt, einem unbestimmten Drang. Was ist der Endzweck? „Nicht um die Erkletterung dieses Kamins ist es euch zu tun“, sagt Lammer, „nicht um jene Wand. Euch selbst wollt ihr kennen lernen und den unermesslichen Schatz an Gefühlen, die sonst ungekannt in der Seele vermodern. Ihr wollt nur immer reicher werden an Nervenerlebnissen. Ein brennender Durst nach neuen, tiefwühlenden Empfindungen erfüllt euch. Nicht im Alltagsleben mit seinen Trivialitäten stillt sich solch ein gewaltiges Sehnen, nein, droben mitten unter den unzählbaren Elementen, die des Menschen Inneres tief aufwühlen, da packt es euch mit unwiderstehlicher Gewalt, das Fremde, das Ungewohnte zu kosten, zu schlürfen von dem schäumenden Becher der Allmacht. Neues zerrt an euren Nervensträngen, in selig tiefem Zug stürzt ihr den köstlichen Trunk hinab; dort lebt ihr ein konzentriertes Leben; in wenigen Stunden genießt ihr hier den Inhalt ganzer Jahre des Philisterdaseins.“

Der Schlaf hatte uns übermannt. Als wir erwachten, war der Himmel leicht überzogen. Plötzlicher Witterungswechsel ist ja dort nichts Seltenes. Westwind tritt ein, bringt Leben in die Nebelmassen und jagt sie dahin. Es wird Zeit an den Abstieg zu denken. Unangeseilt, weil das Seil sehr aufhält, und das Gehen mit ihm stark ermüdet, überwinden wir in kurzer Zeit den Fels. Der Schnee ist jetzt sehr weich geworden und gebietet doppelte Vorsicht. Langsam, sacht auftretend, übersteigen wir glücklich den Schrund. Die Wolken ballen sich zusammen, der Sonnenglanz ist ver-

schwunden; schon fängt es an zu schneien. Wir beschleunigen das Tempo; mehr laufend als springend wenden wir uns dem Strahleggpaß zu. Der alten Spur getrauen wir uns nicht zu folgen, haltlos dünken uns jetzt die Stufen und die Brücken, die wir heute morgen in tadellosem Zustand gefunden. Dichte Nebel hüllen uns ein. Bedenklich ist und ein gewagtes Spiel, neue Wege zu suchen in völlig unbekanntem Gebiet, doch wir verlassen uns auf unser Glück. Nur ein Firnhang noch trennt uns vom Paß. Dann sind wir geborgen. Nach der vorzüglichen Siegfriedkarte ist von dort der Weg zur Hütte leicht zu finden, auch war er bereits von uns ausgekundschaftet. Da wird der Firnhang steiler und steiler, der Nebel zerrißt; loses schwarzes Geröll bedeckt das letzte Hindernis. Bald treffen wir auf blankes Eis. Nur 200 Meter sind es hinüber zum schützenden Bord. Aber eine lange lange Stunde vergeht noch, bis er erreicht ist. Über ungefährliche Schneehänge abfahrend, einen leichten Felsgrat überkletternd, erreichen wir das obere Eismeer und gerade mit Einbruch der Nacht die Hütte. Im strömenden Regen treten wir am anderen Morgen den Abstieg an. Tiefend von Nässe, aber innerlich hoch beglückt und befriedigt kommen wir um 4 Uhr nachmittags in Grindelwald an.

SOMMERTAGE IN COURMAYEUR 1909

Von Hans Freiherrn von Hertling, München

Es war schon spät im Frühjahr 1909, als Pfann mir eines Tages mitteilte, er beabsichtige diesen Sommer im Montblanc-Gebiet Touren zu machen und mich fragte, ob ich ihn begleiten wolle. Daß mich diese Nachricht ganz besonders freute und mir im Hinblick auf die kommenden alpinen Genüsse sozusagen das Herz im Leibe lachte, bedarf wohl keines besonderen Beweises. Denn Pfann war mir schon damals kein Fremder mehr. Ich hatte nicht nur in unseren heimatlichen Bergen auf mancher scharfen Klettertur seine nahezu unübertreffliche Sicherheit im Fels kennen gelernt, ich hatte auch in den zentralen Westalpen manche schöne Bergfahrt mit ihm durchgeführt. Und gerade hier in der Eisregion, Pfann's eigentlicher Domäne, zeigte sich sein außergewöhnliches Können, sein fabelhaftes Orientierungsvermögen auf spaltenreichen, unübersichtlichen Gletschern, die souveräne Beherrschung nicht nur des ganzen technischen Rüstzeugs, das der Hochturist sein eigen nennen muß, sondern auch die sichere Beurteilung der gerade vorliegenden Verhältnisse, aufgebaut auf einer ungewöhnlich reichen Erfahrung.

Es fiel mir wahrlich nicht schwer bei unseren gemeinsamen Fahrten seine Überlegenheit anzuerkennen, zumal Pfann in seiner zurückhaltenden Art nie auf diese Überlegenheit pochte und mir auch meinen Anteil am Gelingen eines Unternehmens redlich überließ. Wenn ich noch hinzufüge, daß Pfann mir stets in allen Dingen ein treuer lebenswürdiger Bergkamerad gewesen ist und niemals auf den zahlreichen Fahrten, die ich mit ihm zum größten Teil allein gemacht habe, auch nur der geringste Mißton die Stimmung getrübt hat, so wird man die Freude begreifen, mit der ich Pfann's Einladung aufnahm.

Das Gebiet, das Pfann in diesem Sommer aufsuchen wollte, war mir nicht unbekannt. Wenn mir auch jetzt die näheren Ziele und Pläne noch nicht mitgeteilt wurden, so wußte ich doch, daß Pfann mich nicht auf einen „gewöhnlichen“ Viertausender schleppen würde, denn diese hatte er längst gemacht, sondern daß mir ganz bestimmt irgend ein besonderer alpiner Leckerbissen vorgesetzt würde. Ich wußte ziemlich genau, welche Exemplare von Viertausendern Pfann in seiner Sammlung fehlten und so konnte ich mir ungefähr ausrechnen, daß entweder der Rochefort-Grat oder der Brouillard-Grat oder beide das voraussichtliche Ziel sein



Pointe Pfann in der Montblanc-Südwestflanke 5990 m



Illampu und Pico del Norte

würden. Auch die Aiguille de Bionnassay konnte ebenfalls noch auf das Programm gesetzt werden. Bei dieser Auswahl schöner Sachen brauchte ich wirklich nicht besorgt zu sein, daß mein allerdings nur karg bemessener Urlaub erfolglos verstreichen würde. Meine Vermutungen hinsichtlich des Zieles begannen feste Gestalt anzunehmen, als Pfann mir für Mitte Juli Courmayeur als Treffpunkt bezeichnete. Schon am Abend vor meinem ersten Urlaubstag saß ich im Zug, der mich über Bern—Lausanne nach Martigny im Rhonetal brachte. Ich hatte die Absicht, um mich ein wenig einzugehen, von Martigny aus über Sembrancher-Orsières und dann über den Kleinen Col Ferret nach Courmayeur zu kommen. Mit dem Notwendigsten im Rucksack wanderte ich an einem prachtvollen Sommertag über den wenig begangenen, einsamen Paß und konnte am Abend des gleichen Tages Pfann im Hotel Savoye in Courmayeur die Hände schütteln.

Eine Reihe schöner Tage war vergangen, die wir nicht ungenützt verstreichen ließen. Ich war mit Pfann vom Col du Géant auf der Dent du Géant und auf der Aiguille de Rochefort gewesen. Bei Besteigung des ersteren Gipfels hatten wir einen heiteren Zwischenfall erlebt, den ich, da für Pfann charakteristisch, nicht unerwähnt lassen möchte. Schon bald nachdem wir vom Gletscher in die Felsen eingestiegen waren, hörten wir weiter oben in den Wänden Stimmengewirr und laute Rufe. Da ein Unglück nicht geschehen sein konnte — das hätte man bestimmt auf der Hütte am Col du Géant gewußt — waren wir sehr neugierig auf die Lösung dieses Rätsels. Wir trafen denn auch bald eine lange Reihe von Führern und Trägern, an denen wir uns auf schmalen Bänden vorsichtig vorbeidrücken mußten. Dabei erfuhren wir, daß sie damit beschäftigt waren, die im Laufe der Zeit schadhaft gewordenen Seile auszuwechseln. Unter heftigen Handbewegungen und mit großem Stimm- aufwand suchten sie uns davon abzuhalten weiter zu gehen, weil von hier aus keine Seile mehr vorhanden seien. Da die Unterhaltung von seiten der Führer auf französisch und von uns auf deutsch geführt wurde, kam keine Einigung zustande. In Pfann's Gesicht wetterleuchtete es unter der braunen Kupferfarbe. In hastig hervorgesprudelten Worten gab er seine Meinung kund. Ich unterschied deutlich „nicht so dumm daherreden“ und „das ist wurscht, ob Seile da sind“ und „das geht die gar nichts an“. Ich weiß nicht mehr bestimmt, aber ich glaube mich zu erinnern, daß Pfann mich aufforderte, diese Wendungen den Führern ins Französische zu übersetzen, was ich aber wohlweislich unterließ, da ich als angehender Stratege mit sicherem Blick erkannte, daß den sich notwendigerweise daraus ergebenden Kampfhandlungen der nötige Entwick-

lungsraum fehlte. Im übrigen war die Kletterei in dem schwierigen aber festen Gestein ohne künstliche Hilfsmittel weit genußreicher als es eine Turnerei an den Hanfseilen gewesen wäre.

Ein wunderbar klarer Sonnentag leuchtete, als wir diese beiden Gipfel bezwangen. Alle Zeichen deuteten auf sicheres und beständiges Wetter und enthoben uns jeder Sorge wegen eines plötzlichen Wetterumschlages. So konnten wir in vollen Zügen genießen, was die Tur uns an sportlichen Genüssen und landschaftlichen Schönheiten bot. Es war für jede Geschmacksrichtung ein besonderer Leckerbissen vorhanden, und schwer zu entscheiden, ob man der luftigen Kletterei an den Wänden der Aiguille du Géant, an deren steilen Platten kein Stäubchen Schnee haften blieb, den Vorzug geben sollte oder der messerscharfen Firnschneide, die zur Aiguille de Rochefort hinüberleitet und deren Flanken in schwindelerregender Steilheit sich in der Tiefe verlieren. Und dann die Aussicht von diesem Gipfel! Alles, was in diesem Gebiet Rang und Namen hatte, war zu sehen. In weitem nach Westen ausholenden Bogen reihte sich Gipfel an Gipfel, angefangen von der Punta Margherita und den Grandes Jorasses über die Aiguille Verte und Dru zur wild zerrissenen Zackenmauer der Aiguilles von Chamonix und zum mächtigen Massiv des Montblanc, das sich weiterhin gegen Süden und Osten in die schlanken Formen des Pétéret-Grates auflöst.

Wenige Tage nachher waren wir wieder auf dem Weg zu neuen Taten. Unser Ziel war die Quintino-Sella-Hütte. Wir hatten die Absicht, vom Col Emil Rey aus über den Picco Luigi Amedeo den Montblanc de Courmayeur zu erreichen, ein bisher noch unbegangener Anstieg auf den Montblanc. Für diese Tur, wie überhaupt für einen großen Teil der von Courmayeur ausgehenden Zugangswege zum Montblanc bildete die damals erst fertiggestellte Hütte einen nicht nur wertvollen, sondern nahezu unentbehrlichen Stützpunkt. In einer abenteuerlichen Fels- und Eiswelt gelegen, deren Anblick den Besuch der Hütte allein schon rechtfertigen würde, erfordert der Zugang immerhin schon ein recht erhebliches Maß von Bergerfahrung und ist, wie wir selbst erfahren mußten, weniger harmlos, als man sich sonst vielleicht einen Hüttenweg in den Ostalpen vorstellen mag.

Unsere beabsichtigte Fahrt auf den Picco Luigi Amedeo hatten wir theoretisch schon wiederholt bis in alle Einzelheiten durchgearbeitet. Problematisch blieben nur die ersten paar Hundert Meter vom Col Emil Rey aus.

Pfann und ich hatten einen Rasttag in Courmayeur benützt, um vom Mont Chétif aus dieses Problem eingehend zu studieren. Einen ganzen Tag

lang waren wir bei herrlichstem Sonnenschein auf diesem Gipfel gelegen angesichts der gewaltigen Eis- und Felswände, die von den Grandes Jorasses über die Punta Margherita und den Rochefort-Grat herüberziehen und in einem der gewaltigsten Schaustücke der Westalpen, in der Brenvaflanke des Montblanc ihren Abschluß finden. Wir waren damals mit der Überzeugung nach Courmayeur zurückgekehrt, daß bei guten Verhältnissen die Bezwingung des Picco L. Amedeo über die zum Col Emil Rey absetzende Steilwand zwar schwierig, aber durchaus möglich sei. So zogen wir denn unter der Last unserer Rucksäcke — wir hatten für zwei Tage Proviant — an La Saxe vorbei, das Dörfchen Entrèves rechts lassend, voll froher Zuversicht in das einsame Val Veni. Da, wo die gewaltigen Stirnmoränen des Miage-Gletschers mit hohen Schuttbergen das Tal zu sperren scheinen, stöberte Pfann ein kleines Steiglein auf, das uns fast mühelos auf den untersten wenig geneigten Teil des Miage-Gletschers brachte. Die gemütliche Bummelei über den aperi Gletscher hörte leider bald auf und es begann ernste Arbeit, als wir uns längs des Glacier du Mont Blanc gegen den Felskamm wendeten, der die Quintino-Sellahütte trägt. Das Wetter, das am Vormittag noch strahlend schön war, hatte sich im Laufe des Tages bedenklich verschlechtert und als Pfann in früher Stunde des nächsten Morgens Ausschau hielt, regnete es. Also abwarten!

Als aber auch tagsüber keine Besserung eintreten wollte und der Regen allmählich in wässerigen Schnee überging, sank die Stimmung wenigstens bei mir unter den Nullpunkt. An den P. L. Amedeo war nicht mehr zu denken. Die Felsen vereist und verschneit, dazu erhöhte Steinschlaggefahr in der ohnehin schon sehr gefährdeten Zugangsrinne zum Col Emil Rey — nein, Pfann würde sich mit aller Überredungskunst niemals dazu bewegen lassen, unter diesen Verhältnissen die Tur durchzuführen. Denn bei aller kühnen Unternehmungslust und bei allem Draufgängertum behielt Pfann stets seine überlegene Ruhe, die ihn befähigte, die Verhältnisse nach ihrem tatsächlichen Wert und ihren möglichen Folgen zu beurteilen.

Wenn nun schon der P. L. Amedeo ins Wasser fiel, was aber dann? Ich konnte mit ziemlicher Sicherheit voraussehen, daß uns spätestens am nächsten Tag der Hunger zu den Fleischtöpfen Courmayeurs zurücktreiben würde, denn der unbeabsichtigte Rasttag hatte unersetzliche Lücken in den an sich schon sparsam bemessenen Proviant gerissen. Pfann, der in der eiskalten Hütte unter einem Berg von Decken wie ein Murmeltier in seinem Bau schlief, war für eine längere Aussprache unzugänglich.

Trotz einiger schüchterner Versuche war nichts mit ihm anzufangen. Die etwas mißmutig gewordene Stimmung wurde jedoch mit einem Schlag besser, als Pfann am nächsten Tage in den ersten Morgenstunden eine vollkommene Besserung des Wetters verkündete. Wir traten nach kurzer Zeit marschfertig vor die Hütte. Ich wußte eigentlich immer noch nicht, wohin die Reise gehen sollte. Heute noch bin ich überzeugt, daß Pfann damals ebensowenig einen bestimmten Plan hatte. Zunächst steuerte er einmal dem steilen Eishang zu, der sich nicht weit hinter der Hütte in dem unsicheren fahlen Sternenlicht mit phantastischer Steilheit empor-schwang. Also dahinauf wollte er! Jedenfalls war das nicht die Richtung auf den P. L. Amedeo, das stand fest. Aber was wollte er denn da oben in dem weltfernen, gottverlassenen Gletscherwinkel? Mit Feuereifer packte Pfann den Steilhang an. Hier war er in seinem Element. Obwohl sich unsere Augen an das Zwielicht gewöhnt hatten, erforderte der Hang äußerste Vorsicht wegen der wechselnden Schneeauflage, die der Wind teils zusammen-geweht, teils weggeblasen hatte, so daß stellenweise das blanke Eis hervor-trat und Stufenarbeit erforderte.

Es war bitterkalt, der Wind blies uns bis auf die Knochen, und mit Sehnsucht erwarteten wir die ersten wärmenden Sonnenstrahlen. Langsam kamen wir höher. Oben auf dem weniger geneigten Gletscher ging es trotz des reichlichen Neuschnees rascher vorwärts. Es mochte vielleicht 5 Uhr früh gewesen sein, als wir an eine Stelle gelangten, wo, um mich etwas drastisch auszudrücken, die Gegend eigentlich aufhörte. Vor uns war ein flacher Schneesattel, hinter dem steile Firnhänge zum Döme-gletscher abfielen, nördlich von uns schloß die im gelben Morgenlicht glänzende Firnwand des Montblanc das Gesichtsfeld ab. Dort oben, tausend Meter höher, hinter der sich vom blauen Himmel scharf abhebenden und unerreichbar hoch scheinenden Schneekante ging der von Chamonix über Grands Mulets heraufführende Weg, auf dem wohl in den nächsten Stunden zahlreiche Montblanc-Fahrer dem höchsten Punkte zustreben würden. Weiter nach Osten gleitet der Blick über schier unübersehbare Firn- und Eishänge, die vom Montblanc de Courmayeur und dem obersten Teil des Brouillardgrates herabkommen und in dem gewaltigen Felsgerüst des P. L. Amedeo enden. Weit schweift der Blick über die untersten Fels-zacken des Brouillardgrates und den tiefen Einschnitt des Miagegletschers zu den fernen Bergen, die um Gran Paradiso und Grivola einen Kranz aus schimmerndem Kristall legen. Jenseits des Miagegletschers zeigt die Aiguille de Trélatète ihre steile, von Eisrinnen durchsetzte Nordwand und um die ringsum starrende Wildheit einigermaßen zu mildern, geben die sanften

Linien der Aiguille de Bionnassay und des Dôme du Gouter dem Bild einen harmonischen Abschluß. Wahrlich ein Schaustück von tieferster Er-habenheit, das noch eindrucksvoller durch die Ruhe und Stille gestaltet wurde, die zu jener Stunde über die Eis- und Felswildnis gebreitet war.

Aber wir waren nicht hier herauf gekommen, um ein paar Sonnen-stunden in seligem Schauen zu verträumen. Pfann wollte dem Tag auch seinen sportlich hochtouristischen Inhalt geben. Südlich von uns in greif-barer Nähe zog ein felsiger Kamm, weithin sichtbar von wildzerhackten Zacken gekrönt, die Rochers du Montblanc. An seinem Ende, ehe er steil abfallend in den wilden Eiswogen des Montblanc-Gletschers versinkt, faßt er nochmals seine ganze Wildheit in einer Felsgestalt zusammen, deren Formenkühnheit sie ihren gewaltigen Nachbarn nicht viel nachstehen läßt. Das war unser Ziel. In ausgesetzter schwieriger Kletterei — eine plattige Wandstelle machte uns besonders viel zu schaffen — gewannen wir den Gipfel, dessen Scheitelpunkt an der Viertausender-Grenze, wenn nicht sogar darüber liegen dürfte. Also einen Gipfel* hatten wir! Ganz umsonst war die bisherige Mühe nicht aufgewendet worden und in froher Stimmung kehrten wir zu unserem Rastplatz am Beginn des Felsgrates zurück.

Unmittelbar vor uns lag in glänzendem Sonnenlicht die Montblanc-Wand. Immer und immer wieder glitt der Blick prüfend über die weiten und unwahrscheinlich hohen Eis- und Firnflächen. Wir standen zu nahe am Fuße der Wand, um alle Einzelheiten richtig beurteilen zu können, aber wir durften wohl mit ziemlicher Sicherheit feststellen, daß unüber-windliche Schwierigkeiten nirgends anzutreffen waren. Wieder war es Pfann, der dem Gedanken und dem Wunsche in seiner kurzen prägnanten Art Ausdruck verlieh: „Du, dahinauf müßt' es eigentlich auch gehen!“ und meine Antwort kam freudig zurück: „Ja! Und ich glaube, es ist nicht einmal so schwierig!“ Damit war der Entschluß gefaßt, dem unmittelbar die Ausführung folgte. Zwar war es reichlich spät für ein solches Unter-nehmen, denn die Sonne stand bald in Mittagshöhe, aber wir hatten ja noch mehr als einen halben Tag vor uns und in Muskeln und Sehnen lag die Spannkraft der Jugend.

Unser Aufstieg vollzog sich im allgemeinen längs der schwach aus-geprägten Rippe, die von den Bosses du Dromadaire zu unserem Standplatz herabzieht. In zäher Arbeit, ohne uns eine nennenswerte Rast zu gönnen, brachten wir Meter um Meter unter uns und merkten gar nicht, wie die Stunden schwanden. Als sich die Sonne schon bedenklich dem west-

* Bild Tafel VIII.

lichen Horizonte näherte und die Schatten in den Tälern länger wurden, waren wir noch immer in der Wand. Endlich nahm die Neigung ab und wir erreichten bei den Bosses du Dromadaire den flachen Rücken, auf dem eine breite Trasse uns zum Gipfel des Montblanc führte. Mit Betreten des Grates packte uns der rasende Sturm, den wir in der Wand nur wenig gespürt hatten, mit ungehemmter Wucht, so daß wir unseren Gipfel-aufenthalt möglichst abzukürzen beschlossen. Erleichtert wurde uns dies allerdings durch das recht sonderbare Verhalten einer Touristen-Gesellschaft, die anscheinend die Nacht im Observatorium Janssen zubringen wollte und die offenbar befürchtete, daß wir ihnen den ohnehin schon recht schmalen Raum noch kürzen würden. Die die Gesellschaft begleitenden Führer dagegen waren von hilfsbereiter Liebenswürdigkeit und ich bin ihnen heute noch für die Tasse heißen Tee's dankbar, der den doch etwas müden Körper wieder wohltuend erfrischte.

Es war eine eigenartige Stimmung, die über der weiten Bergwelt lag. Ungehindert schweift der Blick über alle Gipfel in der Runde, um die sich schon die abendlichen Schatten breiteten. Mit ungebrochener Kraft tobte der eisige Sturm und drückte die grau-weißen, gespensterhaft aussehenden Wolkenfetzen in die Tiefe. Wir wußten, daß die Cabane Vallot, wo wir nächtigen wollten, nicht mehr weit war und daß uns die gut sichtbare Trasse sicher über den harmlosen Grat hinunterführen würde; aber dennoch beschleunigten wir mit der einbrechenden Dämmerung unsere Schritte, um das schützende Obdach zu erreichen. Die sonst nach Ankunft in der Hütte für den Hochtouristen üblichen Beschäftigungen, als da sind Feuermachen und Kochen, fielen gänzlich aus; ebenso die Freude auf eine ausgiebige Mahlzeit, denn die zu diesen Genüssen notwendigen Grundstoffe fehlten. Die letzten spärlichen Proviantreste verschwanden rasch an ihrem Bestimmungsort und dann legten wir uns unter soviel Decken als wir nur überhaupt „erschnaufen“ konnten, um traumlos bis in den hellen Morgen zu schlafen.

Ein herrlicher Tag begrüßte uns. Es ist ein eigenartiges Gefühl, von solcher Höhe in den jungen Morgen zu schauen. Soweit das Auge reicht, breitet sich ein Meer von Gipfeln zu unseren Füßen, leuchtend in der Morgensonne. Auch Pfann, der doch wahrlich schon oft ein derartiges Bild geschaut, konnte sich dem Zauber dieser Morgenstimmung nicht entziehen. Wenn er auch in seiner wortkargen Art nur ein paar kurze Bemerkungen hinwarf, so bestätigten sie mir doch zum wiederholten Male, daß er an den Schönheiten der Natur nicht achtlos vorüberging, sondern sich einen ausgesprochenen Sinn dafür bewahrt hatte.

Von der Hütte weg senkte sich der breite Firnrücken in sanfter Neigung zum Col du Dôme, um jenseits des Sattels zur breiten Kuppe des Dôme du Goutier anzusteigen. Weiter im Süden durch die tiefe Einschartung des Col du Bionnassay getrennt, zog in feinen Linien eine scharfe Firnschneide zur Aiguille de Bionnassay empor. Ich ahnte damals nicht, daß es mir ein Jahr später vergönnt sein sollte, mit Pfann auf ihrem Gipfel zu stehen und die Erinnerung an die jetzt verlebten Stunden und Tage wachzurufen.

Vom Gipfel des Dôme du Goutier, der einen umfassenden Blick auf das obere Gletscherbecken des Bossons-Gletschers und dessen gewaltige Umrahmung bietet, stiegen wir in südwestlicher Richtung zum Col de Bionnassay ab, um von da dem Weg über den Dômegletscher zu folgen. In der Trasse einer aufsteigenden Partie, die ein gütiges Geschick uns in den Weg führte, kamen wir bald an der Cabane du Dôme an, wo wir in warmem Sonnenschein uns zu kurzer Rast niederließen. Nochmals wurden die Rucksäcke nach irgend etwas Eßbarem durchstöbert, noch ein Blick zurück auf die Eismassen des Dômegletschers und hinauf zum Montblanc gesandt, wo in schwindelnder Höhe sich wundervoll klar der weiße Gipfel vom dunkelblauen Himmel abhob; dann aber gab es kein Halten mehr und im Eiltempo ging's hinab zum Miagegletscher und hinaus nach Courmayeur, wo wir gegen Abend nach viertägiger Abwesenheit eintrafen.

Damit war unsere Tour zu Ende geführt und der Urlaub leider ebenfalls aus. Wenn auch unsere ursprüngliche Absicht nicht durchgeführt werden konnte, und mein sehnlichster Wunsch über den Brouillardgrat den Montblanc zu erreichen, nicht in Erfüllung ging, so hat uns doch Zufall oder Schicksal einen glücklichen Wurf gelingen lassen, der als ein Treffer in der Lotterie des Lebens zu bewerten war. Nicht nur die touristische Ausbeute war es, von Courmayeur aus auf den Montblanc einen Weg gefunden zu haben, der bei normalen Verhältnissen durchaus zu empfehlen ist und der bei hervorragender landschaftlicher Schönheit keine solchen Schwierigkeiten bietet, daß nicht auch einer, der nicht zu den dreimal Gesiebten der edlen Bergsteigerzunft gehört, ihn ohne Bedenken wählen könnte — nicht das allein war es, was mir diese Sommertage zu einem Erlebnis machte, sondern daß mir ein gütiges Geschick einen Bergkameraden an die Seite stellte, der sowohl mit selbstverständlicher Bereitwilligkeit den schwereren und verantwortungsvolleren Teil auf seine Schultern nahm, als auch in seinem ganzen Wesen und in seinen Anschauungen gleichgestimmte Töne in meiner Brust wachrief. Das ist wohl der hauptsächliche Grund, warum die Erinnerung an jene Tage mir bis in

kleine Einzelheiten lebendig im Gedächtnis blieb, und noch Jahre später, als ich von den granatenzerissenen Vogesenhöhen hinübersah nach meinen geliebten Schweizer Bergen und mit dem Glas die Stelle absuchte, wo der Montblanc sein schneeiges Haupt erheben mußte, dachte ich an das wundervolle Erleben jener Stunden, deren Sorglosigkeit mir wie ein Märchen in unsere wildbewegte Zeit herüberklingt.



Pétretgrat und Montblanc



Bodenseeüberfahrt



Auf dem Fleischbankgipfel. Hans Pfann, Karl Herr +

ERINNERUNGEN AN DIE ANDEN-EXPEDITION 1928

Von Alfred Horeschowsky, Wien

Wohl jeder Alpinist träumt einmal in einsamen Feierstunden von der Erhabenheit hoher, menschenferner Gebirge, die in märchenhafter Unwirklichkeit irgendwo auf der Welt ihre eisglitzernden Gipfel in den Raum senden. Sein Herz sehnt sich nach solchen einsamen himmelragenden Wildnissen, die noch kein Menschenfuß entweihte und wo die Urgewalt der Natur, in erhabenster Schönheit prunkend und gepanzert mit all ihren übergewaltigen Schrecknissen für ewige Zeiten unumschränkte Herrscherin bleibt. Wie wenig Menschen gibt es, denen sich solch phantastischer Traum einmal in reales Erleben umgestaltet!

Nun, ich gehörte zu diesen wenigen, denen das Glück zuteil ward, den Fuß in die entlegensten und wunderbarsten Bergeinsamkeiten unserer Erde setzen zu dürfen und mit leibhaftigen Augen Landschaften und Dinge zu schauen, die Millionen von Menschen für immer verschlossen bleiben. Brachte mir doch das Jahr 1927 die ehrende Einladung seitens des Hauptausschusses des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, an der geplanten Expedition in die Anden, das wilde und unberührte Bergland der Cordillera Real, teilzunehmen. Wie schlug mein Herz voll Begeisterung, jahrelange Wunschträume sich endlich verwirklichen zu sehen! Und das Maß meiner Freude wurde voll, als ich hörte, daß die Expedition unter Führung Meister Pfanns vor sich gehen sollte, eines Mannes, der mir in den Jahren gemeinsamer Westalpenfahrten ein hochgeschätzter Freund geworden war.

Wie vieles habe ich aus seiner überreichen Bergerfahrung lernen dürfen! Und wenn der Schüler auch gar oft sich widerspenstig zeigte, so fand seine jugendliche Ungebundenheit bei einem so gütigen Lehrer doch stets wohlwollende Würdigung und weise Überleitung zu rechter alpiner Tat. Wie oft kreuzten wir die Klingen unserer Meinungen in manch launigem Wortgefecht; übermütige Zweikämpfe, die dem Schüler den boshaft mahnenden Beinamen „Horesch, der leichtsinnige Österreicher“ eintrugen, während mein lieber Lehrmeister mir schleunigst in die Parade fuhr, wenn ich in auflehrender Gegenwehr etwas von einem „alten Herrn“ brummte. Diesen Hinweis auf seine Jahre und die lästige Zumutung, schon zum „alten Eisen“ gezählt zu werden, wollte er nicht wahr haben. Wer konnte denn auch das wahre Alter eines Mannes bestimmen, der seine Geburtsdaten stets wie einen Geheimakt zu hüten wußte.

Fern und weit liegen die schönen Tage der „Meisterschule“, die mir nach wohlbestandenen Prüfungen und glücklichen Erfolgen die höhere alpine Weihe eingetragen hatten; aber sie werden allezeit ein nie welkendes Blatt im Kranze meiner Erinnerungen bilden.

Nun aber: Auf nach Südamerika!

Hans Pfann hatte in fürsorglichster Art und mit klügster Überlegung in München alle Vorbereitungen für die Expedition getroffen und mit größter Hingabe diese schwierigen und höchst wichtigen Einleitungen ins Werk gesetzt. Kamen ihm doch seine Erfahrungen aus dem Tian-Schan und Kaukasus hier zugute. Was schadete es, wenn später doch kleine Mängel unausbleiblich waren und ein Teil der versalzenen Würste, ob solcher Gaumentücke vom Hungrigsten verschmäht, die Heimat wiedersahl!

Wir anderen Teilnehmer der Andenfahrt, der Innsbrucker Hugo Hörtnagel, Erwin Hein aus Linz, Dr. Friedrich Ahlfeld aus Marburg und ich hatten dagegen gut lachen; denn all die ärgerlichen und aufregenden Sorgen um das riesengroße Gepäck einer solchen Unternehmung blieben uns erspart.

Unser verehrter Leiter atmete auch sichtlich auf, als wir am 21. Februar 1928 mit Sack und Pack in Bremen an Bord der „Negada“ untergebracht waren und nach herzlichem Abschied von Freunden und Bekannten für lange Zeit die Heimat verließen. Die anstrengende 57tägige Seereise brachte viel schöne und lustige Stunden und gab uns reichlich Zeit, ausgiebig und gründlich über unsere fernen Ziele zu sprechen. Mir als echter Landratte war dieser Teil der Reise in jeder Hinsicht ein wundervolles und unvergeßliches Erlebnis. Aber schließlich nahm auch die Fahrt über das „große Wasser“ einmal ein Ende.

Am 13. April landeten wir in Mollendo und bereits am nächsten Tag war unser umfangreiches Gepäck durch das freundliche Entgegenkommen der Zollbehörden ohne Zwischenfall an Land und auf den Bahnhof gebracht. Am selben Nachmittag noch verließen wir den Ort, durchquerten südwärts eine wüstenartige eintönige Landschaft, um unter andauernder Steigung das weite Flußtal des Tambo und spät abends die schöne 2635 Meter hoch gelegene Stadt Arequipa zu erreichen.

Am nächsten Tage trug uns der Zug im Eiltempo weiter hinauf zur Hochebene, wo wir bei völliger Dunkelheit in Puno am Titicacasee, dem Endpunkt der Bahn, ausstiegen; aber nur, um das Dampfboß mit dem Schiff zu vertauschen. Das überfüllte Fahrzeug legte bei anbrechendem Morgen in dem bolivianischen Hafen Guaqui an, wo abermals die Eisenbahnstrecke begann. Staunend und voll erregter Neugierde glitt unser

Blick hinüber zu den leuchtenden Firnbergen der Cordillera Real, die in einer Entfernung von etwa 40 Kilometern aus der eintönigen Hochebene gen Himmel ragten.

Das freundliche Entgegenkommen der Grenzbehörde, die unser Gepäck uneröffnet weiterleitete, entlastete uns von jeder Alltagssorge und in festlicher Stimmung näherten wir uns der Landeshauptstadt La Paz, auf die als mächtige Wahrzeichen der Ostcordillere der Caca-Aca und der Illimani herabschauen. Am Bahnhof begrüßten uns Dr. Karl Troll aus München, der sich als Geograph unserem Trupp anschloß, der Direktor der deutschen Schule Dr. Schneider und einige Herren der deutschen Kolonie, die uns in liebenswürdiger Weise willkommen hießen und uns aller Bemühung um gute Unterkunft und Verpflegung bereits enthoben hatten. Die nächsten Tage galten den letzten Vorbereitungen für den nun beginnenden Auszug ins Hochgebirge, den wir nach den langen Reisetagen zu Wasser und zu Lande erklärlicherweise herzlichst herbeisehnten.

Am 21. April 1928 ging es per Kraftwagen die schlechte Straße hinauf zur Zinnmine Chacaltaya. Dort wurden wir vom Minenleiter, Herrn Löffler, auf das freundlichste empfangen und bewirtet. Der nächste Morgen schon galt der Ersteigung des 5200 Meter hohen Schneeberges Chacaltaya, von dessen heimatfernem Gipfel unsere Blicke fessellos in endlose Weiten wanderten. Wir schauten staunend in gewaltige Schluchten und Täler, über ungeheure, nie durchforschte Bergmassive, die ihre leuchtenden eisglitzernden Kegel feierlich in den dunkelblauen Äther hoben, und glaubten in den tiefen langgestreckten Tälern das schwärzliche Grün der Tropenvegetation zu erspähen.

Auf dem Rückweg nach La Paz lief uns bei einem Gipswerk ein kleiner Hund nach, dem sein Versuch, einen Wildbach zu übersetzen, beinahe das Leben gekostet hätte. Ich fischte mitleidig den winzigen Köter aus dem nassen Element und voll Dankbarkeit blieb er von nun an unser treuer Begleiter. Chaci hießen wir ihn nach dem Berge, an dessen Fuße wir ihm sein kurzes Hundeleben gerettet hatten.

In La Paz mußten wir jetzt an den Kauf von Reit- und Tragtieren, sowie an die Anwerbung von Trägern, Mozzos genannt, denken. Der Viehhandel mit dem rede- und gestenreichen Händler Cholo dauerte endlos. Schließlich erwarben wir insgesamt dreizehn Tiere. Sieben Mulas wurden der Carca, der Tragtierkolonne zugeteilt, während vier Mulas, ein großes und ein kleines Cordillerapferd für unseren Savannenritt ausersehen waren. Der restliche Proviant wurde eingekauft und nach Sorata, dem an der Nordwestecke der Cordillera Real herrlich gelegenen Talort gesandt.

Am 30. April waren wir startbereit. Vorerst zogen wir in das Gebiet des Caca-Aca, dessen wundervolle Form, von der Unionmine aus gesehen, an die herrliche Berggestalt der Königspitze erinnert. Leider galt hier unser Tagewerk mehr der karthographischen Unterstützungsarbeit und so durften wir den ersehnten Riesen nur aus der Ferne bewundern, obwohl wir so nebenbei einige andere bisher unbetretene Fünftausender erstiegen. Unser Dr. Troll konnte in diesem Gebiete eine Reihe karthographisch wichtiger Punkte bestimmen.

Unvergeßlich bleiben mir die herrlichen Landschaftsbilder in der Umgebung der zuerst erreichten Millunimine mit ihren großen Zinnlagern und der Unionmine, deren Nähe reiche Wismuthvorkommen aufweist. Nach fünf tägiger wissenschaftlicher Tätigkeit landete unsere Karawane mit ihren Habseligkeiten in der Pampasstadt Peñas. Der Sonnenaufgang des nächsten Morgens über der unermeßlichen Ebene bildete einen wundervollen Kontrast zu den Bildern, die wir die Tage zuvor im Gebirge schauen durften. Dunkelrot, gleich einem riesigen, glühenden Feuerball hob sich über dem Rand der weitgedehnten Fläche die Sonne empor und überflutete mit ihren Strahlen das einsame Hochland. Und in der Ferne schimmerten in traumhafter Schönheit die glitzernden Eismassen der gewaltigen Cordillerenzüge, denen wir nach nunmehr beendeter kartenkundiger Tätigkeit im Caca-Acagebiet mit frohen stürmenden Bergsteigerherzen entgegenstrebten, neue hochalpine Pfade und Ziele suchend.

Vorerst mußten wir nach Abichaci, wo wir in einem Bauerngut, Finka genannt, die Nacht verbrachten. Zeitlich am nächsten Morgen brachen wir nach Millipaya auf. Als wir ins Vorgebirge kamen, wurde der Weg beschwerlicher, so daß wir zur Tagesneige immer noch im Sattel saßen, Weiter! hieß es; noch heute muß Sorata erreicht werden!

Bei flackerndem Laternenschein ging es den kümmerlichen Pfad entlang. Ahlfeld und Hörtnagel rutschten in der Finsternis einige Meter ab, ohne jedoch Schaden zu nehmen. Rabenschwarz umwob uns die Nacht und unser gespenstiger Ritt wurde durch die Begegnung mit Indianern, die uns mit seltsamem Gepfeife umschwärmten, fast ein bißchen unheimlich. Endlich, endlich ist die Autostraße nach Sorata erreicht; nach einer Stunde ritten wir um 10 Uhr abends in dem so lange ersehnten Ort ein und wurden im Hotel Colon einquartiert.

Erst am nächsten Morgen hatten wir Gelegenheit, das kleine Städtchen kennen zu lernen und das ungemein lebhaftes geschäftliche Treiben zu bestaunen, das dort herrscht. Chinarinde, rauchgeschwärzter Kautschuk, gefleckte Jaguarfelle, schuppige Häute von Riesenschlangen, mannshohe

Bambuspfeile, silberweiße Reiherfedern, smaragdgrüne Bälge der Arraras und vieles andere werden in buntem Gewimmel und Getriebe, Feilschen und Handeln ausboten und auf die grünen Alfafa- und Maisfelder des Tales, in die menschengefüllten Straßen und Plätze der Stadt grüßt mit 4000 Metern Höhenunterschied der zackige Gipfel des majestätischen Illampu herab.

Überaus lehrreich war für uns der Einblick in das Leben und Treiben der Eingeborenen; wir interessierten uns namentlich für ihre Feste, die oft mehrere Tage und Nächte, ja Wochen dauern und bei denen sie sich zum Klang der Pauken und Flöten wüstem Trunk und Tanz ergeben. Bei solchen Festen bildet die mehr oder weniger prunkvolle Kleidung ihren größten Stolz und einer will den andern darin überbieten. Der alte, durch Jahrtausende überlieferte Federschmuck ist noch sehr beliebt und schwere, reich mit Silber bestickte Gewänder lassen erkennen, daß ihre Träger zu den angesehensten und reichsten Einwohnern gehören, die von den minder vornehmen Landsleuten gebührend bestaunt werden. Als Getränk dient ihnen das Chicha (sprich tschitscha), eine aus Mais, Reis oder Palmfrüchten durch Gärung gewonnene berauschende Flüssigkeit, die sie in großen Mengen vertilgen. Das Chicha gleicht dem mexikanischen Pulque und wird auf eine für europäischen Geschmack sehr unappetitliche Art durch vorheriges Kauen der Pflanzen zubereitet.

Allzuschnell vergingen uns in Sorata die nächsten Tage, in denen wir die letzten Vorbereitungen zum Aufbruch in das Gebiet der Hauptcordillere trafen. Unser Herz sehnte sich nach den schneegekrönten Gipfeln, um deren einsame Höhen der Sturm braust, während zu ihren Füßen die senkrecht herabbrennende Sonne das spärliche Grün der Puna versengt.

Endlich war der 13. Mai gekommen, an dem wir mit Richtung gegen den Tipuanypaß aufbrechen konnten. Ein dürftiges Steiglein schlängelt sich zur Höhe, das unsere schwer beladenen Packtiere bald in einen erbärmlichen Zustand versetzte. Unterhalb der Paßhöhe bezogen wir nach so vielen verweichlichenden städtischen Tagen wieder einmal ein hartes Zeltlager. Zu Mittag des folgenden Tages standen wir auf dem 4700 Meter hohen Übergang und wurden durch einen unvergeßlichen Blick auf den jungfräulichen Gipfel des Illampu, das Hauptziel der Expedition, belohnt.

Glaube niemand, daß allein das Ersteigen dieser entlegenen gewaltigen Bergriesen Schwierigkeiten bietet. Das Bestimmen und Erkennen der gesuchten Höhen, das Ausmachen der einzuschlagenden Wegroute bedeutet oft eine nicht minder anstrengende, zeitraubende und ärgerliche Beschäfti-

gung. So erging es uns, die wir den Illampustock verkannten und vorerst auf eine ganz andere Spitze loszogen, in dem Glauben, diese sei der von uns zum Ziel genommene Berg. Wir haben uns dadurch fünf Tage lang ganz vergebens in teilweise sehr schwierigem Gelände abgekämpft und kostbare Zeit verloren. Doch blieb uns wenigstens die Genugtuung, diesen falschen Illampu zu erobern und seinen 6100 Meter hohen Gipfel Pico del Norte oder Nordend zu taufen.

Ungemein beschwerlich war es, das Hauptlager, das uns auf etwa 5300 Metern als erster Stützpunkt dienen sollte, aufzuschlagen. Es ist unglaublich, was die Mulas mit Leichtigkeit an schwierigem Vorgebirgs-
gelände überwinden; dabei tragen sie entweder den Reiter oder eine 80 Kilogramm schwere Last auf ihren Rücken, ohne das dies Gepäck ins Wanken käme oder der Reiter einmal absteigen müßte.

Unsere vier Mozzos waren mit der Beaufsichtigung der Carca und der Lagerarbeiten so vollauf beschäftigt, daß wir uns gezwungen sahen, noch zwei Indios zum Führen einzelner Carcamulas anzuwerben. Diese Indios brachten uns von den einschichtigen Indianersiedlungen Schafe, Kartoffeln und Oka für unsere Küche. Oka ist eine kartoffelähnliche Erdfrucht, aber viel wasserhaltiger und mit einem eigenen süßen Beigeschmack. Sie bildete nebst dem Schafffleisch während der ganzen zwei Monate unseres Aufenthaltes in den Cordilleren unsere Hauptnahrung.

Pfann, Hein und ich hatten einen wunderschönen Lagerplatz an einem kleinen Bergsee entdeckt, bis zu dem unsere drei Mulas gerade noch vordringen konnten. Als aber unsere Indios dieses Bergsees ansichtig wurden, erklärten sie einstimmig, hier nicht einen Augenblick bleiben zu können, sonst müßten sie sterben, denn dieser See sei verwunschen. Nicht für vieles Geld waren sie zu halten und so ließen wir sie eben laufen. Aber dabei blieb es nicht, denn diese Indios hatten mit ihrer religiösen Wahnvorstellung und ihrem Aberglauben auch unsere übrigen Mozzos angesteckt. Ja, es kam so weit, daß uns, so bald die Dunkelheit angebrochen war, keiner der Mozzos mehr Wasser aus dem nahen See holte. Ein besonders Ängstlicher lief am nächsten Morgen einfach weg; und als wir ihn wieder eingeholt hatten, nützte alles Verhandeln nichts. Wir mußten ihn schließlich ins Hauptlager zurückschicken.

Nun begann der eigentliche Kampf um unser großes Ziel. Wir wollten den Illampu über seine Nordflanke bezwingen. Ein Zeltlager entstand 4500 Meter hoch in der „Seescharte“. Von hier gelangten wir am folgenden Tag auf einen wildzerrissenen Gletscher, wo in 4800 Meter Höhe ein weiteres Hochzelt aufgeschlagen wurde.

Am 19. Mai bezogen wir unterhalb des „Nordsattels“ ein Lager ohne Schlafsäcke in Höhe von 5400 Metern. Nun sollte die Entscheidung fallen! Der folgende kalte Morgen sah uns auf dem schroffen Nordgrat des Berges. Nach fünfstündiger harter Bergsteigerarbeit in zeitweilig schwierigstem Gelände erreichten wir den Eckpfeiler des Illampustockes und mußten zu unserer Bestürzung leider feststellen, daß wir uns geirrt hatten. Denn unser eigentliches Ziel, der Hauptgipfel des Illampu, reckte viel weiter südlich, noch etwa 400 Meter über unserem Standpunkt, seine unbetretene Spitze in den Äther. Diese Erkenntnis traf uns hart; alle bisherigen Mühen waren vergeblich, da der gewaltige, von vielen Türmen unterbrochene Verbindungsgrat von unserem Vorgipfel aus, den wir Pico del Norte (etwa 6040 m) taufte, ungangbar war. Eher schien uns der Südgrat des Illampu möglich und wir beschlossen nunmehr, den Angriff über diesen zu versuchen.

Bei schlechter werdendem Wetter wurde auf gleichem Wege der Abstieg angetreten und nach manchen heiteren und ernsten Zwischenfällen landeten wir glücklich in unserem ersten Hochlager. Am nächsten Tag leuchtete wieder hell die Sonne und wir warteten ungeduldig auf unsere Träger, die bereits am frühen Morgen eintreffen sollten, aber erst mittags um 1 Uhr angekeucht kamen. Zur Entschädigung für die Verspätung brachten sie uns gekochtes Schafffleisch, Kartoffeln und Orangen.

Wir verlegten nun unsere Tätigkeit in das Gebiet des Coocotales, um von hier aus den Illampu anzugehen. Da die Moräne des Coocogletschers für unsere Mulas unpassierbar war, entliehen wir uns in der Finka Cocco 19 Lamas und drei Indios als Treiber.

Am 28. Mai zogen wir los, um unseren Berg über den Südgrat aus der Illampuscharte zu bezwingen. Aber wieder war es ein vergebliches Mühen; der Sturm scheiterte an dem Steilabbruch in dieser Scharte.

Nun hieß es abermals über den Carahuanypaß (4400 m) zum Tipuanypaß (4700 m) zurückzuwandern, denn nur von Nordwesten sahen wir noch eine Möglichkeit, den stolzen Berg zu bezwingen. Vom Hauptlager im Acohumatal zogen Hörtnagel und ich zu alpinem Kundschafterdienst aus und kamen mit frohen Meldungen wieder am 5. Juni zurück.

Am 6. Juni brachen Pfann, Hein, Hörtnagel und ich mit drei Trägern, die unsere Zelte und Schlafsäcke schleppten, auf. In einer Höhe von 5300 Metern errichteten wir ein Lager und schickten die Träger zurück. Eigenartige Nebelschwaden zogen um den von uns so hartnäckig umkämpften Gipfel; ich fürchtete Schlechtwetter.

Fronleichnam, den 7. Juni verließen wir um 3 Uhr morgens unser

primitives Obdach. Der werdende Tag brachte Kälte, Sturm und Nebel, so daß wir abermals um das Gelingen unseres Planes bangen mußten. Jetzt galt es alle Kraft und das ganze Können einzusetzen! Stufe für Stufe schlug ich steil eine spiegelblanke Eisfläche hinauf, jeden Zoll mühsam erkämpfend. Hörtnagel kam nach und übernahm den Vortritt. Tapfer stapfte er durch den nun auftretenden Pulverschnee zum Gipfelgrat hinauf. Keuchend stand er noch auf der ersten Wächte, als ein Sturmwind heranbrauste und den lästigen Wolkenschleier zerriß. Ein wundervolles Bild bot sich unseren Augen — die wächtengekrönte, jungfräuliche Spitze des Illampu!

Freund Hörtnagel überließ mir nun wieder den Vortritt. Mit äußerster Vorsicht stieg ich den ersten Wächtenturm hinan. Jeden Augenblick befürchtete ich, daß die ganze Schneide des überhängenden pulverigen Gebildes mit uns abrutschen und in die bodenlose Tiefe sausen würde. Noch wenige Meter trennten uns bald von der Gipfelwächte und um 5 Uhr nachmittags schlug ich endlich der höchsten Zacke der Illampukrone die Spitze ab (6500 m).

Hörtnagel folgte nach, dann kamen auch Hein und Pfann. Hein band Bambusstöcke mit den drei Fahnen, der deutschen, österreichischen und bolivianischen, zusammen und reichte sie mir herauf. Bald flatterten sie lustig im wilden Sturm gen Osten.

Wenige Augenblicke verweilten wir nur auf der lichtumflossenen Höhe. Ein stummer Gruß galt unseren Lieben und der Heimat mit ihren Bergen, von denen uns Länder und Meere trennten. Bald stiegen wir wieder zu den Schatten des Tales, einen letzten Blick noch unserem königlichen Berge schenkend, von dem die Sonne zugleich mit uns Abschied nahm. Auf 6200 Metern bezogen wir in meinem Zdarskysack eine Beiwacht im ewigen Eise.

Der erste Blick am nächsten Tage traf den stolzen Bruderberg des Illampu, den Ancohuma (6400 m), der, wenn auch niedriger als unser Gipfel, zu den schönsten Erhebungen des Gebietes zählt. Um 2 Uhr nachmittags rückten wir in unserem Hauptlager ein und wurden von den Trägern, die unsere Fahnen auf der Spitze gesehen hatten, mit „viva alemania“ begrüßt. Die braven Menschen begnügten sich aber nicht mit Hochrufen, sondern hatten in fürsorglichster Weise für ein zwar einfaches, aber reichliches Festmahl gesorgt. Zur besonderen Feier des Tages tranken wir sogar Würzburger Hofbräubier, das ich, einer plötzlichen, aber nicht ganz unglücklichen Eingebung folgend, bei einem Proviantritt aus Sorata hatte mitnehmen lassen.

Am 9. Juni hielten wir mit Sack und Pack unseren Einzug in Sorata, wo wir einige Tage wohlverdienter Ruhe und Erholung zu verleben gedachten. Auf dem Hauptplatz wurde unser Theodolit aufgestellt, durch den wir unsere Fahnen auf dem Illampu betrachten konnten. Bald waren wir von einer Menschenmenge umringt; alles wollte, womöglich gleichzeitig, durch das geheimnisvolle Rohr zur Höhe blicken. Ein wildes Geplapper, für und wider, ja und nein, schwirrte durch die Luft. Die guten Leute konnten es einfach nicht fassen, daß wir ganz gewöhnlichen Erdenbürger so hoch oben gewesen sein sollten. Unsere Tat fand anscheinend wenig Glauben; ja, die Gemeinderegierung bestritt sogar unsern Ersteigungsbericht. Wir zogen in das Haus des Subpräfekten und versuchten ihn von der Wahrheit unseres Unternehmens zu überzeugen. Aber alle Vorstellungen und Erklärungen waren umsonst. Erst als unsere Träger einen Eid ablegten, daß sie wirklich die Fahnen auf dem Gipfel gesehen hätten, beschloß eine für diesen Zweck einberufene Gemeindegemeinschaft unsere bergsteigerischen Erfolge zu bestätigen.

Wie weit liegen nun die Tage zurück, die wir in einsamer Beiwacht erträumt und ersehnt hatten! Die wilden Berge und weiten Fernen, die vieltausendjährige Einsamkeit himmelnaher Gipfel!

Der kluge und vielgewanderte Dr. Hoek hat den Gewinn solcher Fahrten in fremden Landen also geschildert: „Wir alle, so viele unser in die Berge gehen, sei es auf der Voralpe grüne Höhen, sei es in die Schrecken höchsten Gletschereises, erstreben vor allem ein Ziel: uns der Natur und ihrer Schönheit zu freuen! Wo sind Eindrücke gewaltiger, wo spricht die Natur verständlicher zu uns, als draußen in der Wildnis, in der unbekannten, fern von Kultur und Menschen?“

Und gewiß, es ist eine dankenswerte Aufgabe, Botschaft zu bringen aus einem der herrlichen Gebirge, wo sich der üppigen Tropenvegetation satte Farben mischen mit dem Schimmer des ewigen Eises auf den Höhen, wo die grünen Triften seltsamer Alpenlandschaften, die weißen Firnen mit wandernden Wolken unmittelbar an die Endlosigkeit der Wüste mit ihrer sengenden Sonne und ewig heiterem Himmel grenzen; wo abgrundtiefe Täler hineinführen in das Dämmerdunkel dichtesten Urwaldes, wo kühne Himmelsburgen ihre eisgekrönten Zinnen emporrecken, bis nahe an die letzte, von Menschen erklommene Höhengrenze.

So führe denn unsere Bergsteigerjugend auch weiterhin das deutsche Banner auf unbetretene Spitzen und Grate in fremder Bergwelt! Zu Ruhm und Ehre des deutschen Namens, zu Nutz und Frommen deutscher Kultur und Wissenschaft!

TOTENKIRCHL-PFANNKAMIN

AUF DEN SPUREN MEISTER PFANNS IM KAISERGEIRGE *

Von Paul Hübel, München

Wenn auch dem gefeierten Altmeister des Bergsteigens, Hans Pfann, meine ganze Verehrung und Bewunderung gilt, so kann ich doch leider aus meinen alpinen Erlebnissen keines der Öffentlichkeit bekannt machen, das mich weit genug in die Gemeinschaft mit ihm geführt hätte, um einen Bericht hierüber interessant und lesenswert zu gestalten. Wohl kenne und schätze ich Pfann seit vielen Jahren; aber mein Zusammensein mit ihm beschränkte sich auf Gelegenheiten, die für mich zwar höchst wertvolle Erinnerungen bilden, der Mitwelt jedoch durchaus subalpin erscheinen müßten. Darum möchte ich mich damit begnügen, hier ein Erlebnis zu schildern, das zwar nur mittelbar mit Pfanns Persönlichkeit zusammenhängt, das aber zur Genüge erkennen läßt, welche überragende bergsteigerische Bedeutung Pfanns touristische Tätigkeit um die Jahrhundertwende hatte. Denn schon allein seinen Spuren zu folgen galt damals als Auszeichnung für jeden Alpinisten.

Wie für den Wiener die Rax und das Gesäuse, so gilt für den Münchner der nahe gelegene Wilde Kaiser als Hochschule jeglicher Technik im Felsklettern. Es gibt wohl kaum einen namhaften Alpinisten dieser Stadt, der nicht seine Kräfte von früher Jugend auf an den Kaminen und Wänden dieses zerklüfteten und zerrissenen Bergzuges geübt hätte. Freilich war vor zwanzig Jahren die Wirkung jener ungebändigsten Steinkolosse eine ungleich gewaltigere auf Herz und Gemüt; als die Wanderer in den Bergen noch kein Klettergerüst sahen und nicht danach dürsteten, jeden noch so unbedeutenden Kamin, jede winzige Abweichung von begangener Route auszuspähen, um sie mit ihrem Namen zu schmücken. Damals ließ der Bergsteiger Sage und Geschichte dieser wunderschönen Täler und Höhen noch unvermittelt und ehrfurchtsvoll auf sich wirken, bewunderte neidlos jeden der Kühnen, denen es zuerst gelang, den Bann der Wildnis zu brechen, und heiligte den Gipfel, den er ersteigen durfte, als einen Festaltar höchsten ethischen Genusses. Was geht heute in dieser einst so einsam ernsten Wildnis vor sich, wenn der Abendzug einen bunten Knäuel mehr oder minder seltsam ausgestaffierten Jungvolkes beiderlei Geschlechts ausleert, wenn unter Hussa und Horrido Wiesen und Wälder durchstürmt, jede Bank, jeder Rastplatz mit den Abfällen menschlicher Unerzogenheit

* Aus „Gipfelfahrten“ von Paul Hübel.

verunziert werden und die Schutzhütten bis spät in die Nacht vom Gejohl unbekümmert zechender „Bergfreunde“ erdröhnen; wenn es dann bei grauendem Morgen scharenweise hinaufzieht in die Kare, die unwillig von rohem Gekreisch widerhallen und wenn darauf die schwierigste Wand, die ausgesetzteste Gratkante sorglos wie auf dem Turnplatz angegangen, mit Massen von Mauerhaken und Seilringen verachtungsvoll „bezwungen“ wird. Wenn dann zuletzt bei der Rückkehr im überfüllten Zuge unter Drängen und Stoßen, Geschrei und Gelächter jede noch so geringfügige Mauer und Ritze, deren Begehung einem vernünftigen Menschen nie einfallen würde, als Erstersteigung und mächtige Tat gefeiert wird! Freilich, so manche Ausnahmen wenden sich auch heute unwillig von diesem Treiben ab, aber sie verschwinden in der Masse.

Der Adel und die Ruhe dieser schönen Berge ist für immer dahin, seit die Vielzuvielen davon Besitz ergriffen haben und unverständig heilige Werte vergeuden, die nur dem Innerlichen und Gotterfüllten Gewinn sein können. Denn die Berge sind uns nicht nur gegeben, um die Stärke und Gewandtheit des Leibes daran zu erproben; dafür eignen sich ebensogut Stadion und Sportplatz. Uns wurden die Berge geschenkt als Jungquell einer reinen, gütigen Natur, Herz und Sinne darin zu baden und zu stählen für die Kämpfe des Lebens, die Seele aller Schönheit und Größe der göttlichen Ordnung zu erschließen und dankbar die Wunder des schaffenden Geistes in unserem tiefsten Innern als köstlichen Schatz zu bergen vor den Niederungen des Alltags.

Auch ich war von frühester Jugend an mit der Schönheit und Majestät des Wilden Kaisers verwachsen und verwoben. Mein erster schüchternen alpinen Versuch hatte mich in seine Bezirke geführt. Allmählich lernte ich Weg und Steg kennen und durfte den Fuß auf manchen seiner Gipfel setzen. Immer aber umkreisten meine Wünsche wieder und wieder den sagenumwobenen Felskoloß des „Totenkirchls“, so oft ich auch auf mancherlei Pfaden seine Spitze schon erreichte. Der Name dieses seltenen Berges hat auch heute noch nicht seinen bezwingenden Eindruck auf den Wanderer und Kletterer verloren, der schon im Tal unter dem Bann des wuchtigen und dennoch formschönen Felsturmes steht. Man könnte sich das Kaisertal nicht ohne solches Wahrzeichen denken und selbst der gespensterhaft seltsame Name trägt in sich Wirkung genug, Neugierige in seinen Bereich zu locken. Uns aber hatte es besonders jener gewaltige und abenteuerliche Schlund angetan, der unter dem Namen „Pfannkamin“ wie ein Axthieb das vieldurchfurchte Haupt des Berges spaltet und tief versteckt und unzugänglich mit seinem grimmigen und geheimnisvollen

Aussehen den abenteuersuchenden Gipfelstürmer zugleich lockt und abweist.

Mein Freund Dr. Leon Späth und ich waren zu jener Zeit keineswegs davon überzeugt, daß es unter allen Umständen gelingen müsse, diesen furchtbaren Gegner zu schlagen, denn zur Zeit unseres Vorhabens wußte man lediglich, daß außer dem Erstersteiger Pfann nur noch eine Partie, die Herren Dr. Georg Leuchs und W. Grahl, jenen damals schwersten Kamin durchstiegen hatte. Die Namen Pfann und Leuchs aber galten für uns junge Leute als die der bedeutendsten führerlosen Geher überhaupt und auch der heutige alpine Nachwuchs darf voll Stolz auf diese beiden Männer blicken, denen im Verein mit Dr. Distel die bisher größte alpine Tat, die Überschreitung des Ushba im Kaukasus gelang.

Obwohl es, wie ich zugebe, eine Vermessenheit von uns war, es diesen Großen nachzutun zu wollen, so reizte uns doch die dritte Begehung dieses verrufenen Kamines, den alle andern bekannten Kletterer sonderbarerweise zu meiden schienen, ganz besonders. Wir waren deshalb fest entschlossen, koste es was es wolle, unsern Plan durchzuführen.

Der letzte Zug am 5. September lud kurz vor 11 Uhr nachts ein kleines Häuflein Bergsteiger in Kufstein aus. Man konnte auf den ersten Blick die Qualität der einzelnen Alpinisten unterscheiden. Da gab es unter einfach gekleideten Talwanderern auch solche, die grimmen Blickes riesige Eisbeile schulterten, denen wuchtige Seile die Männerbrust umwanden und deren umfangreiche Rucksäcke im Schmuck vielzackiger Steigeisen erklärten. Bei ihrem Anblick schmunzelte der Kenner und wußte genau, daß diese Helden sicher im Pfandlhof oder, wenn es gut ging, in Vorderkaiserfelden beim „Rötel“ hängen blieben. Die den Bergen ernstlich zu Leibe wollten, zeigten meist schlichte Tracht und unauffälliges Gehaben.

Um Mitternacht zogen wir am hellerleuchteten Pfandlhof vorbei, ohne den Lockungen dieser gastlichen Stätte zu folgen. Bald durchwanderten wir die taufeuchten Wiesenhänge des Höhenweges, um einzutauchen in die nächtliche Schwärze der dichten Wälder. Kein Laut war hörbar. Nur das feierliche Rauschen des Wildbaches tönte wie dunkler Orgelklang aus der Tiefe.

Unsagbare Ruhe und Feierlichkeit lag über dem stillen Tal, dessen schattende Furche silbergrau und unwirklich die bleichen Felsmauern kränzte. Es ist wundervoll, zu solcher Stunde behutsam die schlummernde Natur zu durchschreiten. Man fühlt sich abgeschlossen vom Lärm der Welt und von der ewigen Einsamkeit des Alls zärtlich umhüllt. Nichts stört die schweifenden Gedanken. Traulich zittert das gelbe Laternenlicht über fahles Gestein, an seltsam koboldartigen Baumgebilden und gespenstischen

Ungewißheiten vorüber, und schließt uns in seinen gutmütig warmen Schein wie in ein behagliches Kämmerchen ein. Seltene Stunde der Einkehr und des inneren Friedens!

Als wir um halb 2 Uhr morgens Hinterbärenbad erreicht hatten, beschlossen wir doch nach langem Für und Wider zu bleiben und streckten uns wohlgenut aufs billige Lager. Kurz nur war die Ruhe, denn die brave Resl rüttelte uns schon nach zwei Stunden wieder aus dem wohligen Schlaf. Nicht immer zählt ein so früher Aufbruch nach karger Rast zu den Erfreulichkeiten des Daseins, aber als wir den wohlbekannten Pfad zum Stripsenjoch wieder unter den Füßen hatten, gewann der Gedanke an die bevorstehende himmelstürmende Kletterfreude den Sieg über den faulen Leib. Immer wieder fragten wir uns: Werden wir durchkommen? Wird uns der kühne Plan, der Wochen und Monate unser Denken in Anspruch nahm, gelingen? In uns glühte heißester Wille, den jetzt die Tat besiegen sollte.

Wir kamen dem Stripsenjoch näher. Um uns schwanden die Schatten der Tiefe. Das unerhörte Geschehen der Lichtwerdung brach herein. Überall rüsteten die Höhen zur ewig wiederholten, ewig gewaltigen Feierstunde und auch die Zinnen des Totenkirchls schmückten sich mit rosigen Diademen.

Wir aber standen erschauernd vor dem Glanz und Glück des wiederkehrenden Tages. Weit dehnte sich die Brust in den balsamischen Düften der erwachenden Wiesenhänge, die Muskeln strafften sich im kühl belebenden Morgenwind und gierig äugten die Blicke hinauf zu der scharfen Kante, die von der zweiten Terrasse herniederzieht und um die schon vorwitzige Lichtstrahlchen spielten. Dort hinter der dunkeln Wandstelle mußte der gefürchtete Spalt versteckt sein!

Um halb 7 Uhr morgens zogen wir vom Stripsenjoch zum Kirchl hinauf. Die helle Morgensonne, der blaue Himmel beschwingten Herz und Füße und leicht, als ginge es zum Tanz, sprangen wir die zahmen Schrofen hinauf bis dorthin, wo der Weg zum Führerkamin abzweigt.

Hier glaubten wir uns kurze Rast gönnen zu dürfen. Sie war wohlverdient und die Umschau so lohnend, daß wir uns nur schweren Herzens von diesem schönen, romantischen Erdenfleckchen losrissen. Jeder kletterte einzeln weiter und suchte für sich sein Fortkommen über die begrünt Felsen des viereckigen Vorbaues, von dem sich die Steilwände zur zweiten Terrasse erheben. Dabei geschah es mir, daß ich am Ende einer kleinen Rinne, die sich kaminartig verengte, stecken blieb. Der seilbelastete Rucksack hatte sich derart verhängt, daß ich weder vor noch rückwärts konnte.

Mir blieb nichts übrig, als mich gewaltsam aus der lächerlichen Klemme loszureißen. Durch den etwas zu heftig ausgeführten Ruck wurde ich zwar befreit, verlor jedoch den Halt und flog die ganze Steilrinne hinab. Glücklicherweise kam ich auf den Rucksack zu liegen, der den Anprall etwas abfing.

Dieser an und für sich unbedeutende Vorfall ging leider nicht ganz glatt für mich ab: Mein Hinterkopf erhielt eine gehörige Schramme, die noch heute sichtbar ist und auf der kein Haar mehr wächst; das rechte Schultergelenk war geprellt, Hände und Füße waren stark verschunden und mit zahlreichen blutenden Hautabschürfungen geziert. Ich schämte mich fürchterlich. Der Held, der den Pfannkamin stürmen wollte, schlug schon im harmlosen Geschröf Purzelbäume! Man kann eben selbst auf leichtestem Gelände nicht vorsichtig genug sein. Als ich mich erhob, war mir — gerade herausgesagt — durchaus nicht sonderlich zumute. Über zehn Meter betrug die Höhe, von der ich im Gleitflug herabgekommen war. Heilig gelobte ich mir, das nächstmal besser auf mich aufzupassen. Für dieses Mal kam der fromme Vorsatz leider zu spät. Jetzt galt es vor allem eine unbefangene Miene aufzusetzen, um vor Freund Leon, der schon nach mir suchte, den Vorfall zu vertuschen. Viel war allerdings nicht zu verbergen, denn ich stand vor dem hohnlachenden Kameraden, als wäre ich soeben aus einer wüsten Schlägerei entronnen.

Mit brummendem Schädel steuerte ich nunmehr der Schlucht zu, in deren Hintergrund der Pfannkamin 130 Meter hoch die Ostwand der zweiten Terrasse durchreißt. Dr. Leuchs hatte mit seinem Begleiter dreieinviertel Stunden, der Erstersteiger Pfann zweieinviertel Stunden zur Durchkletterung gebraucht. Letzterer bezeichnete die Partie als schwierigste und anstrengendste, die er im Kaisergebirge kenne. Sie übertrifft nach dem Urteil der beiden Ersteiger beispielsweise ganz bedeutend den Botzongkamin am Predigtstuhl, den Schmittkamin an der Fünffingerspitze und wohl auch die Kamine am Delagoturm. Allerdings muß man immer den Maßstab damaliger Technik anlegen, der heute weit überholt ist.

Mit einem gewissen Gefühl der Befangenheit traten wir zwischen die kühlen, finstergewölbten Mauern, die der Schauplatz so bedeutender alpiner Leistungen gewesen waren, und machten Klettertoilette. Rucksäcke, Nagelschuhe, selbst die kleinsten Gegenstände, die in den Taschen ein Hindernis beim Klettern bilden konnten, wurden bis auf ein wenig Dörrobst und Schokolade zurückgelassen. Meine anfängliche Benommenheit und Niedergeschlagenheit schien angesichts der harten und finsternen Tatsachen, vor die ich gestellt war, verschwunden. Nur geballtes Kraftgefühl, gestählt

durch den Willen zum Sieg, beseelte mich. Mit zusammengebißenen Zähnen, alles körperliche Unbehagen niederzwingend, machte ich mich an die Arbeit.

Die ersten 12 Meter waren leicht und ich stand bald am Fuße eines gleich hohen senkrechten, glatten Kaminstückes mit großer vorspringender Überdachung. Da unterhalb derselben auf einem eingeklemmten Block guter Stand sein sollte, stemmte ich, um meine Knochen auszuprobieren, sofort ganz hinauf und ließ den Gefährten nachkommen. Schon dieses kurze Stück schien mir den Beweis zu liefern, daß der Kamin mehr Kraft von mir beanspruchen würde, als meine arg zerschundenen und erschütterten Glieder heute wohl aufbringen konnten. Aber sollte ich mich jetzt schon geschlagen geben? Nein! Ich wollte weiter, so hoch es eben ging. Zum Umkehren war immer noch Zeit genug! Freund Leon schien auch zu merken, daß ich meine Stemmstätigkeit vorwiegend auf die Beine verlegte und die schwer geprüfte Armmuskulatur nach Möglichkeit schonte.

Schließlich erreichte ich den ersten Balkon, den auch der Gefährte mit großer Geschicklichkeit rasch überwand. Wenige Schritte führten über Geröll wieder in das Innere der sich hier stark vertiefenden Schlucht, wo ein, wie Leuchs schreibt, ganz außergewöhnlich schwieriges Kaminstück von wiederum 12 Metern ansetzt. Die Seitenwände sind leider nicht parallel, wie es sich für einen richtigen, anständigen Kamin gehört, dazu äußerst glatt und fast ohne Haltepunkte. Die Beschreibung rät, die unteren zwei Drittel mit dem Rücken an der östlichen, das oberste Stück an der westlichen Wand stehend zu überwinden. Ich halte jedoch von einem solchen Auswechseln nicht viel, da man meist dabei in unvorhergesehene Schwierigkeiten gerät. Außerdem hatten wir vorläufig damit zu tun, unsere Nacken zu massieren, die vor lauter Aufwärtsschauen ganz steif geworden waren.

Was nun folgte, schien mir wirklich an der Grenze menschlichen Könnens zu liegen, und mit einer gewissen Scheu im Herzen begann ich das böse Stück in Angriff zu nehmen.

Ich piffte das Siegfriedmotiv vor mich hin und daran erkannte Leon, der mir aufmerksam nachschaute, was die Glocke geschlagen hatte. Bei ganz besonderen Schwierigkeiten sind solche kleine musikalische Auslassungen für mich das Ventil für seelische und körperliche Belastungen. An dieser Stelle war ein Ableiten innerlicher Hemmungen dringend vonnöten.

Da mir von vornherein die Möglichkeit, meine Körperstellung weiter oben zu wechseln, fraglich erschien, kletterte ich gleich von Anfang an mit dem Rücken an der westlichen Wand. Dabei mußte ich mich im untern

Teil durch einen verzweifelt engen Riß, der den Kamingrund teilte, emporarbeiten. Es war eine Herkulesarbeit, denn mein geprelltes Schultergelenk schmerzte heftig und verweigerte mir den Dienst. Auch war jedes Innehalten vom Übel, denn in solcher Kletterlage wirkt die kleinste Pause nur schwächend auf den Organismus. Ich war froh, als ich endlich in eine richtige Stemmstellung übergehen und die empfindliche Schulterpartie etwas entlasten konnte. Jeder errungene Meter brachte größere Schwierigkeiten, aber ich preßte die Lippen zusammen und verfolgte unter Aufbietung der äußersten Willenskraft meinen Weg. Endlich nach langen unsagbaren Mühen und Anstrengungen gehörte das heikle Kaminstück mir. Aber im selben Augenblick war ich auch mit meinen Kräften zu Ende und bedurfte einiger Zeit der Erholung und des Verschnaufens. Selbst Freund Leon, der gewandt nachgeturnt war, mußte gestehen, daß die böse Stelle ihm allerhand Achtung abgerungen hätte. Ich nahm ein wenig Schokolade zu mir und begann zwischendurch zu „müllern“, um meine geprellten und jetzt obendrein im Kamin gequetschten Glieder einigermaßen in Form zu bringen.

Wieder folgte ein bösesartiges Stück, dessen Überwindung dadurch erschwert wurde, daß sich der 16 Meter hohe Kamin bald in zwei außergewöhnlich schwierige Risse teilt. Spreizend, mit den Händen an der Mittelrippe zwischen den Rissen verkrampft, dann wieder im linken Einschnitt emporstemmend, schob ich mich aufwärts. Auf manche Erleichterung, welche die Schilderung der Vorgänger angibt, mußte ich leider verzichten, weil ich auf meinen wunden Körper Rücksicht zu nehmen hatte. Endlich erschien der abschließende Block, den ich schon längst herbeigesehnt hatte, in greifbarer Nähe; ich packte ihn bei seiner nach innen gedrehten Nase und machte einen Aufschwung, daß die Beine nur so flogen. Dann angelte ich den Freund herauf, der voller Befriedigung über die prächtige Kletterei bei mir landete. Der Glückliche! Ihm brummte der Schädel nicht wie mir und seine Glieder erfreuten sich noch ihrer beneidenswerten Gelenkigkeit!

Da der Platz für uns beide nicht reichte, kletterte ich sofort weiter und betrat die rechte von zwei hier ansetzenden Rinnen, die sich, wie es nun einmal die Beschaffenheit des Unternehmens mit sich brachte, durch zunehmende Schwierigkeit und Glätte auszeichnete. Schließlich mußte ja doch das Ende dieses fabelhaft schönen, aber kaum glaubliche Anstrengungen erfordernden Schachtes kommen. Wenn auch die Kräfte zu versagen drohten, wenn auch Kopf und Glieder erbärmlich vom früheren Stürze schmerzten und mir hie und da elend und grau zumute war, immer

wieder ballte ich all meine Willenskraft und Energie zusammen, um den Geist über die schwache Hülle siegen zu lassen.

Noch eine Seillänge scharfer und luftiger Stemmarbeit ging es aufwärts. Dann kam das große Fragezeichen des letzten, den Kamin abschließenden Überhangs. Fast hätte es mich zurückgeworfen, aber ingrimig verbissen klammerte ich mich an die felsige Brust. Ich rang und kämpfte mit der scheinbar unüberwindlichen Aufgabe. Aus meinem Munde lösten sich abgerissene Worte. Ich bat und fluchte, schmeichelte und drohte dem starren widerspenstigen Stein. Jeder Muskel war gestreckt, jeder Nerv gespannt. Keinen Gedanken mehr schenkte ich dem, was sonst um meine Person existierte. Nur siegen, siegen wollte ich. Wie in feindliches Fleisch griff ich in den Fels, nicht anders, als hätte ich einen menschlichen Gegner zu Boden zu ringen. Nur durch! Nur aufwärts! Ob auch die Finger bluteten, der Kopf zum Zerspringen hämmerte, tut nichts! Für den Leib wollen wir schon sorgen, wenn alles vorbei ist. Und sieh — es gelingt! Langsam gewinne ich Boden. Allmählich lichtet es sich über mir, das Kaminende ist nicht mehr weit. Noch eine letzte krampfhaftige Anstrengung! Ein 12 Meter hoher Stemmkanin sinkt allgemach unter mir weg und dann — dann reichten wir uns im strahlenden Glanz der wärmenden Sonne die Hände zu einem Sieg, dessen Schönheit und Adel unvergessen in meinem Herzen ruhen wird, so lange ich lebe.

In mir zitterten alle Nerven, als ich nun endlich nach vierstündiger schwerster Arbeit die wunden Glieder wohligh im Lichte strecken und dehnen durfte. Ich schaute zur Tiefe. Dort unten lag die tückische, so harmlos ausschauende Rinne, die mich zu Fall gebracht. Nun freute ich mich doppelt, der ersten Versuchung, nach dem Sturz umzukehren und den Kampf aufzugeben, widerstanden zu haben, trotzdem dieser Gedanke damals wohlberechtigt zutage treten durfte, denn nicht nur die körperlichen Schäden, sondern auch der Verlust des inneren Gleichgewichtes wären Grund genug gewesen, von einem Vorhaben abzustehen, das weit mehr Kräfte beanspruchte, als ich in jenem Augenblick zur Verfügung hatte.

Und wieder lehrte mich dies Geschehen, daß nicht die rohe Kraft allein den Bergsteiger bildet. Nur der unbeirrbare Wille, die zähe Überlegenheit des Geistes können den dienenden Gliedern die Wege zur Höhe weisen!

VON DER VERTE ZUM PÉTÉRETGRAT

Von Josef Ittlinger, München

Wenn mich zu Zeiten, die ich fern von den Bergen verbringen muß, die Erinnerung an weit zurückliegende Geschehnisse wie mit Zaubergewalt überfällt, dann taucht aus der kaleidoskopartigen Folge des Geschauten und Erlebten immer wieder die dämonische Erscheinung jenes ungeheuren Grates auf, der gleich dem schmalkantigen, mit scharfen Höckern bewehrten Rücken eines fabelhaften Urwelttieres sich zum strahlenden Gipfel des höchsten Berges der Alpen aufschwingt — der Pétéretgrat des Montblanc.

Und für mich unzertrennlich mit dem Erleben an diesem Grate verbunden, sehe ich das Bild des Mannes vor mir, der mir Vorbild und Gefährte war bei jenem großen Unternehmen. Eine gedrungene kraftvolle Gestalt voll beherrschter Bewegungen, das knochige Gesicht von einem gutmütigen Lächeln erhellt, die etwas sprudelnde Rede ab und zu durch ein kurzes, ein wenig rauhes Lachen unterbrechend, so trat mir Pfann entgegen, wie ich ihm zum ersten Male gegenüber stand. Als ich nach Tagen unvergleichlicher Bergerlebnisse ihm zum Abschied die Hand drückte, da wußte ich, daß hinter diesem Äußeren ein Mensch voll ungewöhnlicher bergsteigerischer Fähigkeiten verborgen war, daß sich in diesem Körper höchste Beweglichkeit, Kraft und Ausdauer vereinten, daß in der Seele dieses Mannes die verschiedenartigsten Eigenschaften und Kräfte in seltener Weise verbunden waren; eine bis ins Kleinste gehende Genauigkeit und Umsicht, gepaart mit einem zur Tollkühnheit sich steigernden Wagemut, unerschütterlicher Zähigkeit und Entschlossenheit und einer unbesiegbaren Willenskraft. In Stunden der Muße wie im schwersten Bergkampfe, in gefährlicher Lage und kritischen Augenblicken offenbarte sich mir vieles von dem Wesen meines Gefährten. Ich lernte nicht wenig von ihm und werde nie vergessen, was ich dem Beisammensein mit ihm verdankte.

Es war mir nicht der Vorteil beschieden, durch geübte und kundige Begleiter in die Geheimnisse der Bergwelt eingeführt zu werden. Meine Freunde, mit denen ich zum ersten Male in die Berge zog, waren wie ich. Alles trat uns neu und fremd entgegen. Wie wir uns die Wege zu den Gipfeln aus eigener Kraft mühsam suchen mußten, so waren wir auch auf dem Gebiete der alpinen Technik ausschließlich auf uns selbst angewiesen. Auch gab es zu jener Zeit noch keine alpinen Lehrbücher in

dem Sinne wie heute. Unser Klettern bewegte sich ganz im Rahmen natürlichen Könnens. Die Felstechnik war damals noch nicht eine mit Überlegung ausgebaute, durch Erfahrung von Generationen und zielbewußte Schulung vervollkommnete Kunstfertigkeit. Die technischen Hilfsmittel waren nicht allzuweit vom Urzustande entfernt. Es kam dazu, daß wir auf Bergfahrten nur selten mit anderen Bergsteigern zusammentrafen, ja einer solchen Berührung fast ängstlich aus dem Wege gingen, da wir die bergsteigerische Selbständigkeit uns in jeder Hinsicht wahren wollten. Ich habe auch in meinem Leben nicht einen einzigen Berg mit Führern bestiegen und ein Zusammengehen mit Führerpartien, soweit es nur möglich war, vermieden. Wenn ich heute manchmal in Bekenntnissen anderer Bergsteiger lese, welchen Genuß sie aus dem Verkehr mit großen Führern gezogen, möchte ich diese meine Einstellung jetzt fast bedauern.

In dieser Lage war ich demnach, als Pfann im Frühsommer des Jahres 1905 an mich die Aufforderung richtete, mit ihm in die Montblancgruppe zu gehen. Zum ersten Male hatte ich so Gelegenheit, mit einem mir an Wissen und Können überlegenen Bergsteiger von Ruf in die Berge zu ziehen. Neben den von Pfann ins Auge gefaßten großen Zielen war für mich besonders verlockend, die aus eigenem erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten mit denen eines erfahrenen Steigers vergleichen zu können und zu sehen, ob sie dieser Feuerprobe gegenüber standhalten würden. Ich teilte also meinen Urlaub von drei Wochen und ging zunächst einer früheren Verabredung zufolge mit Freund Eichinger in die Dolomiten. Wir erkletterten in knapp einer Woche die Fünffingerspitze durch den Schmittkamin, führten die zweite Begehung der Leuchsrouten durch die Südwand der Marmolata aus und es gelang uns neben einigen anderen Besteigungen die dritte Bezwingung des Pisciadurmes und des Bergerturms. Am 5. August 1905 fuhr ich mit Pfann von München ab. Schon auf der Fahrt durch die Schweiz bekam ich eine Probe von der Geschicklichkeit und Beharrlichkeit meines Begleiters, als er in stundenlanger mühevoller Arbeit im laufenden Zuge den in Unordnung geratenen Schlitzverschluß eines seiner Fotoapparate zerlegte und glücklich wieder instand setzte. Nach 24stündiger Bahnfahrt trafen wir um Mittag in Chamonix ein. Dort wurden die letzten Vorbereitungen getroffen. Neu war für mich dabei, daß Pfann sich auch um Inhalt und Gewicht meines Rucksacks bekümmerte. Am Morgen des 7. August verließen wir früh 3 Uhr mit schwersten Lasten Chamonix, um über Montanvert und das Mer de Glace zur Couverclehütte aufzusteigen.

Besteigung der Aiguille Verte durch das Couloir Whympfer.

Es ist bezeichnend für Pfanns gerade auf das Ziel zugehende Art, daß er als erstes Unternehmen unter Verzicht auf jede Vorbereitungstour die Besteigung der Aiguille Verte vorschlug. Die Verte gilt als einer der schönsten Berge der Alpen und ist im Jahre 1865 zum ersten Male bestiegen worden. Whympfer war der Glückliche, der als Erster den Fuß auf diesen stolzen Viertausender setzen durfte. Sein Aufstieg vollzog sich in dem riesigen Couloir der Südostseite, welches seitdem seinen Namen trägt. Später sind noch andere Wege auf den Berg gefunden worden. Aber alle Anstiege auf diesen Gipfel sind sehr lang, schwierig und gefährlich und außerdem in hohem Grade von den jeweils herrschenden Verhältnissen abhängig. Eine ganze Reihe von Angriffen, welche infolge der Ungunst der Verhältnisse scheiterten, ist im Laufe der Jahre bekannt geworden. Andererseits ist der Gipfel bei gutem Zustande schon in unglaublich kurzer Zeit und auch im Winter erreicht worden. Die Unterschiede sind groß und wir sollten dies bald am eigenen Leibe erfahren.

Wir waren um die Mittagstunde auf der Hütte eingetroffen, als gerade eine Anzahl von Ausflüglern, welche die Cabane mit Vorliebe zur Rast benutzen, im Begriffe stand, den Abstieg anzutreten. Wir verstaute unsere Rucksäcke und die mächtigen Holzbündel, welche wir von Montanvert heraufgeschleppt hatten, dann traten wir vor die Hütte, von der man einen wunderbaren Ausblick genießt. Uns gerade gegenüber stand die riesenhafte Nordwand der Grandes Jorasses, deren furchtbar steile Eiskehlen und wie aus dunklem Erz geschnittene Kanten auf den Beschauer einen erschütternden Eindruck machen. Alles andere, die schimmernden Gletscher und Berge ringsum, scheint nur der Rahmen zu diesem ungeheuerlichen Aufschwung der Erde zu sein. Einen für das Gemüt wohltuenden Gegensatz zu dieser totenstarrten Fels- und Eiswildnis bildet die nähere Umgebung der Hütte, wo sanftgrüne Matten zu köstlicher Rast locken und zahlreiche kristallklare Wasserläufe sprudelnd und schäumend über glattgeschliffene Granitplatten abwärts schießen.

Eine am Nachmittag vorgenommene Erkundung ergab, daß die Felsen der Verte stark verschneit waren. Die Zacken und Türme des Moinegrates hingen voll Wächten. Im Couloir Whympfer waren mehrere, die ganze Breite durchlaufende, bogenförmige Abrißstellen sichtbar, unterhalb deren das Eis in grauen Flächen zum Vorschein kam, während oberhalb die in den letzten Tagen gefallene Neuschneedecke sich durch die Stauung an den seitlichen Rändern gehalten hatte.

Es war noch dunkel, als wir am nächsten Morgen gegen 4 Uhr die Hütte verließen. Der nächtliche Himmel war mit großen Sternen übersät, die heftig flimmerten. Während wir über Geröll zum Taléregletscher hinauf stolpten, gingen am Mont Tacul zwei große Steinlawinen knatternd und funkensprühend nieder. Im Dämmerlichte erkletterten wir an eingeklemmten und angefrorenen Steinen die apere Zunge des Gletschers. Dann stiegen wir in einem weitausholenden Bogen unter den Wänden des Moinegrates gegen den Bergschrund an. Der junge Tag hob sich strahlend empor und goß warme, goldene Farbtöne über diese abschreckend wilde Landschaft. Aus rosig schimmernden Wolken ragte hoch über uns der feine Firngipfel der Verte in die tiefblaue, strahlende Unendlichkeit des Himmels und wir blickten wie bezaubert voll Verlangen zu ihm empor. Je höher wir kamen, desto mehr wurde unser Vordringen durch die tiefe Schneedecke und klaffende Spalten von riesiger Ausdehnung verlangsamt. Erst zwei und eine halbe Stunde nach dem Aufbruch von der Hütte standen wir vor der Mündung des Couloirs Whympfer. Den Plan einer Besteigung über den Moinegrat des Berges hatten wir längst aufgegeben. Der Zutritt zum eigentlichen Bergkörper war durch eine breite und stellenweise 40—50 m hohe Eismauer versperrt. Im Schnee sitzend hielten wir eine kurze Rast und spähten eifrig nach einer Stelle, wo der Berg mit Aussicht auf Erfolg anzugreifen war.

Währenddessen brach die Sonne über den Grat herein und traf den oberen Teil der vor uns liegenden Wand. Ihre Strahlen lockerten die Bande des Frostes und mit einem Male wurde es in allen Teilen der breiten Bergflanke lebendig. Aus den Steilwänden zur Linken kamen die gelösten Steine mit unheimlichem Pfeifen durch die Luft herab und gruben sich mit dumpfem Aufschlag in die Schneedecke des Gletschers; andere liefen die beschneiten Bänder entlang und sprangen in flachen Bögen in das große Couloir, wo sie von tiefen Rinnen aufgefangen und zum Bergschrund hinabgeleitet wurden.

Eine Weile warteten wir noch zu, bis es wieder ruhiger geworden war. Dann gingen wir entschlossen vor. Von mir mit dem Seile gesichert nahm Pfann den fast senkrechten Eisabbruch in Angriff. Ich hatte zum ersten Male Gelegenheit, seine Meisterschaft im Eise zu bewundern. Gespannt beobachtete ich sein langsames und bedächtiges Vordringen, wie er, in vollendeter Beherrschung des Gleichgewichtes auf schmalen, schneebedeckten Vorsprüngen stehend, mit dem Pickel tiefe Löcher in das graue Eis schlug und sich schließlich mit schlangenartigen Bewegungen über die oberste, leicht überhängende Kante hinaufschob. Für mich war die Sache schon viel

einfacher. Oben wandten wir uns, da der Schnee im Couloir sehr schlechte Beschaffenheit zeigte und die Sohle der Rinne dem Steinschlag am stärksten ausgesetzt war, sofort nach rechts in die Felsen. Hart am Rande des Couloirs arbeiteten wir uns über die vereisten und mit Neuschnee bedeckten Granitbänke empor. Trotzdem wir gleichzeitig und ohne Aufenthalt gingen, kamen wir nur langsam vorwärts. Nach etwa zweistündigem Klettern stellte sich uns eine blanke Granitwand entgegen. Meine Bemühungen, in einem seichten Riß über das Hindernis hinwegzukommen, blieben ohne Erfolg. In der Zwischenzeit hatte mein Begleiter links von uns ein schmales Gesimse entdeckt. Vorsichtig schoben wir uns in die steile Wand hinaus und gelangten in eine düstere Ecke, wo im Winkel zweier zusammenstoßender Wände ein abschreckender, von Eis starrer Kamin eingeschnitten war. Einige Meter vorher kroch ich in eine Felsnische und versicherte den Gefährten, der mit der Ruhe und Sicherheit des Eismannes und der Geschicklichkeit des Kletterers diese schwierige und gefährliche Stelle erstieg.

Nach stundenlanger Kletterarbeit, während der wir immer weiter nach rechts gedrängt worden waren, näherten wir uns wieder dem Hauptcouloir, welches wir eine Zeitlang ganz aus den Augen verloren hatten. Der obere trichterförmige Teil der Furche lag unmittelbar vor uns. Frohlockend stiegen wir in den Grund der Rinne ab, kehrten aber schon nach wenigen Schritten enttäuscht um und wandten uns wieder in die Felsen, da der Schnee im Couloir vollständig durchweicht und mit dem darunterliegenden Eise nicht verbunden war.

Wieder begann der ermüdende Kampf mit vereisten, grifflosen Felsen. Immer drückender wurde die Hitze des Nachmittags, immer schwerer die Last unserer Rucksäcke. Mit den Füßen auf dem unsicheren Boden des Couloirs stehend, mit den zerschundenen Händen an den rauen Felsen hängend, klotzten wir langsam aufwärts. Die Stunden verrannen wie im Fluge. Es war schon spät am Nachmittag, als wir an einer entscheidenden Stelle anlangten. Der Schrofengürtel, der bis dahin den Steilwänden vorgelagert und von uns zum Aufstieg benützt worden war, verschwand plötzlich unter dem Eise. Eine pralle, senkrechte Granitwand stellte sich uns erbarmungslos in den Weg. Auf den ersten Blick erkannten wir die Bedeutung dieses Hindernisses und ließen uns, zermüht durch diese neue Enttäuschung, ermattet auf einen eisbedeckten Vorsprung niedersinken. Mein Gefährte machte den vernünftigen Vorschlag, ausgiebig zu rasten und etwas Nahrung zu uns zu nehmen. Während mein kaltblütigerer Begleiter sich mit dem Inhalt seines Rucksacks beschäftigte, unternahm ich,

von Ungeduld getrieben, auf eigene Faust einen letzten Versuch. Ich schlug mit dem Pickel in den äußersten Rand des Eises tiefe Kerben und drückte mich an die pralle Wand geschmiegt um eine Ecke herum. Dort hing eine mächtige Platte überhängend aus der Wand heraus. Mit einem an Wut grenzenden Ungestüm schlug ich, soweit ich mit dem Pickel reichen konnte, bis dicht unter die Platte hinauf Stufen in das Eis. Dann krallte ich mich an die grifflose Kante der Platte ein und arbeitete mich hängend mit ungeheurer Anstrengung an ihr in die Höhe, wohl wissend, daß im Falle des Mißlingens meine Kraft nicht mehr ausreichen würde, über die Stelle wieder herabzukommen. Oben warf ich mich mit einem übermäßig langen Spreizschritt an die jenseitige Wand. Das scheinbar Unmögliche war gelungen. Auf meinen Freudenruf streckte mein Gefährte den Kopf um die Ecke herum und sah mich zu seinem Erstaunen über der Wand sitzen. Meine Genugtuung, auf diese Weise einen selbständigen Beitrag zum Gelingen der Tour gegeben zu haben, war ein wenig getrübt durch die Befürchtung, daß Pfann mein eigenmächtiges Vorgehen beanstanden würde. Er verlor aber kein Wort darüber und ich rechnete ihm das hoch an. Eine halbe Stunde später betraten wir den Col; es änderten sich die Physiognomie des Berges und der Charakter der Ersteigung mit einem Schlage von Grund aus. Bis hierher waren wir in der ungeheuren Flanke, verborgen in ihren Schluchten und Rinnen, emporgeklettert, jetzt betraten wir den frei in den Äther ragenden Rücken des Berges und halb war der Sieg schon unser. Dies gab uns einen mächtigen Antrieb.

Schauerlich war der Blick aus der breiten Scharte des Col über eine spiegelglatte ins Bodenlose abbrechende Eisfläche zum Argentièregletscher hinab. Mit dem Gipfel der Verte ist unser Standpunkt durch einen langen, stellenweise sehr steilen und schmalen Firngrat verbunden, der auf der Nordseite weit hinaushängende Wächten aufwies. Nach einer ausgiebigen Rast begannen wir unter Anwendung peinlichster Vorsicht den gefährlichen Gang. Durch das Seil verbunden bewegten wir uns in Absätzen vorwärts und waren darauf bedacht, daß immer nur einer von uns sich in Bewegung befand. Besonders eindrucksvoll gestaltete sich das letzte Stück des Grates kurz vor dem Gipfel, wo sich die Firnschneide unglaublich schmal und wild auftürmte, so daß unsere Körper förmlich in der Luft zu hängen schienen. Da war nicht einmal Platz für Wächten, so daß wir unmittelbar auf der handbreiten Kante stehend nach beiden Seiten in die furchtbare Tiefe blicken konnten. Immer mehr näherten wir uns dem höchsten Punkte, den sich eben eine glänzende Wolke zum Sitz erkoren hatte. Doch dauerte ihre Herrlichkeit nicht lange. Sie brach mit einem Male in

der Mitte auseinander und sank nach beiden Seiten in die Tiefe. In diesem Augenblicke flutete eine unermessliche Fülle goldenen Lichtes über den Gipfel herein. Blendende Strahlenbündel jagten schräg über die glänzende Eiswand, die wie flüssiges Silber aufleuchtete. Die blauen Schatten des Abends, welche sich schon breit gemacht, zogen sich noch einmal in die Falten des ungeheuren Bergkörpers zurück. Das von jenseits des Gipfels kommende glühende Licht umfloß die dunkle Gestalt meines Begleiters, der auf der schmalen Brücke über mir wie ein mit einem unsichtbaren Gegner kämpfender Gigant aufwärts strebte. Eine Seillänge war noch zu überwinden, dann standen wir im Flammenschein der tiefstehenden Sonne auf dem höchsten Punkt und rammten unsere Pickel, berauscht von dem Hochgefühl des erzwungenen Sieges, in den Schnee. Die Uhr zeigte 6 Uhr 15 Minuten des Abends. Eine Welt voll Glanz und Schönheit war es, die wir dort oben schauten. Die Aussicht vom Gipfel der Verte ist überwältigend und nicht zu beschreiben. Ihr Gesamteindruck wird am besten wiedergegeben durch den Ausspruch eines Vertebezwingers, welcher schreibt: „We seemed to be on the top of the world“. „Wir schienen auf dem Gipfel der Erde zu sein.“ Uns waren leider nur wenige Minuten Aufenthalt vergönnt. Nachdem wir, an den jenseitigen Rand des Gipfelabbruchs vortretend, noch einen Blick in den Abgrund der Charpouaseite geworfen hatten, verließen wir die Spitze und kehrten in unseren Spuren zum Col zurück.

Um das unvermeidliche Biwak möglichst tief zu verlegen, begannen wir unverzüglich den Abstieg, indem wir das Couloir hinunter mit dem Pickel Stufenreihen herstellten, eine mühsame Arbeit, die zum größten Teil mein Begleiter übernahm. Kaum daß ich ihn abgelöst und einige Stufen geschlagen hatte, brach mit überraschender Schnelligkeit die Dunkelheit herein und zwang uns, auf kürzestem Wege die Felsen zur Linken aufzusuchen. Wir erreichten sie etwa 80 m unter dem Col, unweit der Stelle, wo wir beim Aufstieg schon fast am Erfolg verzweifelt hatten. Die Höhe des Platzes, der uns zum Biwak dienen sollte, beträgt ca. 3900 m. Der Raum war sehr beschränkt. Wir mußten, um überhaupt sitzen zu können, vorher Löcher in die abschüssige Eisdecke schlagen. Damit wir nicht etwa im Schlafe in die Tiefe stürzten, trieben wir einige Meter über uns einen Pickel in den kaum handbreiten Spalt zwischen dem Felskörper und dem Eisrande und befestigten an ihm das Seil, welches uns verband. Da zwei Personen nicht nebeneinander Platz fanden, schlug mein Gefährte sein Lager etwas tiefer auf. Nachdem wir noch aus den Resten des Provianten ein karges Abendmahl bereitet hatten, hüllten wir uns in die Mäntel,

um so den fernen Beginn des Tages zu erwarten... Langsam, unendlich langsam verrannen die Stunden. Gegen Morgen fiel dichter Nebel ein, der sich aber bald wieder verflüchtigte. An Schlaf war bei der herrschenden Kälte und unbequemen Lage nicht zu denken. So begrüßten wir es wie eine Erlösung, als endlich das Tageslicht erschien und wir mit ungelenken Gliedern den Abstieg antreten konnten. Wir benützten hiebei größtenteils unsere Anstiegsroute und umgingen nur die zwei schwierigen Wandstellen, indem wir uns dort mehr gegen das große Couloir zu hielten und erst weiter unten wieder nach links querten. Der Abstieg über die hohe Eiswand des Bergschrundes bereitete uns die letzten größeren Schwierigkeiten. Ich hing gerade in unsicherer Stellung mitten in der Wand, da brach mein tiefer stehender Begleiter plötzlich bis zur Mitte des Körpers ein. Er konnte sich zwar am gespannten Seile bald wieder aus dem unheimlichen Loche herausarbeiten, in demselben Augenblicke aber plumpste ganz nahe ein meterlanger Granitblock über die Eiswand herab und es stand zu erwarten, daß bald noch andere nachfolgen würden. Wir suchten daher so schnell wie möglich aus ihrem gefährlichen Bereiche zu entkommen und fuhren vom Fuße der Eiswand sitzend über den steilen Hang des überbrückten Bergschrundes ab. Dabei muß sich unser Seil irgendwie verhängt haben. Wir wurden mit einem Male übereinandergeworfen und kugelten ein Stück auf den Gletscher hinab. So sehr schnell aus dem gefährlichen Gelände herausgekommen, erhoben wir uns lachend und stapften dann bei ganz entsetzlicher Hitze, tief in die erweichten Schneemassen einsinkend, den Talèfregletscher hinab. Gegen Mittag trafen wir nach 32stündiger Abwesenheit wieder auf der Couverclehütte ein.

Besteigung des Montblanc über den Pétéretgrat.

Am nächsten Morgen verließen wir die kleine Hütte, welche wir in der kurzen Zeit liebgewonnen hatten, um zum Col du Géant hinüberzugehen. In der Moräne des Leschauxgletschers versteckten wir einen Teil unserer Sachen zwischen Felsblöcken. Mitten in dem steilen Eisbruch des Géantgletschers erblickten wir plötzlich über uns drei schwarze Gestalten, die durch das Seil verbunden in großen Sprüngen auf uns zukamen. Es waren drei italienische Geistliche, die ohne Führer gingen und mit ihren langen, fliegenden Soutanen und den kleinen runden Hütchen in der strahlenden Eiswüste einen ungewohnten und seltsamen Anblick boten. Auch die Eispickel, welche sie in den Händen trugen, standen in einem merkwürdigen Gegensatz zu dem geistlichen Kleide. Wenigstens schien es uns damals so.

Heute wissen wir, daß Pius XI. die Waffen des Bergsteigers in einem besonderen Gebete gesegnet und so wunderbare Beziehungen hergestellt hat. Welche Wandlung der Anschauungen tritt uns in dieser Kundgabe eines großen und edlen Geistes entgegen!

Wir nächtigten in der Capanna Marguerita auf dem Col du Géant. Das Wetter hatte sich verschlechtert. Es stürmte und schneite in der Nacht. Die Aussichten für die Überschreitung des Montblanc waren nicht die besten. Tiefer Neuschnee bedeckte den Weg, als wir am nächsten Morgen nach Courmayeur abstiegen. Dort ergänzten wir unsere Vorräte. Am Vormittag des 12. August marschierten wir von Courmayeur ab und wußten noch nicht, was wir beginnen sollten. Die Sonne durchbrach die Dünste. Die Nebel zerteilten sich und sanken in die Täler zurück. Ungeheuerliche Zacken stachen scharf und glänzend in die blaue Luft. An der Stelle, wo der Weg zur Brenvaalpe abzweigt, fiel die Entscheidung. Wir beschlossen endgültig, den Pétéretgrat in Angriff zu nehmen. Gegen Mittag trafen wir auf der Brenvaalpe ein. Die mit ihren Kindern auf der Hütte hausende, noch junge Frau nahm uns freundlich auf. Der Rest des Nachmittags wurde zu einer Erkundung des Weges zum Brenvagletscher verwendet. Um 9 Uhr suchten wir zu kurzer Ruhe die Strohlager im Dachraum der Hütte auf; zwei Stunden später traten wir zu einem kargen Imbiß in die Stube, wo die Kleinen schon im friedlichen Schlafe lagen. Unaufhaltsam verrannen die Minuten. Es wurde Zeit zum Aufbruch. Wir trugen die schweren Rucksäcke vor die Hütte hinaus. Die Frau stand im Rahmen des Türstocks, ein weißes Tuch um den Kopf gebunden, die Hände über den Leib gefaltet, und blickte voll mütterlicher Teilnahme nach uns. Pfann warf mit entschlossener Gebärde den Sack auf die Schulter und nahm den Pickel zur Hand. Ich zögerte noch eine Weile und kostete das fast schmerzliche Bewegtsein des Augenblickes. Ein Händedruck, ein paar im Flüsterton gesprochene Worte und schweigend folgte ich meinem Begleiter. Im Vorwärtsschreiten warf ich einen letzten Blick nach der im Dunkel verschwimmenden Hütte, der Frauengestalt im Rahmen der Türe, dem kleinen Fenster, durch das ein sanfter Lichtschein nach außen fiel. Dann wandte ich mein Gesicht der Höhe zu, den mondbeglänzten, abenteuerlich geformten Zacken entgegen, die düster und drohend auf uns herabblickten, und überließ mich, nicht ohne Widerstreben, dem magischen Einflusse dieser stärkeren Gewalt, die von oben kam.

Der Mond goß sein silbernes Licht in den schütterten Lärchenwald und warf groteske Schatten. Wir folgten dem schmalen Hirtensteig, der zur Zunge des Gletschers hinüberleitet. Das dumpfe Rauschen der aus dem

Eise dringenden Wasser drang geisterhaft an unser Ohr. Bei dem ersten Wasserlaufe angelangt wandten wir uns nach rechts und stiegen am Rande des Eises über Rasenhänge, Platten und Moränenschutt gerade aufwärts. Der Schatten des Berges fiel über uns. Lange Zeit tappten wir im Dunkeln. Die Sterne begannen zu erblassen. In der Höhe schwamm die erste zarte Helle des Morgens. Das feine, graue Licht der Dämmerung ließ die Konturen des Gebirges immer schärfer hervortreten. Über der von dunklen Spalten durchzogenen Wölbung des Gletschers tauchten die eisbeladenen Wände des Hintergrundes auf.

Wir betraten den in langen, dünenartigen Wellen absinkenden Eisstrom. Auf dem grobgekörrnten, grauen Eise stehend legten wir die Steigeisen an und verbanden uns durch das Seil. Jenseits des Gletschers erhob sich die Riesenwand der Aiguille Blanche de Pétéret. Auf der Firnhaube des Gipfels lag das volle Licht der Frühsonne. Bis wir den zerrissenen Eisstrom gequert hatten, war das Licht bis an den Fuß der Wand vorgedrungen. Die ersten Strahlen trafen uns wärmend und belebend. Wir ließen den Gletscher hinter uns und betraten das Massiv des Berges. Es galt die breite Terrasse zu gewinnen, welche den Wänden der Aiguille Blanche vorgelagert ist und zum Brenvagletscher jäh abbricht. Höchste Eile tat not. Schon piffen da und dort einzelne Steine aus den Wänden herab. Daher nahmen wir ohne Aufenthalt den fächerförmigen, zerschründeten Eishang in Angriff, welcher den Zugang zu der Plattform vermittelt und durch ein aus dem rötlichen Gemäuer der Dames Anglaises herabkommendes Couloir flankiert ist. Trotzdem wir mit größter Beschleunigung vorwärtstrebten, vergingen zweieinhalb Stunden, bis wir die Terrasse betreten konnten. Unmittelbar vorher hatte uns noch ein senkrechter Eisabbruch eine schwere Aufgabe gestellt.

Auf der Terrasse legten wir die Steigeisen ab, welche wir von da an auf der ganzen Tour nicht mehr benützten, und rasteten ein wenig. Wir saßen kaum ein paar Minuten, da hörten wir plötzlich hoch über uns einen eigentümlichen singenden Ton. Ohne lange zu überlegen warfen wir uns blitzschnell an eine kleine Wandstufe. Fast im selben Augenblicke sausten die verderbenbringenden Geschosse über uns hinweg und zerschellten krachend auf den Platten unmittelbar vor uns. Schleunigst verließen wir diesen gefährlichen Ort und querten unter den steilen Wänden nach rechts hin. Ein unheimliches Rauschen wurde mit einem Male über uns hörbar. Wir blickten in die Höhe und erbleichten. Aus den Gipfelwänden brach gerade über unseren Köpfen eine ungeheure Lawine nieder. In riesiger Längenausdehnung ergossen sich die mit Granitblöcken vermengten

Neuschneemassen wie stäubendes Wasser über die Wandabbrüche bis hinab zum Brenvagletscher. Kaum 30 m lagen zwischen uns und dem verderbenbringenden Strom, der dort von einer flachen Eisrinne aufgenommen wurde. In größter Eile und besorgt in die Höhe spähend querten wir bald darauf stufenschlagend diese gefährliche Rinne. Jenseits betraten wir die Felsen der großen Rippe, welche die Terrasse begrenzt und immer schmaler werdend als steile Kante bis zum Gipfelfirn sich erstreckt. Wir folgten ihr in stundenlanger Arbeit. Jeder suchte sich seinen eigenen Weg. Oben verloren wir uns sogar eine zeitlang aus den Augen. 4 Uhr 15 standen wir wieder vereint auf dem Gipfel der Aiguille Blanche de Pétéret.

Der Ausblick von dieser Spitze ist einzigartig und voll wunderbarer Gegensätze. Auf der einen Seite, ganz nahegerückt, die ungeheuerlichen Abstürze der großen Montblancgipfel; ringsum schimmerndes Eis, zerklüftete Gletscher und phantastisch geformte Granitnadeln, dazwischen ergreifende Tiefblicke in grüne Täler. Gegen Süden aber über formenschöne Berggruppen hinweg eine schier unbegrenzte Schau auf ein Meer von silberglänzenden Gipfeln.

Wir hielten uns nicht lange auf, sondern verfolgten den in Richtung gegen den Montblancgipfel ziehenden wächtengekrönten Grat, der zwei felsige Erhebungen trägt und dann zum Col Pétéret abbricht. Bei dem ersten Gratturm wurden wir in die düstere Fresnayseite gedrängt. Eine furchtbar steile, ins Bodenlose abbrechende Eisrinne, tief in dunklen Granit eingebettet, gebot uns Halt. In der Sohle der Rinne lag pulveriger Schnee; von oben hing eine dünne Wächte drohend herein. Pfann verrichtete hier ein Meisterstück, indem er unter dem absturzdrohenden Gebilde stehend dieses Stück für Stück abtrug und sich schließlich durch die entstandene Lücke zur Schneide hinaufzwängte. Bald darauf betraten wir den Eckpunkt des Grates vor dem Col Pétéret. Es war 6 Uhr abends. Da nicht sicher war, ob jenseits des Col ein günstiger Biwakplatz zu finden gewesen wäre, beschlossen wir hier zu nächtigen. Der Grat war an der Stelle so schmal und luftig, daß knapp zwei Sitzplätze zu Gebote standen. Der Doppelschlafsack, welchen Pfann auf der Brenvalpe zurückgelassen hatte, wäre hier nicht zu verwenden gewesen. Damit wir im Schlafe nicht hinunterfielen, banden wir uns mit dem Seile fest.

Es wurde dunkel. Ich hing den kaum bis zu den Hüften reichenden Kragen, der mir den Mantel ersetzen mußte, über den Kopf und versuchte einzuschlafen. Der Schlaf ließ aber auf sich warten. Der Mond ging auf. Die große Eiswand des Montblanc stieg unmittelbar vor uns in magischer Beleuchtung aus den von Dunkel erfüllten Abgründen empor und ich

konnte mich nicht sattsehen an dem wunderbaren Bilde. Gegen Morgen fiel ich in leichten Schlaf und erwachte erst, als die Sonne schon über dem Horizonte stand. Der Himmel wölbte sich in zartem, durchsichtigem Blau über uns und war ganz ohne Wolken. Zu unsern Füßen aber breitete sich ein milchweißes Nebelmeer aus, das von einer sanft wallenden Bewegung getragen war und die ganze südliche Alpenkette bedeckte. Nur die allerhöchsten Gipfel ragten aus dem Nebel hervor und stachen in wundervoller Klarheit in die silberne Luft des Morgens.

Pfann brachte durch sinnreiche Verwendung seiner Kerzenlaterne ein lauwarmes Getränk zustande. Dann stellte er seinen Stativapparat über der schmalen Grathöhe auf und begann eine ganze Reihe von Aufnahmen. Da ich sah, daß er so schnell nicht vom Platze zu bringen war und auf die Fortsetzung der Tour scheinbar ganz vergessen hatte, erkundete ich in der Zwischenzeit den Abstieg zum Col Pétéret. Ich kletterte über die vereisten, ziemlich steilen Platten bis zu dem Beginn der Firnschneide hinab, welche den Col überbrückt, und kehrte dann wieder zu unserem Biwakplatz zurück. Pfann war gerade dabei, seine Kamera abzubauen. Nachdem wir noch eine Karte hinterlegt hatten, stiegen wir vereint zur Scharte hinab und folgten der schön geschwungenen Firnschneide bis zum Fuß des jenseitigen felsigen Aufschwungs. Im Verlaufe des Emporklimmens über diesen der Sonne ausgesetzten Plattenschuß hatten wir sehr unter der Hitze zu leiden. Dies wurde erst anders, als wir wieder die eigentliche Grathöhe erreicht hatten, wo eine ganze Reihe von blanken Granittürmen in prächtiger und abwechslungsreicher Kletterei zu überwinden waren. Bei einem Quergang in die Brenvaseite fiel mir der Hut vom Kopfe und kollerte in den Abgrund. Ich wollte ein Taschentuch über den Kopf binden. Pfann aber wußte anderen Rat. Er holte aus der Tiefe seines Rucksacks eine zweite Mütze hervor und stülpte sie mir auf den Kopf. Sie war mir allerdings um mehrere Nummern zu groß und fiel bis über die Ohren herein, so daß ich in der Folge, um in die Höhe blicken zu können, stets den Nacken weit zurücklegen mußte.

Mittag war schon vorüber, als wir den P. 4381 betraten, welcher die höchste Erhebung des eigentlichen Pétéretgrates ist. Von unserem Standpunkt zog eine leicht durchhängende Wächterschneide zu dem Fuß der großen Eiswand des Montblanc de Courmayeur hinüber. Diese war uns auf Steinwurfweite nahe gerückt. Wir schalteten eine kurze Pause ein. Als ich wieder aufstand, um den Rucksack überzunehmen, trat ich mit dem rechten Fuß durch die Wächte. Ich gewann zwar durch einen schnellen Schritt nach rückwärts sofort wieder sicheren Stand. Aber schon während

des Augenblickes, in dem ich um das Gleichgewicht kämpfte, hatte Pfann, dessen Aufmerksamkeit nie erlahmte, blitzschnell in das Seil gegriffen, und er hätte mich gehalten, selbst wenn ich ganz durchgebrochen wäre. Wir rüsteten uns zu dem letzten großen Gange dieser Fahrt, dem Durchstieg durch die mehrere hundert Meter hohe Eiswand. Diese selbst lag schon im Schatten, was für uns vorteilhaft war. Wir glaubten daher auch ohne Steigeisen durchzukommen. Eine Strecke ging es ohne Schwierigkeiten gerade hinauf, dann fiel das Eis hohl in sich zurück und war infolge der Steilheit ganz ohne Schneebeleg.

Es blieb uns keine Wahl. Pfann machte sich ans Stufenschlagen. Ich ging dicht hinter ihm, so nahe, daß beim Übertritt von einer Stufe zur nächsten Pfanns schwerbenagelter Absatz mich auf die Stirne traf. Das Eis war hart und glasig, die Ausgesetztheit an der Grenze des Erträglichen. Unter uns schoß der Eishang ins Bodenlose. Pfann führte nach links. Wir atmeten erleichtert auf, als die Steilheit abnahm und unser Fuß wieder in Firn versank. Wir erreichten eine Schneekante und folgten ihr lange Zeit gerade hinauf, bis sie in einer flachen Felsinsel verlief. Die Felsen waren ungünstig geschichtet, brüchig und mit hartem, glasigem Eis überzogen. Ihre Überwindung erforderte peinliche Achtsamkeit. Es war unser Glück, daß der Schneestreifen sich oberhalb bis zur Wächte fortsetzte.

Bald standen wir dicht an der großen Wächte, welche den Zugang zum Gipfel versperrte. Wir rückten so weit wie möglich an ihr in die Höhe. Eine sichere Plattform wurde hergestellt. Pfann trieb in Reichhöhe seinen Pickel wagrecht in den morschen Wächtenkern. Ich stieg auf den Pickel und schlug in fieberhafter Eile die nötigen Stufen. In diesen stehend, dicht an das Eis gepreßt, griff ich über den Wächtenaum hinüber und trieb den Pickel, mit der Hand nachgreifend, tief ein. Im nächsten Augenblick lag ich mit dem Oberkörper auf der Kante und rollte mich sofort eine Strecke vorwärts. Dann nahm ich das Seil. Der Kopf meines Begleiters erschien über der Kante. Wir standen auf dem Gipfel des Montblanc de Courmayeur. Es war 7 Uhr abends. Brausend warf sich der Höhensturm auf uns und schleuderte uns Wolken von Eisnadeln ins Gesicht. Doch kümmerte uns das nicht viel, da wir wußten, daß der Sieg uns nicht mehr entrissen werden konnte.

Noch einen letzten Blick warfen wir über die Wächte hinaus auf den langen Grat, den wir heraufgekommen waren, und hinab in das im Abend-schatten liegende Tal von Courmayeur. Dann kämpften wir uns durch den Sturm zum Montblancgipfel hinüber. Es wurde dunkel. Vom Gipfel war nichts zu sehen. Sollten wir die Richtung verfehlt haben? Da, eine Stange

hob sich vom Himmel ab. Hastig stürmten wir die Wölbung hinauf. Wir waren auf dem Gipfel. Das halb im Eise versunkene Observatorium lag unmittelbar vor uns. Hinter blutroten Wolken tauchte eben die Sonne unter den Horizont.

Wir krochen in den Unterkunftsraum, der fast bis zur Decke mit Schnee angefüllt war. Auf der Rückseite zwischen Schnee und Wand war eine freie Ecke. Dort ließen wir uns nieder und verschlangen die letzten, kümmerlichen Reste unseres Proviantes. Von richtigem Schlaf war auch in dieser dritten Nacht keine Rede. Als wir am Morgen aus unserer Höhle hervorkrochen, drang das Licht eines strahlenden Morgens blendend in unsere Augen. Ich mühte mich im Schnee sitzend fast eine Stunde lang ab, die gefrorenen Bergschuhe an die Füße zu bringen. Pfann eilte derweilen voraus zur Vallothütte hinab. Dort trafen wir eine Stunde später wieder zusammen und stärkten uns an dem Proviant, welchen mein Begleiter von einer absteigenden Partie erhalten hatte.

Zum Abstieg wählten wir den Weg über die Aiguille du Goûter. Gegen 5 Uhr kamen wir in Les Houches an, kurz vor Ausbruch eines Gewitters, das mehrtägigen Regen einleitete. In Chamonix nahm ich Abschied von Pfann. Mein Urlaub näherte sich seinem Ende. Ich mußte die Heimreise antreten und nahm mit mir als schönstes Geschenk die Erinnerung an zwei prächtig gelungene Bergfahrten großen Stiles und die vollkommene Einmütigkeit und Herzlichkeit, die von der ersten bis zur letzten Stunde unser Beisammensein beherrscht hatte.

STUNDEN MIT HANS PFANN

Von Ferdinand Keyfel, München

Das ist der Hochwelt lebendigste Lehre: Erinnerung!

In stillen Stunden müder Lust steigt unser Erinnern immer wieder den Weg zum Berge hinan. Und unseren Weggenossen, mit denen uns je einmal das Seil verbunden, halten wir in Verehrung ihrer Taten die Treue.

Man muß sich glücklich preisen, jene alpine Zeit miterlebt zu haben, in welcher der neue Wind erstmals den Totenkirchl-Südostgrat „hinauf“-blies. Das eine ist gewiß, daß wir, die wir Wegbereiter waren, in früheren Jahren mehr Zeit und Ruhe hatten für die Verbundenheit mit dem alpinen Erlebnis als es den heutigen Gipfelsiegern vergönnt ist. Der Berg hob uns hoch über unsere Zeit. Die Brust war frei vom Ehrgeiz des außergewöhnlichen Wettstreites. Vor allem aber lebte in unseren Herzen eine scheue, fast ehrerbietige Hochachtung für die alpinen Meister.

Da war besonders einer in unserer Sektion Bayerland; stämmig und rauh. Er kam meist kurz vor Beginn der Vorträge, saß wortkarg in einer Ecke und verschwand wieder spurlos. Von meinem alpinen Pflegevater Dr. Attensamer wurde mir erstmals der Name dieses Einsichtigen genannt: Hans Pfann.

Soeben erst war er 1904 aus dem Kaukasus zurückgekehrt. 1905 folgten Pfanns Siege in den Grajischen Alpen; seine großen Schweizer Bergfahrten. 1906 der Nordgrat der Zugspitze... Das genügte, daß Hans Pfann neben Hübel, Ittlinger, Dr. Pflaum, Nieberl u. a. als das größte alpine Wundertier der Sektion galt. Mit seinem Namen nannte man damals schon den bedeutendsten deutschen Alpinisten.

Mein alpinen Tagebuch soll erzählen.

*

Eine Ansichtskarte knüpfte die persönliche Bekanntschaft. Schon hatte ich im Kaiser mehrere Kletterschuhe zerrissen. Wieder einmal saß ich, an dem lauen Abend des 2. Juni 1911 im trauten Hinterbärenbad, unbändig stolz, allein den Pfannkamin erkraftet zu haben. Da erging es mir wie nach Erkletterung der Kleinen Halt-Nordwestwand. Es ergriff mich eine gewaltige Begeisterung und Bewunderung für die Entschlußkraft und den Tatendrang jener Männer, die erstmals, wie Enzensperger, der „Enzian“,

1895 in diesen Plattenschuß sich hinauswagten; die erstmals, wie Pfann 1901, in solchen Felsrachen eintauchten. — Mit einer Ansichtskarte vom Totenkirchl grüßte ich an jenem Abend den Erstersteiger des Pfannkamin.

Diese belanglose Sache erzähle ich deshalb, weil sie mir zur Beurteilung des Menschen Pfann doch nicht so ganz nebensächlich erscheint. Dieser kantige Bergsteiger muß doch auch bestimmten Empfindungswellen untertan sein, wenn schon ein harmloser Kartengruß bei ihm stille freudige Erinnerungen wachrief, wenn dadurch freundliche, kameradschaftliche Gedanken für den Schreiber rege wurden.

Am nächsten Sektionsabend hat mich Pfann zu einer Karwendelfahrt eingeladen. Welche Freude und — welche Angst! Am 6. Juli 1911 ging's in die Hinterriß. Das war nun wieder echt Pfann: Über die beabsichtigte Tur hüllte er sich in Stillschweigen. Immer tippte ich auf die Falken-Überschreitung. Ob wohl im Falkenkar noch Schnee liegt? Ob die Ostkante am Turmfalken recht schwer sei? Ob vielleicht der Kleine Falke über den Nordgrat gemacht wird? ... Pfann blieb stumm wie eine steinerne Sphinx; schritt aber immer weiter ins Tortal hinein, bis wir zu meiner staunenden Enttäuschung auf der Torscharte standen, um uns auf den Torkopf hinaufzuschinden. Jetzt allerdings wurde mir sehr bald klar, daß Pfann von diesem „Aussichtspunkt“ aus drüben die Nordabstürze „im Auge“ hatte. Hier entpuppte er sich zu einem, in seiner Art gesprächigen Lehrmeister. Erstmals lernte ich einen Berg „anschauen“, lernte eine neue Route suchen. An einer Stelle der Torwand drüben, wo ein Band abzubringen schien, hatte Pfann, der eifrig mit dem Fernglas die Wand prüfte, Bedenken. Plötzlich ein nahrhafter Stoß mit seinem Ellenbogen und der Freudenschrei: „Eine Gams! ... Lassens die Gams nimmer aus den Augen!“ — Ich schaute und schaute, und — sah natürlich die Gams nicht. In meiner Angst aber Pfann gegenüber, der für einen Augenblick das Glas von den Augen genommen hatte, „sah“ ich natürlich den rettenden Gamsbock. Das Hörndlvieh hätte uns im Gewand den Weiterweg über die fragliche Stelle anzeigen sollen.

Meine Notlüge kam mir anderntags teuer zu stehen. Als wir am 7. Juni in eindrucksvoller Kletterei bei der Erstdurchsteigung der gewaltigen Torwand, der Nordwand der Lackenkar-Spitze an jene Stelle gelangt waren, wo ein Sporn im oberen Teil des Wandmassivs das Schrofensband unterbricht, entlud sich ein Donnerwetter über mich, weil ich so blöd war und nicht mehr wußte, wo die Gams, die ich ja garnicht gesehen, weitergegangen war.

Ein Hans Pfann braucht aber im Karwendelfels keine Gemse als Weg-

weiserin. Selber mit dem Auftrieb eines Gamsbocks packte er die Verschneidung am Ende einer ungangbaren Felsstufe an, stürmte über die steilen Bänder, eilte über den Schrofengürtel zur Terrasse hinauf, daß ich keuchend kaum nachkommen konnte. Eine steile Schneerinne, die Pfann zu einem luftigen Ausstieg auf ein Felsband unterm Gipfelgrat gemeistert hatte, stellte seine gute Laune rasch wieder her. „Schöne Tur“ . . . „Sag'n S' mal selber!“ . . . „Garnicht schwer!“ — Man muß Pfanns kurz angebundene stoßweise Redeweise kennen! — Ein Lachen in seinen muskelharten Zügen war der Gruß zur Gipfelrast.

Anderntags lernte ich unter seiner Führung die Kaltwasserkarspitze „kennen“ und lieben. Überraschend gesprächig erzählte er am Gipfel dieser „Dolchklänge“ von seinem großen Kollegen, von Hermann von Barth im Gewittersturm auf der Kaltwasserkarspitze (15. August 1870), von der Gliederung des Karwendels, den endlosen Karen und Graten. Seit jenem Tage mit Hans Pfann ist der Kaltwasserspitz von allen Seiten und zu allen Zeiten mein Lieblingsgipfel geworden, dem ich denn auch bei der ersten Winterersteigung im Alleingang den Neujahrsgruß 1920/21 darbringen konnte.

*

Einige Tage später, am 23. Juli 1911 im Wetterstein, war Pfann weniger gut gelaunt. Schon am Abend auf der Höllentalhütte war er brummig wegen des Spektakels im Hüttenraum. Das sei ein „Saustall“ — „großer Saustall“ „eine . . . G'sellschaft“. Beim Anmarsch zur Riffelscharte traute er dem Wetter nicht. Der Wasserplatz der Sektion Bayerland oberhalb der Scharte war ausgetrocknet und ich hatte „natürlich aus Faulheit“ kein Wasser mitgenommen. Auf meine Bemerkung, ob das kühne Felsgerüst der Großen Riffelwandspitze der Grépon gleiche, hauchte mich der Meister im Telegrammstil an: „Lächerlich . . . 3500 m! Granit.“ Als ob dieser Vergleich, den ich doch bei Leberle gelesen hatte, von mir stammen würde. Im schweren Riß hatte sich an einem Block das Seil verhängt, weil ich „natürlich nicht Obacht gegeben“ hatte. Zu allem Unglück ließ ich dann nahe unterm Gipfel einen Stein los ins Höllental hinab. Diese Überschreitung der Riffelwandspitzen war meine „schmerzhafteste“ Tur mit Hans Pfann. Der Anblick des Zugspitzgrates, „seines“ Nordgrates, bewirkte aber dann einen derartigen Stimmungswechsel, daß Pfann am Münchener Haus in bester Laune mir viel von der Kletterei am Nordgrat, von Schweizer Turen und von der Ushba-Überschreitung erzählte.

Als ich dann als Begleiter Pfanns nach einigen Kaiserfahrten am 22. Oktober desselben Jahres noch mit dem Scheffauer-Ostlerweg das

Bergjahr 1911 abschließen durfte — Turen, die mir, weil schon bekannt, keine „Hemmungen“ mehr auferlegten — hatte ich Zeit und Muße, Pfanns zügig sicheres, selbstverständliches „Gehen im Fels“ so richtig zu bewundern. Froh war ich, ihm jetzt wenigstens von mancher, inzwischen allein erledigten Kaiser- und Karwendelfahrt, auch von der Kaltwasserkarspitze-Nordwand erzählen zu können.

*

Was raunst du, Wald im Kaiserbachtal? . . . Dämmerung zwängte sich in das Griesener Kar, als unsere Nagelschuhe auf dem steinigen Steig kreischten, der zur Pflaumhütte führt. Dieses kleine Bergsteigerheim, noch nicht einmal eingerichtet, hatte erst seit einigen Tagen verträumt seine Augen in dieser Felsenheimat aufgeschlagen. Ich hatte geglaubt, von meinen freiwilligen Biwaks im Griesener Kar und meinen Klettereien her den Kaiser zu kennen. In diesen Tagen aber erst lernte ich durch Pfann, wie der Kaiserfels zu behandeln ist.

Einmal, am 20. Juni 1912, hockten wir abends auf dem Stripsenkopf. Also auch auf solche Gemüseberge ging der Ushbabezwinger! Ich merkte, wie Pfann in Gedanken „seinen“ Kamin drüben am Totenkirchl abklettern. So war es; denn jetzt stand er auf und murmelte nach langem Schweigen vor sich hin: „daneben ist noch was zu machen.“ Er hatte richtig vorausgesagt. Aus dem, was damals Pfann „daneben“, also neben dem Pfannkamin gesehen hatte, ist denn auch im Zeitalter Dülfers der sogenannte Schneiderweg geworden. (1913 von Dülfer, Schaarschmidt und Schneider durchstiegen.) Ich vermute, daß Pfann, als wir am 22. Juni 1912 in der westlichen Umgebung des Heroldweges herumkletterten, selber etwas Neues im Sinn gehabt hat. Nur das abscheuliche Wetter mochte damals schuld gewesen sein, daß heute nicht eine neue Pfannroute dem Totenkirchl auf seinen steinernen Leib geschrieben steht. Im Eiltempo holten wir an jenem Tage noch rasch den Gipfel und schwammen dann klitschnaß durch die Schmitrinne und den Zott wieder nach Hause. Keine zehn Worte sind an diesem Kirchtag gesprochen worden.

Trotz aller Zähigkeit war Pfann doch auch einem starken Wechsel alpiner Stimmungen unterworfen; nicht zu verwechseln mit Laune. Seine eiserne Natur war doch nicht so verbissen, daß nicht das alpine Geschehen, sei es im Hinblick auf erlebnisreiches Erfassen des Augenblicks, auf die Eigengestalt des Gipfels, Linienführung der Route, Schwierigkeitsgrad, Witterung, seinen Sinn stark beeinflußt hätte. Das eine ist sicher, daß Pfanns Unternehmungsgeist nicht ausschließlich nur in Schwierig-

keiten und Höchstleistungen sein Ziel erblickte. Immer habe ich in Pfann, für den auch das „äußerst schwierig“ in der modernen Gradeinteilung nichts weiter als eine Selbstverständlichkeit bedeutet, den ganz Großen und ganz Starken gesehen, aber nie den ganz Wilden. Bei seiner alpin-geistigen und alpin-körperlichen Überlegenheit konnte er es sich leisten, je nachdem er aufgelegt war, eine Bergfahrt schwierig oder leicht, genußreich oder eintönig zu finden, ... „eine wirklich schöne Tur!“ oder aber: „Sagen S' mal selber, dös is doch nix!“ Die jeweilige Bergverbundenheit war für ihn jedesmal ausschlaggebend.

Selten habe ich Pfann so lustig klettern sehen, als am sonnenfrohen 21. Juni 1912, an dem schon die Goinger Halt mit dem Nordgrat und der Predigtstuhl mit dem Südgrat sein Bergsteigerherz sichtlich zufrieden stellten.

So war es auch an jenem Julitag, als ihn die Idylle der Pflaumhütte geradezu empfindsam stimmte. Man stelle sich den granitenen Pfann als kleinen Lyriker vor! Über eine freche struppige Bergdohle und über das seltsam versteckte Wasserloch am Klein Kaiser, das ursprünglich von mir mit dem Grieseneralm-Wirt Gschwendtner Michl († Serbien 1917) beim Schafsuchen entdeckt worden war, konnte er eine herzlich lachende Freude an den Tag legen.

Das war erst ein Vergnügen, als am 5. Juli 1912 der erstmalige Durchstieg vom Törl aus auf die östliche Törlspitze geglückt war. Pfann kletterte bei dieser Überschreitung der „Einundzwanziger“ mit beneidenswerter Leichtigkeit. Noch weiß ich genau, wie unbekümmert ich auf einem Schrofenband hockte. Das Seil lief lustig und rasch durch meine Hände, so daß ich Pfann in sicherem Gelände wähnte. Wie staunte ich aber beim Nachkommen, als nach einigen Seillängen die Griffe und Tritte nur noch für die Fingerspitzen genügten. Pfann grinste oben von einer Scharte herab und ließ mich zappeln. Wo und wie er so rasch diese überhängende Stelle erledigt hatte, war mir als baumelndem Seiltänzer ein Rätsel.

Der Regalpturm mit einem neuen Anstieg direkt von der Scharte aus, Regalspitze und Regalpwand, ebenso Törlwand und Goinger Turm wurden noch zu wahren Leckerbissen, zu denen Pfann während dieser Kaisertage eine köstliche Humorsuppe auf der Pflaumhütte zu kochen verstand.

*

Und es schneite.

Wahrhaftig, noch ists nicht allzulange her, da mühte sich der Hochtourist lieber mit den Schneereifen auf einen Wintergipfel, als daß er

einem „Brettthupfer“ Recht gegeben hätte. Namhafte Bergsteiger, auch Pfanns Freunde und Vereinsgenossen Dr. Distel und Dr. Huber wollten sich bei ihrer alljährlichen Zugspitz-Winterersteigung von den zünftigen Schneereifen nicht trennen. Schilaufen betrieb man nur heimlich und unter Ausschluß der alpinen Öffentlichkeit.

Da hat als einer der ersten Hans Pfann den Bann gebrochen. „Der HaPe fährt jetzt auch“, raunte man sich 1910 gewichtig zu. „HaPe“, wie Hans Pfann im engeren Kreise genannt wurde, fuhr Schi — aber nicht gut. Das sollte besser werden. Was heißt besser? Pfann hat bei seiner alpinen Einstellung deutlich bewiesen, daß ihm der Schi nur hochalpines Rüstzeug ist. Pfanns Schilauf war von Anfang an bedingt von Sicherheit. Er bezwang mit dem Schi das Gelände, wie er bei jeder Tur dem Fels verwurzelt, dem Eis verwachsen war.

Durch Vermittlung Pfanns hatte ich anstelle meiner Zdarsky-Bretter ein Paar Schi bekommen, die schon als Reserve auf dem Schiff „Gauß“ die deutsche Südpolar-Expedition 1901 mitgemacht hatten. Diese Latten habe ich mit Stolz und in Ehren so lange gefahren, bis fast kein Holz mehr unter der Bindung war.

Mit diesen ehrwürdigen Hölzern durfte ich ganz unvermutet Weihnachten 1911 nach Corvara. Dort, in der gemütlichen Wirtsstube von Bergführer Kostner, dem bekannten Teilnehmer an der Merzbacher-Pfannschen Tian-Schan-Expedition, erlauschte ich so manches, was in keinem Geographiebuche steht. Professor Merzbacher muß ein hartschädlicher Mensch gewesen sein, Pfann aber nicht minder; und so kam es zu manchem asiatischen Familienidyll.

Die Tage in Corvara waren genießerisch. Den Grund, warum Pfann damals auf keine Dolomiten-Wintertour auszog, sondern es nur bei Col alt, Prelongie, Sett Saß und Grödner Joch bewenden ließ, habe ich nie erfahren. Jedenfalls wollte er „gut und reichlich“, aber auch billig essen. Und vor allem Schi-Üben! Da lag denn vor Corvara eine offene Alm mit eingezäuntem Hang. Das war unsere Schiwiese. Dort trieben wir „schwunghaften“ Handel. Immer aber wurde das Schibüchl zu Rate gezogen! Pfann hatte sogar sein „Wie lerne ich Schilaufen?“ mit einem Strickl umgebunden, um jeden ge- oder mißlungenen Schwung gleich theoretisch im Büchlein nachkontrollieren zu können.

Der Saß Songher im prallen Südlichte bewachte diese gewissenhafte Arbeit. Sicherlich sah der Berg dazumal den ersten Schikurs, der in dem heute so wintermondänen Corvara abgehalten wurde.

*

Grimme Morgenkälte biß in Nase und Ohren, als wir am 3. Februar 1912 von Reit im Winkel — wir wußten also damals schon Schiparadiese zu entdecken! — auf das Unterberghorn hinaufspurten. Gefiel ihm der Gipfel nicht, störte ihn das kalte unsichtige Wetter, ärgerte ihn ein Bindungsriß? Kurzum, Pfann war heute nicht heiter. Zu allem Unglück riß auch mir der Durchziehiemen. Meinen einzigen Ersatzriemen hatte ich vorher an HaPe abgetreten und mit naiver Selbstverständlichkeit wollte ich meinen Riemen jetzt wieder haben! Da kam ich aber schön an ... „Was? ... was fällt Ihnen denn ein?“ war des Herrn und Meisters Ansicht. Mit einer Schandwut bei einer Schandkälte flickte ich mittels meines Hosenträgers die Bindung und zischte ab. Pfann hat neben anderen auch die empfehlenswerte Eigenschaft, bei unsichtigem Wetter stets einen anderen voran abfahren zu lassen. Meinem Groll machte ich jetzt durch eine Schußfahrt Luft. Schwupps — rasselte ich über ein Wandl kopfüber in ein Schneeloch. Ha! Triumph! Die Rache, die Rache gelingt! Dem Riemenräuber werd' ich jetzt zeigen, „was mir einfällt!“ ... Aus dem dösen, gelblichen Lichtschleier sah ich Pfann oben neben meiner Spur erscheinen. Ich hielt mich mäuschenstill — und — schon flog der Meister zu mir in den Schneetrichter. Schleunigst aber haute ich jetzt ab, ehe er noch aus dem metertiefen Schnee sich wieder herausgebuddelt und seine Brille geputzt hatte. Pfann mag bei dieser Beichte meine Untat mir nachträglich verzeihen.

*

Am 10. März 1912 gabs schon wieder gemeinsame prächtige alpine Schiarbeit: Sagtaler Spitze und Widdersberger Horn. Beide, ehem sehr selten betretene Wintergipfel sollten eine Trainingsfahrt abgeben für größere Pläne ...

Eine neue Welt tat sich auf! Schweiz, Engadin, Segantinis Land! Hoch über allem, über dem schmeichelnden Tal schwebte, mit Fluten von Licht übergossen, nur vom Blau der Luft begrenzt, Königin Bernina. Pfann war in diesen Landen wie zu Hause. Tatsächlich wie zu Hause; denn auch hier war er in Gastfreundschaft aufgenommen, was in der teuren Schweiz immerhin als Profit gebucht werden kann. Es ist bezeichnend für seine Art, daß er, der Wortkarge, im Bannkreis der Schweizer Alpen aus sich heraus alles das kurz und bündig zur Sprache brachte, was mich, den Westalpensäugling als wildeste Wunder bewegte.

Wo von St. Moritz die Reise hinging, merkte ich erst, als wir bei Maloja die Schier unterschallten, um ins Forno-Gebiet einzudringen. Je näher es den 3000 Metern zuing, umso höher wuchs in Pfann die Kraft.

Monte del Forno, Cima di Rosso, Monte Sissone, und die Nachbargipfel waren vom 5. bis 7. April 1912 die Sprossen zum Eingangstor in den geheiligten Gletschergarten eines jeden Bergsteigers, in die Schweizer Alpenwelt.

Die alte Forno Hütte war ein erbärmlich kalter Steinhauken. Pfann sparte an Holz. Mich fror jämmerlich. Er aber, der auf der Promenade von St. Moritz beim leisesten Talwindchen sich in den Mantel hüllte, stand pudelnackig auf dem Granitboden herum, als ob dieser Eiskasten das gemütlichste Schlafzimmer wäre. Davon, daß er seine Bergschuhe über Nacht mit Stroh ausstopfte und unter die Matratzendecke genommen hatte, während meine bocksteif gefrorenen Stiefel am andern Morgen erst mit dem Spirituskocher aufgetaut werden mußten, sagte er kein Wörtlein. Daß aber beim Aufräumen der ausgebreiteten Fressalien mein Zuckersackl fast leer, das seinige zufällig dicker geworden war, hat ihn heftig belustigt und mir wenigstens wieder Wärme eingetrichtert.

Am 10. April dann drüben beim Julier und bei der Jürg Jenatsch-Hütte mußte auch noch der vereiste Piz d'Err-Gipfel her, wobei der Meister höchst ungehalten war, daß seine Nagelschuhe auf meinen Achseln und die abgeräumten Schneebröckchen in meinem Gesicht nicht als freundlicher Gruß von oben empfunden wurden. Pfann putzte die Felsen in aller Ruhe aus und fand es einfach „lächerlich empfindlich“, daß mich beim Sichern während des langen, unbeweglichen Stehens im Schnee erbärmlich an Füßen und Fingern fror. Trotzdem; es war — „sag'n S' mal selber“ ... wirklich „eine schöne, ... eine recht anständige Tur“.

Der Schi hält vor der Franz Senn-Hütte. Mai 1913 im Stubai. Emanuel Christa war mit von der Partie. Der „Dicke“, wie Pfann seinen Begleiter vom Schalligrat nannte, hatte es nicht gut erraten. Schon am ersten Tag stauchte Pfann den „alten Esel“, der „nicht mehr Karten lesen kann“, zusammen, als wir im Frühnebel auf Christas Angabe hin statt zum Innen Rinnen Nieder eine falsche Scharte angestiegen hatten. Pfann strafte uns damit, daß er drüberhalb über ekelhaft vereistes Zeug vom Grat der Rinnenspitze auf den Lissenser Ferner kerzengerade abstieg. Wir beide hatten das Nachsehen.

Daß Christa, der von der Studierstube her abgespannt war, in unsern Spuren immer nur hinterherging, erregte Pfanns heftigsten Unwillen. Endlich durften wir in der sonnengeheizten Firmmulde vor dem Anstieg auf den Hinteren Brunnenkogel rasten. Da, ein Klagelaut von Christa. Der Ärmste hatte seinen Proviantbeutel drunten auf der Hütte vergessen. „Dös g'schieht Dir recht!“ ... „Dös is recht!“ ... „Wer nicht spurt,

braucht nichts zu essen!“ und zu mir: „Hör'ns mal, geb'ns ihm nur nichts; der braucht nichts, wenn man so faul ist“, schoß es aus Pfanns kauendem Gebiß. Heimlich nur schob ich dem hungrigen Christa Pflaumen und Käserinden zu.

Bei dem erstmaligen Übergang zum Wilden Hinterbergl, wo wir, Patent Pfann, die Schier am Seil von Gratturm zu Gratturm rutschen ließen, hat Pfanns Auftrieb dem armen Christa noch manches Stöhnen herausgepreßt ...

Heute aber leuchtet noch die musterhaft gelegte Spur vor uns auf, die Pfann auf den Schrankogel hinauf und sturzfrei herabgezirkelt hatte.

Noch einmal waren wir Drei beisammen, als wir an Weihnachten 1913 in der alten Roßwildalm hausten und zum Abschluß von Kitzbühler Turen dem Salzach- und Ronach-Geier frühzeitige Schibesuche abstatteten. Damals gab Pfann dem „Dicken“ lange und breite Erklärungen, daß man nur mit „anständigen Schiern“, statt mit „einem abgeschabten Lineal“ und nicht mit so „ganz miserabler Ausrüstung“ ins Gebirg gehen darf.

Wie sehr aber Pfanns frühere Bergfreunde trotz mancher bitteren Stunde den HaPe schätzen, bewies ein späteres Zusammentreffen mit Professor Christa in Zermatt. Während einer Matterhorn-Überschreitung kam Christa unvermittelt auf unsere früheren Schifahrten in launigem Tone zu sprechen und meinte, „der HaPe, das ist so ein Mensch; unverwüstlich ... Mit meiner schlechten Ausrüstung hat er schon Recht“. Und dabei sah der Herr Professor auf seine ziemlich zahnluckigen Bergschuhe. Als wir dann auf der Südseite etwas „in die Brüche“, das heißt, in die Platten gekommen waren, erklärte der „Dicke“ treuherzig: „jetzt bräuchten wir halt den HaPe!“

Pfann selber hat manchmal bei späterem Zusammensein Erinnerungen aufleuchten lassen an so manche frühere Schifahrten aus jenen Tagen, als noch nicht in jedem Talgrund eine Hütte stand, als noch keine Autobusse die Schigenießler einsammelten, als noch keine Bahn nach Mittenwald, nicht einmal nach Neuhaus verkehrte. Es mag heute vielleicht lächerlich klingen, solche Stunden unterzuordnen dem Lehrsatz von der unberührten Hochgebirgswelt. Majoritätswahrheiten gleichen heute dem ranzigen Speck in einem überjährigen Rucksack. Aber es ist doch so, daß dieses Pfade-Suchen der idealste Weg zum Berge war, zumal wenn man einen Bergmenschen vor sich hatte, der Hans Pfann heißt.

*

Noch ein Einsichtiger stieg seinerzeit im Gebirge herum und war als Alleingänger Wegzeiger für viele Gipfel und Gruppen, Hermann Trier.

Einige Male glückte es, daß wir zu Dritt auszogen. Das war dann recht erbaulich, die beiden Bergböcke nebeneinander im stillen zu betrachten, wie einer dem andern auf Schritt und Tritt und auf die Finger sah. Besondere Bergsteiger sind ja bekanntlich eine besondere Rasse.

Die Münstertaler Alpen waren im April des Jahres 1914 ein noch selten besuchtes Gebiet. Nur wenige, wie die Münchner Berger, Oertel, Husler, Baumann, Witzenmann-Pforzheim, Pfannl-Wien, Dyhrenfurt-Berlin hatten die Dreitausender der Münstertaler mit Schiern besucht. Um so erwartungsvoller war für uns Drei das Erwachen, als die ersten Sonnenstäubchen ihren Weg über die Dächer des Dörfchens Schlinig suchten. Pfann hatte noch rasch die Rucksäcke genau abgewogen, damit ja keiner von uns um ein Deka leichter zu tragen habe. Sogar ein Paket Kerzen mußte deshalb aus seinem Rucksack zurückbleiben.

Pforzheimer Hütte. Während ich zunächst befehlsgemäß als Wasserträger zwischen der Hütte und den Hängen des Rassaß hin und her stampfte und Trier als Diplom-Ingenieur die Schlösser von Türen und Kästen studierte, suchte sich Pfann das beste Lager aus. — Der 10. April galt langstündiger Schiarbeit im Sesvenna-Gletscher. Auf dem ausgesetzten Granitgrat des Montpitschen war Pfann in seinem Element. Piz Sesvenna und die Forratrida waren rasch erledigt. Am 11. April 1914 wanden wir uns durch wildverworfenen Gelände zu den Lais da Rims und durch den ausgelappten Lischanna-Gletscher. Bedächtig stapfte Trier von der Scharte im Südgrat zum Vorgipfel. Gierig sperrten die Wächten ihre Schnäbel. Pfann brummte wegen des langsamen Anstiegs auf solchen „leichten, schönen Gipfel“. Bums, da trat Trier trotz aller Vorsicht durch eine Wächte. Gruppe Pfann machte einen Sprung — und jetzt legten wir schön brav das Seil an. Aus dem Wächtenloch blaute ein Stück Engadin herauf. Pfann aber meinte weniger poetisch zu unserer „schönen“ Lischanna: „Sch....gipfel; da könnt' man sich noch derfallen auch.“

Einen kleinen Zwischenfall erlebte ich noch am Rims-Plateau. Neben Piz Lischanna und Piz Triazza sammelten wir noch so manche Dreitausender ein, den Schadler, Rims-Spitze, Piz Cornett. Am Piz Cristannes zog Nebel auf, ein im Rims-Plateau recht unerwünschter Geselle. Man muß einmal mit drinnen in dicker Nebelbrühe gestanden haben, wenn zwei so selbständige „Menschen im Hochgebirge“, wie Pfann und Trier, wegen Richtung und Weiterweg in Streit geraten. Dann bekommen es selbst Karte und Kompaß mit der Angst. Diesesmal aber hatte

die Nase Pfanns nicht die richtige Witterung und brummig folgte er Triers Spur. Nach manchem Hin und Her endlich wieder auf der Pforzheimer Hütte tat dieses Nebelreißen dem gesegneten Appetit der beiden Schneegewaltigen keinen Abbruch. Wie an anderer Stelle verkündet, erwies es sich, daß der Verdauungsapparat von Pfann noch viel widerstandsfähiger ist als der Zementmagen von Trier; und das will etwas heißen.

Ich kam leider um die Abfahrt nach Scarl. Da ein Eispickel nicht der geeignete Gegenstand ist, um in einem hohlen Zahn herumzustochern, trieben mich blödsinnige Zahnschmerzen auf kürzestem Wege nach Meran zum Zahnreißen. Auf der Cantoniera IV sahen wir drei Münstertaler uns dann wieder frisch vereint. Herrliche Abfahrten waren uns beschieden, von der Geisterspitze zum Nagler, dann in der Ciavalsch-Gruppe, stets im Anblick von des Ortlers gleißendem Schneedom. Nachdem Trier, seinem Photo-Apparat zuliebe — *proibito fotografare!* — in unheimlichen Quergängen auf schweizerische Hänge ausgewichen war und Pfann mir vom letzten Rest eines Früchtekompotts wenigstens noch die Kerne übriggelassen hatte — ich hätte „in Meran jetzt sowieso gut gelebt“ — bescherten uns am 17. April die Gipfel der Umbrailgruppe zum guten Schluß und Schuß noch stäubende Abfahrt. Bei 2000 Metern Höhenunterschied, nur von dem Langlauf im Hinteren Muranzino-Tal abgebremst, zischte der Schi bis vor das Dorfwirtshaus in Santa Maria.

Und dann — schon durfte ich mit der Teilnahme an der von Pfann 1914 geplanten Kaukasus-Expedition rechnen — dann kam der Krieg.

*

Vielleicht ist mancher Leser enttäuscht, wenn ich, nur ein kleiner Pinscher neben den gewichtigen „Begleitern Pfanns“, bloß von harmloseren Stunden erzähle. Doch auch diese gehören zum Lebensbild dieses Bergsteigers. Vieles gäbe es noch von gemeinsamen großen und kleinen Bergfahrten auszuplaudern.

In der Törlwand-Südwand, als Hermann Trier gerade vom Riß heraus zum plattigen Quergang ansetzte und für seine Schuhnummer keinen genügenden Tritt fand, fauchte Pfann über das Wandl herab: „Soll ich Ihnen vielleicht ein Kanapee heraufstellen?“

Empört war der Meister, daß ich so „stinkfaul“ war und nach der Überschreitung der Gamsfluchten auf einem Rasenpolster ein Mittagsschläfchen abhielt, statt auf die Maukspitze mit hinüber zu klettern, ... „für was geh'n Sie überhaupt ins Gebirge?“ ... „Unglaublich so was... bleiben S' doch gleich daheim“ ...

In der lausigen hungrigen Zeit nach dem Kriege, während einer Eisenbahnfahrt von Tegernsee herein, brachte Pfann ein Riesenstück saftigen Emmenthaler zum Vorschein und ließ es sich vor den neidtriefenden Augen aller schmecken. Oh, da spießte er ein Stück auf sein Messer und hielt es mir unter die Nase. „Riechen Sie mal... Riechen Sie mal!“ — Dann verschlang er es selber. Erst auf meine Beteuerung hin, daß ich vom Riechen allein nicht satt werde, bekam ich ein kleines Stücklein ab. Meister Pfann ist zweifelsfrei ein hundertprozentiger Bergsteiger, aber auch ein großer Sparkünstler.

Wieder einmal im Kaiser. Bei Gewitter und Nebel gerieten wir in ein Biwak. Wo?; das getraue ich mir nicht zu verraten, sonst würde mich Pfann heute noch verhauen. Es ging nämlich in nächster Nähe ein Klettersteig vorüber. Kurzum, wir hockten in der Schartenrinne eines plattigen Seitengrates; Pfann innen auf meinem Seil; ich außen als Windfang. Es goß in Strömen und war bissig kalt. Der Wind klatschte um die Felsen — Pfann aber schnarchte. Und ich, erst von einer für Biwaks ungeeigneten Nierenentzündung genesen, jammerte, daß ich „das nicht aushalte“. Pfann, in seinem nassen Schlummer gestört, gab die einzig richtige Antwort: „Sind's doch mal still!... Steigen S' halt ab!... Lächerlich; da jammert man doch nicht.“ Heimlich schlichen wir uns dann früh 4 Uhr von hinten her nach Hinterbärenbad hinein

Wenn es aber später so manchmal im Krieg oder im Leben recht zerrissen und kalt und wüst hergegangen ist, dann habe ich mich an die Pfannsche Lehre aus dieser Freinacht erinnert: „da jammert man doch nicht!“ Und wahrhaftig, jedes Biwak geht vorüber.

*

Für unsere Bergsteigergeneration und uns Bayerländer galt Hans Pfann von je als der Inbegriff des Eisgängers. Da war es selbstverständlich, daß „bei meinen guten Beziehungen zu Pfann“ der Wunsch nach einer „richtigen“ Schweizertour immer reger wurde. In unseren alpinen Sinnen war ein Schweizer Viertausender — so sollte es immer sein! — das Urgewaltigste, das die Schöpfung aus den Weißglut-Essen der Erde schmiedet. Sich einer Pfannschen Schweizertour anzuschließen, diesen Wunsch aber wagte keiner von uns so ohne weiteres auszusprechen. Keiner war glücklicher als ich, als Pfann mir an einem Sektionsabend eröffnete, mich seiner Westalpenfahrt 1912 anschließen zu dürfen! Ein paar rasche Worte nur waren es: „Kommen Sie mit“ ... „Berner Oberland“ ... „15. Juli fahre ich ab.“ Nun hatte ich damals zu meiner größten Sorge keinen handfesten Eis-

pickel. Pfanns Hinweis, daß ich den „drinnen bekomme“, war mir ungelegen. Ich wollte doch neben Hans Pfann nicht ohne pfundigen Eispickel dahertrollen; wollte doch den Menschen zeigen, daß ich auch Einer bin, der mit Pfann ins Eis geht! In Grindelwald war ich dann froh, noch keinen Pickel zu besitzen. Pfann kannte den Pickelschmied Behnd und betreute geradezu väterlich das Entstehen meines Pickels. Sogar mein Name strahlte messinggelb in der stahlsilberigen Haue! So war er, der bärenbeißige Pfann. Manchmal freute er sich herzlich an den Freuden seiner Begleiter.

Ob man wohl heutzutage wegen eines Eispickels so viel Geschichten macht? Ich habe aber von meinem Schweizer Pickel deshalb kurz erzählt, weil solche lächerliche Nebensächlichkeiten mit den Menschen und Erlebnissen im Hochgebirge doch oft enger zusammenhängen, als ein junger Draufgänger von heute sich träumen läßt.

Anstiege zu Schweizer Hütten würden in den Ostalpen oft schon als Hochturen gelten. Auch wir fünf (Pfann mit seinen früheren Begleitern, Freiherr von Hertling und Hasenkamp, und ich mit meinem allzu jung gestorbenen Karwendelkameraden Toni Mittermaier) mühten uns mit schweren Rucksäcken, als wir über die Bäregg und den Unteren Grindelwaldgletscher, dann steil über Kletterstellen emporstiegen zur Schwarzegghütte am zerschründeten Oberen Eismeer. An der Felsnase des Bänisegg stoppte plötzlich Pfann. Zum erstenmal fällt hier der Blick auf das Schreckhorn, das aus dem Eismeer aufspringt, nicht in der Gestalt eines Hornes, sondern massig und drohend wie eine Riesenburg aus rotbraunem Gemäuer. Schnee und Eis lasten darüber, daß die steilen Zinnen nicht den Himmel zerreißen.

Drüberhalb der Moräne legt sich die Hütte wie ein armseliger Stall zwischen die Granitscherben. Umso heimischer war der Innenraum, der uns, länger als uns lieb war, beherbergte. Sündhaft heiß war der Tag. Über die gewaltige Fiescher-Wand liefen alle Farbtöne eines giftigen Rot. Agassiz- und Finsteraarhorn flammten wie Riesenfackeln. Jetzt dampfte aus den Eiskellern und vom Himmel her schweres Gedünst. Streifenwolken schoben sich herbei und verwuchsen mit den Riesengipfeln zum Urgewaltigen. Ein unheimliches Brausen und Rieseln fegte durch die Luft. So ungeheuerlich also ist der Urlaut in der Eisswelt der Westalpen.

Dann gings los; mein erster Schneesturm in der Schweiz. Es schneite und schneite. Finster ward der Tag. Schwüle Luft trotz tiefen Schnees und dichten Nebeljagens. Rings ein Poltern der Lawinen. Mißmutige Gesichter. Nur die Mäuse im Strohlager raschelten einem schadenfroh um

die Ohren. Am dritten Tag holten wir zum Ärger der Mäusefamilie die Wurstzipfel und Käserinden wieder aus der Abfallkiste, um unseren eigenen Proviant damit zu „ergänzen“. Am vierten Tage wieder schlecht Wetter. Jetzt trieb Pfann zum Abstieg. Da der Felsenweg wegen der Lawinen ungangbar geworden war, führte uns Pfann sicher bei dichtestem Nebel quer über den zerklüfteten Gletscher zum rechten, südlichen Ufer des Grindelwald-Ferners. Zu einer Schneekuppe hatte sich das sonst so freundliche grüne Eiland des Zäsenberges verwandelt und die Schafe kuschelten sich unter die armseligen Hirtenhütten. Auf die Bergwälder Grindelwalds tropfte der Regen. Die „Gipfelleistungen“ dieser ersten Schweizer Tur endeten im Hotel mit dem Vertauschen der Marmeladetöpfe und Brotkörbe. Auch in dieser nutzbringenden Beschäftigung zeigte Meister Pfann die größte Schweizer Erfahrung.

Endlich! Auf der Schwarzegghütte lauschten wir wieder eine Nacht lang der Mäusesprache und Pfanns Fausthiebe ins Stroh waren für die Schlafgenossen unzweifelhaft peinlicher, als für die frechen, raschen Tiere. Im Morgendämmern stiegen wir dann die Moräne hinab. Pfann überquerte, schon weit voraus, den flachen, vom Kastensteinfirn und Schreckfirn genährten kluftfreien Eisstrom und strebte dem Ostrande des Eismeeres zu, um den rechtzeitigen Anstieg links hinauf zur felsigen Höhe der Strahlegghütte nicht zu verfehlen. Aus feuchten Nebeln hob sich ein entzückendes, freundliches Häuschen.

Während des Hüttendienstes der anderen hatte ich Gelegenheit, mit Pfann den Anstieg zum Großen Lauteraarhorn auszukundschaften. Vom Berner Oberland fehlte dieser eine Berg noch in Pfanns Viertausender-Sammlung. Rasch gewannen wir die Höhe des Strahleggpasses und standen bald auf dem 3462 Meter hohen Nordgipfel des Strahlegghorns. Geheimnisvolle Ruhe lag über der wunderweißen Welt. Der Abend wurde kalt und klar. Bald erglomm das letzte Leuchten und übergoß die weißen Wellen des Eismeeres ringsum mit eigenartig karmingedunkeltem Licht auf grüngrauem Grunde. Langsam mischte sich das Rot mit violetten Tinten. Das Finsteraarhorn zog vom Gipfel seine Nebel ein und prallte jetzt mit seinen furchtbaren schwarzfelsigen Nordostwänden gegen die fahle Dämmerung. In dieser seligen Öde auf weltentrückter Höhe stiegen schweigend zwei Menschen nieder zu dem einsamen Holzhüttlein.

26. Juli 1912. Ein furchtbarer Fluch von Pfann war der Weckruf. Der Wecker selber hatte gestreikt. Wir aber hatten bis 4 Uhr verschlafen. Auf, draußen und droben am Hang zu sein waren für Pfann nur wenige Augenblicke. Glücklicherweise hatte ich abends vorher schon den Rucksack ge-

packt — auch eine heilsame Lehre Pfanns! — und hastete, an einigen Keks würgend, dem Meister nach. In unserer gestrigen Spur flog Pfann nur so zum Strahleggpaß hinauf. Beim Überstieg und Abseilen über den Eishang in den hintersten Gletscherwinkel des Strahleggfirns lernte ich zum erstenmal ernsthafte Eisarbeit kennen an dem bewundernswerten Beispiel von Pfann und Hertling.

Beim Anstieg über die steilen Firnflanken des Lauteraarhorns bis zu den Felsen des Südostgrates, wo Pfann jetzt in 3950 Metern eine Rast genehmigte, hatte ich mehr gelernt, als die ganzen Jahre bisher. Den letzten Absatz zum Gipfel bis zum 4043igsten Meter durfte ich als Erster vorangehen.

Mein erster Viertausender! Und zumal unter Führung des besten Eismannes, Hans Pfann! Ein solches Geschenk wird wohl nicht jedem Bergsteiger zuteil. Jeder aber wird mich verstehen, wenn ich über solche Berg-erinnerung schweige. Daß ich mich auf späteren Turen im Schnee und Eis stets heimischer und sicherer fühlte als im Fels, verdanke ich, und mit mir denken viele ebenso — lediglich dem Vorbilde und der Belehrung von Hans Pfann.

Manchmal noch schritten wir beide über Kalkgestein. Manchmal noch trafen wir in Zermatt zusammen. Immer aber suchten aus der Gipfelschau der Ostalpen meine Augen das Felsriff der Kaltwasserkarspitze und aus der Firnenwelt lichtet in mein Sinnen das Lauteraarhorn. Zwei Wegmale, die Hans Pfann mir gesetzt.

*

Jahre vergingen. Über die Gipfel weist uns „Menschen vom Berge“ der Weg in ein fernes schlafendes Tal. Wandern werden wir den weiten Weg — in Scharten hinein, über rauhen Fels, zwischen gierigen Klüften auf schmalen Gipfel ... Zieht dann graue Müdigkeit durch das verleuchtende Blau, so schließe ich abends die Tür auf zur stillen Hütte und schlafe heimatseiligen Schlaf. Da fühlt die Seele ganz gewiß, daß Berge um mich stehen und Menschen von diesen Bergen. Übrig bleibt als der Hochwelt lebendigste Lehre: Erinnerung.

BERGERINNERUNGEN AUS DEM TIAN-SCHAN (1902)

Von Bergführer Franz Kostner, Corvara

Gerne bin ich der Einladung gefolgt, zur Festschrift für Hans Pfann einen Beitrag zu leisten. Aus der großen Zahl von Führern tue ich dies als einziger, der mit diesem genialen Alpinisten monatelang zusammenarbeiten durfte und dem er sich während der ganzen Expedition in die Eisregionen des Tian-Schan stets als Freund und Kamerad erwiesen hat.

Die Eigenschaften Pfanns als Bergsteiger zu betonen ist überflüssig. Damals konnte ich mich als junger Führer mit ihm in technischer Hinsicht kaum messen, geschweige denn ein Urteil über ihn fällen. Pfann wußte sich immer den gegebenen Verhältnissen anzupassen; er war stets begeistert und anspruchslos. Ich kann mich hier weniger auf die Schilderung der vielen einzelnen Episoden verlegen, sondern muß vielmehr den allgemeinen Eindruck wiedergeben, den ich auch heute noch nach Jahrzehnten frisch in der Erinnerung mit mir trage.

Ich lernte Hans Pfann zum erstenmal kennen, als ich in Wien am 17. Mai 1902 zur Expedition Dr. Merzbachers stieß, die den Tian-Schan zum Ziel hatte. Von der alten Kaiserstadt führte uns eine lange und anstrengende Reise durch Südrußland und Westsibirien, durch weite, endlose Steppen und Ebenen. Schon auf dieser, volle sieben Wochen dauernden Fahrt kamen wir beide uns menschlich näher. Dies Verhältnis ist stets ein gutes geblieben und oft und oft teilte er in der Folge eine Dose leckerer Fische oder sonstige feinschmeckerische Kostbarkeiten mit mir, obwohl die Expeditionsleitung für den Tiroler Führer auf den bevorstehenden Hochgebirgsturen „genügend ungarische Salami“ vorgesehen hatte. Schon auf dieser wechsellvollen Reise bekamen wir Gelegenheit zu manchem Gedankenaustausch und beim Anblick der sich in ständig anderer Aufmachung darbietenden fremden Gebirge war reichlich Anlaß gegeben uns den Kopf zu zerbrechen, wie das oder jenes in der Ferne winkende Problem gelöst werden könne. Im stillen beneidete ich Pfann um seine so vielseitigen Kenntnisse und Erfahrungen. Jedenfalls waren wir uns immer in der Bewunderung der wilden Bergketten und der interessanten Landschaft einig; in jedem von uns beiden floß ja gutes Bergsteigerblut.

Schon beim ersten Mahle während der Schifffahrt auf dem Dampfer, der uns von Odessa nach Batum führte, hatte ich Gelegenheit, seine Ausdauer und Standhaftigkeit auch auf anderem Gebiet zu bewundern. Ich mußte

leider trotz des ausgezeichneten Essens gezwungenermaßen schon beim zweiten Gang kapitulieren, denn ich war das Schwanken des Schiffes nicht gewohnt und bekam Anwandlungen von Seekrankheit, die sich nicht nur in Appetitlosigkeit bemerkbar machten. Pfann dagegen blieb stark und hielt weitere zwei Gänge glatt durch.

In Tiflis verweilten wir einige Tage, bummelten in der Stadt herum und beobachteten das bunte interessante Treiben. In einer Gesellschaft, zu der wir eingeladen waren, wurde französisch gesprochen und Pfann unterhielt sich fließend in dieser Sprache. Ich verstand alles, weil ich mich auch schon mit diesem Idiom befaßt hatte; doch jedesmal, wenn ich jemandem auf eine Frage antworten sollte, wurde ich rot im Gesicht und wußte nichts zu erwidern. In den folgenden drei Monaten hatte ich dann allerdings im Russischen schnellere Fortschritte zu verzeichnen, als Pfann dies bei sich feststellen konnte. So gabs einen kleinen Ausgleich.

Am 16. Juli 1902 betraten wir den ersten Gletscher im östlichen Bayum-Kol. Dieses Tal mit den kolossalen Massen seiner wilddräuenden Eisbrüche machte von allen, die wir in der Folge noch besuchten, den gewaltigsten Eindruck auf uns. In bisher nie von uns geschauten Ausmaßen flossen die Gletscher bis tief herunter an den Rand der grünen weiten Matten. Im Hintergrund reckten sich amphitheatralisch ungeheure Eisriesen auf, deren Höhe 6000 Meter überschritt und die reichlich zu einem alpinen Rätselraten, wie man wohl da oder dort hinaufgelangen könne, Gelegenheit boten. Es sollte uns aber auch gleich in den folgenden Tagen zum Bewußtsein kommen, daß diese Berge nicht so leicht zu bändigen waren. Ihre Ersteigung in einem Anlauf schien unmöglich. Um einen dieser Giganten zu bewältigen, wäre ein Vorgehen in Etappen nötig gewesen, zu dem uns Ausrüstung und Erfahrung fehlten.

Am 17. Juli brachen wir von unserem ersten Gletscherbiwak auf. Es hatte in der Nacht leicht geschneit und wir bemerkten im frischen Neuschnee zwei Pantherspuren, die ganz nahe an unser Zelt herankamen und sich in östlicher Richtung wieder entfernten. Aus Neugierde, einmal Panther in Freiheit zu sehen, dann auch, weil wir ohnehin die gleiche Richtung einschlagen wollten, verfolgten wir die Spuren, nicht ohne die Hand dann und wann griffbereit am Revolver zu haben. Wir gerieten unwillkürlich in ein flottes Tempo und haben an jenem Tage 1000 Meter Höhendifferenz in so schneller Zeit zurückgelegt, wie in den ganzen folgenden Wochen nie mehr. Panther bekamen wir allerdings nicht zu sehen; doch ist mir diese Episode in besonders guter Erinnerung geblieben. Unser Anstieg an diesem Tag diente zugleich als Orientierungstour, wie man dem gewaltigen

Eisberg im Hintergrund des Tales, den wir ob seines überwältigend wuchtigen Aussehens die „Marmorwand“ getauft hatten, zu Leibe rücken könnte. Wir kamen bis zu einer Schulter und zogen dann wieder zurück zu unserem Lager.

Bei all diesen Unternehmungen, die sich durch Monate hinzogen, teilte ich mit Pfann zusammen ein kleines Zelt, in dem man sich nicht einmal aufrecht setzen konnte. Was gab es für Unannehmlichkeiten zu ertragen auf diesen rauen Höhen! Kälte, Hunger, Durst, kurz alle denkbaren Entbehrungen und Leiden waren uns beschieden und trotzdem behielten wir zwei immer unsere gute Laune. Solche Strapazen stellen einen Menschen auf die Probe und gerade jene Zeit war es, die mir Anlaß gab, Pfann besondere Bewunderung zu zollen. Er war mir ja auch immer der Beschützer, der mir im Rahmen unserer Expedition zu den Rechten verholfen hatte, die einem Europäer zukommen; ein Lehrer, von dem ich viel Wertvolles lernen konnte, in alpinechnischer wie in manch anderer Beziehung. Ihm verdanke ich also viel; nicht zuletzt auch, daß mein Magen, wie ich schon andeutete, nicht durch den einseitigen Genuß von ungarischer Salami eintrocknete.

Dem Bergsteiger Pfann, der gewohnt war, überall zu siegen, wo er hinkam, brachte diese Expedition mit Professor Merzbacher in den Tian-Schan nicht jene Befriedigung und jene Lorbeeren, die er sich vielleicht erhofft hatte. Das war nicht seine Schuld! Von seiten der Expeditionsleitung war manches unterlassen worden; es fehlte an der nötigen Ausrüstung für ein so großes Unternehmen; es fehlte an der richtigen Behandlung der Träger und es gab noch vieles, was sich im Laufe des Geschehens als unzweckmäßig erwies. So war es nicht zu verwundern, daß die Expedition mit verhältnismäßig geringen Resultaten nach Hause zurückkehren mußte. Pfann hat sich als Bergsteiger die Erfahrungen, die in diesen Monaten gesammelt werden konnten, zunutze machen können und das war schließlich für ihn und seine späteren großen Unternehmungen von hohem Wert.

Wie ich schon sagte, bot das Bayum-Kol mit seinen Bergen unlösbare Aufgaben. Wir hielten uns trotzdem noch bis zum 1. August 1902 dort auf, mit allen möglichen wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Dann wanderten wir, weil wir in einer anderen Gegend mehr Glück zu haben hofften, anfangs August hinüber in das Sary-Dschas-Tal. Obwohl es nicht ganz so wild wie das Bayum-Kol ist, konnten wir doch auch hier eine Bergwelt von unvergeßlich gewaltiger Eigenart bewundern. Auch hier dehnten sich Gletscher von riesigen Ausmaßen. Am 9. August mußten wir

gelegentlich einer neuerlichen Unternehmung, an der auch Professor Merzbacher teilnahm, erkennen, daß sich diese Berge ebenfalls gut gepanzert hatten und daß das Erreichen eines solchen hohen Gipfels von nicht voraus-zusehenden Verhältnissen abhängig und übermenschlich schwer schien; wenigstens mit den mangelhaften Mitteln, wie sie uns zur Verfügung standen. Im Sary-Dschas war es vornehmlich der jede Nacht von neuem fallende und folglich nie sich setzende tiefe Pulverschnee, der jeden Anstieg zu einer unglaublichen Arbeit gestaltete und uns sogar mit den Schnee-reifen bis übers Knie einsinken ließ.

Am 15. August waren wir nach einem schweren und umständlichen Anstieg von etwa zwölf Stunden, von unserem Zeltlager am Semenowgletscher ausgehend, bis nahe an den Gipfel eines ansehnlichen, hohen Berges gekommen. Das Ziel sollte uns jedoch nicht beschieden sein, denn eine plötzlich abgehende Lawine riß uns etwa 200 Meter in die Tiefe und brachte uns so auf heimtückische Art um den Lohn unserer Mühe. Eispickel, Hüte und Gletscherbrillen waren bei dieser unfreiwilligen Reise in den Schneemassen verloren gegangen; aber als wir uns nach dem ersten Schrecken ein wenig erholt hatten, wollten Pfann und ich trotzdem nochmals den Anstieg erzwingen. Mit Rücksicht auf unsere zwei Begleiter mußte dieser Plan indessen aufgegeben werden und traurigen Herzens stiegen wir zu Tal. Es fiel uns nicht leicht zu verzichten. Hätten wir doch jetzt nach dem Abgehen der Lawine keine Gefahr mehr vor uns gehabt und wären so vielleicht doch auf unseren ersehnten Gipfel gelangt. Beim Rückmarsch gab es an diesem Tage noch einen sehr steilen Eishang zu queren. Wohl oder übel mußten wir ihn passieren, wenn wir auch mit Besorgnis die drohende Gefahr erkannten. Schließlich hackte ich mich nach kurzem Zaudern entschlossen und unter anfänglichem Protest Pfanns hinüber und habe mir damit für ewige Zeiten von ihm den Zunamen „eiskalter Tropf“ geholt.

Wieder waren es dann die täglichen Schneestürme, die immer ungünstigere Verhältnisse schufen. Die schlechte Verwendbarkeit der Einheimischen als Träger, die mangelhafte Ausrüstung trugen dazu bei, daß uns für die nächste Zeit jeder Erfolg versagt war.

So manche kleine Episode zieht noch in der Erinnerung an jene Tage in den wilden asiatischen Gebirgen vorüber. Während der wechselvollen Monate bot sich neben den vorzunehmenden topographischen, astronomischen und touristischen Arbeiten dann und wann Gelegenheit zu anderer Betätigung mehr privater Natur, wie Pferderennen oder Jagd.

Es war eine kleine Befriedigung für mich, hoch zu Roß ein wenig

sicherer zu sein als Pfann. Schon zu Beginn der Expedition traf mich, als wir mit den kleinen flinken Steppenpferden beritten gemacht wurden, so ziemlich der schäbigste und am wenigsten folgsame Gaul; aber ich war immer bemüht, die reiterliche Schwäche Pfanns zu benützen, um mich in besseres Licht zu stellen und das gelang mir sogar mit meinem schlimmen Bock. Zu einer besonderen Berühmtheit als Kunstreiter hat es also unser Pfann damals nicht gebracht.

Nach den Tagen im Sary-Dschas-Tal, etwa sechs Wochen nach Beginn unserer Expedition, zogen wir noch um eine Ecke weiter in das Inyltschek-Tal. Das bergsteigerische Hauptziel unserer Unternehmung, der Chan Tengri, der höchste und gewaltigste Berg in diesem Gebiet, stand überall beherrschend und überwältigend im Talschluß; doch nirgends fanden wir auch nur den Zugang zu seinem Fuße. Deswegen wollten wir dieses Tal abgrasen in der Hoffnung, doch noch an unser Sehnsuchtsziel, das überall so unerreichbar schien, heranzukommen.

Es war Pfanns inniger Wunsch, seinen Fuß auf diesen herrlichen hohen Berg zu setzen. Aber zu allen bisherigen Schwierigkeiten kam nun plötzlich noch eine unvorhergesehene hinzu: der Streik der Träger. An ein Weiterarbeiten war unter diesen Umständen nicht zu denken und so schwand die Hoffnung Pfanns, den seit Wochen aus der Ferne bewunderten Gipfel endlich betreten zu können, immer mehr, zudem auch sein Urlaub für dieses Jahr zu Ende ging. Für mich war die Hoffnung nicht weniger auf den Nullpunkt gesunken, trotzdem uns anderen noch ein ganzes Jahr zur Verfügung stand. Aber ich war überzeugt, daß unsere Expedition ohne Hans Pfann das Ziel nicht erreichen konnte. Denn nach meiner Ansicht war kein Bergführer imstande, ihn, den alpinen Meister, zu ersetzen. Solche Unternehmungen sind nur möglich, wenn neben dem bergsteigerischen Können noch ein entsprechender Ehrgeiz anspornend wirkt.

Die Expedition wollte sich nun, da touristische Pläne mehr in den Hintergrund traten, vornehmlich wissenschaftlichen Arbeiten widmen. Zur Vervollständigung der schon anfangs vorgenommenen Versuche auf diesem Gebiet kehrten wir zwecks Vornahme trigonometrischer Messungen nochmals in das Bayum-Kol zurück; diesmal in den westlichen Arm des interessanten und wilden Tales. Ein Ritt von einigen Tagen führte uns in unser neues Arbeitsgebiet. Von einer festgelegten Basis aus wurden dann zunächst neben den Gletschervermessungen die wichtigsten Erhebungen trigonometrisch bestimmt.

Gelegentlich dieser Arbeiten streiften wir oft weit in der Gegend umher und es kam uns manchmal der verführerische Gedanke, rasch die vor-

genommenen Aufgaben zu beenden und nochmals die uns immer wieder anlockenden Sechstausender zu versuchen. Ihnen galt unser brennendes Interesse; bei ihrem Anblick kam unsere Sehnsucht, auf einem so gewaltigen Berge zu stehen, herabzublicken in die einsamen Täler, immer wieder zum Durchbruch. Aber wir hatten unsere Rechnung ohne den Wettergott gemacht, denn noch ehe die Vermessungsarbeiten beendet waren, kam ein starker Schneefall, der allen weitschweifenden Plänen ein rasches Ende bereitete. Wir waren weit weg vom Hauptlager und hoch oben in unser kleines Zelt gebannt. Der massenhaft fallende Neuschnee machte eine Verbindung mit dem Lager unmöglich und von dort konnte uns kein Proviant nachgebracht werden, weil die Lawinengefahr zu groß war. Immer kleiner wurden die Rationen; immer mehr schmolzen die Vorräte zusammen. Der uns als Träger begleitende Kirgise Sembai nahm von der noch vorhandenen Zunge nicht einen Bissen, weil er als Mohammedaner diesen vermeintlich aus Schweinefleisch bestehenden Leckerbissen verabscheute. Wir genossen den Vorteil dieser Entsagung, wenn wir auch den Armen ob solchen Opfermutes bemitleideten. Unser Kirgise zog es vor, die weggeworfenen Teekräuter wieder aus dem Schnee auszugraben und sie zu verzehren. Leider waren auch wir beiden Europäer bald zu solcher Art der Ernährung gezwungen, bis schließlich unter viel Mühe und Gefahr der Abstieg zum Hauptlager gelang.

Vom westlichen Bayum-Kol-Tal zogen wir uns bald darnach auf unser Standquartier Narynkol zurück. Vier Tage waren wir unterwegs, um endlich einmal wieder eine menschliche Behausung zu erreichen. Narynkol ist eine typische Kosakenstation in der Tekesebene und wir hielten uns dort einige Tage auf, um uns für die lange Reise nach Kaschgar, unserem geplanten Winteraufenthalt, vorzubereiten. In Narynkol waren wir verschiedentlich mit dem Vertreter der Firma Hagenbeck, Herrn Karl Wache, zusammen. Es ist eigenartig und anregend, in so weltverlassenen Gegenden einen Menschen gleicher Nationalität zu finden.

Am 24. September 1902 begann dann unser Ritt nach Kaschgar; zuerst in Richtung zur chinesischen Grenze und dann, entlang des Musartflusses in das große Musarttal hinein, ein einsames, von hohen Bergen umrahmtes Tal, das nur von Karawanen, die den Übergang über den Musartpaß nehmen, begangen wird.

Bei einer Überschreitung des Flusses stürzte das Pferd, das die Last der photographischen Ausbeute der Expedition trug, ins Wasser und das Unglück wollte es, daß die Kisten mit den Platten durchnäßt wurden und so das wertvolle, mit so viel Mühe und Aufopferung gesammelte photo-

graphische Material zum großen Teil verloren ging. Besonders beklagenswert war der Verlust der kostbaren Teleaufnahmen Pfanns.

Der Aufstieg zum Musartpasse bot keine nennenswerten Schwierigkeiten. Dieser Paß ist auf 15 Kilometer vergletschert und der von den Karawanen gewöhnlich benutzte Pfad war mit Tierskeletten förmlich markiert. Diese stummen Zeugen stiller Tiertragödien boten einen traurigen Anblick. Der mühsame Marsch nahm den ganzen Tag in Anspruch, bis wir dann in der Dämmerung das erste Pikett erreichten, die Station eines chinesischen Wachtpostens. Die Nacht verbrachten wir hier in Gesellschaft der chinesischen Soldaten.

Am nächsten Tag, den 27. September 1902, zogen wir weiter zum Musartpaß, um denselben in Richtung nach Süden zu überschreiten. Das südliche Musarttal wirkt ernst und stimmungsvoll. Es ist beiderseits von hohen malerischen Felswänden begrenzt und weist eine fast tropische Vegetation auf. Es gibt wenig Weiden und während drüben im nördlichen Tal noch hohes Gras wächst, so daß man zu Pferde sitzend bis zum Knie durchnäßt wird, finden hier im südlichen Musarttal die Karawanen kaum mehr kärgliches Futter.

Unter mancherlei Entbehrungen für Mensch und Tier erreichten wir dann am 3. Oktober die Sartenstadt Aksu. Diese Stadt war für die Expedition Sven Hedins der Ausgangspunkt zur Durchquerung der Wüste Gobi im Jahre 1901. In Aksu gab es allerlei zu kaufen; die Bazare hatten manche lockenden Dinge ausgestellt. Wir erstanden uns Zucker, Wassermelonen und frische Datteln und ließen uns diese langentbehrten Leckerbissen munden.

Die Reise ging weiter und am 12. Oktober kamen wir in die Stadt Maralbaschi. Wir bewegten uns ständig am Rande der Gobiwüste und hatten tagelang unter starkem Wassermangel zu leiden. Drei Tage bekamen wir überhaupt nur salziges Wasser und der daraus gebraute Tee war dem aromatischen Getränk, das man sich sonst unter diesem Namen vorstellt, wenig ähnlich. So bescherte uns diese Reise ins Winterquartier Kaschgar noch viel Unangenehmes und so manche Leiden gabs noch zu ertragen. Pfann nahm dies alles immer ruhig und selbstverständlich hin. Er bedauerte nur ab und zu aufrichtig, daß er seinen Durst, den er in München niemals zu solcher Blüte entfalten konnte, so oft mit Gletscherwasser und anderen zweifelhaften Flüssigkeiten stillen mußte, während daheim die Bierquellen flossen. Wie oft saß man dort beim schönsten Glase Bier, ohne daß es einem so recht mundete.

Von Maralbaschi ab bewegten wir uns wieder in wasserreicheren Ge-

genden und die fruchtbaren Oasen am Rande der Wüste erschienen immer häufiger.

Am 19. Oktober näherten wir uns dann Kaschgar, um wenig später unseren Einzug in diese Stadt mit ihren 180 000 Einwohnern zu halten. Es folgte noch ein gemeinsamer Aufenthalt von einigen Tagen, der zur Erholung von den Strapazen der langen Reise diente und dann kam der Abschied von Pfann. Während für uns Zurückbleibende Kaschgar das Quartier für den ganzen Winter blieb, reiste er zurück nach Europa. Schmerzlich war die Trennung, insbesondere für mich, der ich an ihm all die langen Monate des Zusammenseins in den weltabgeschiedenen Gebirgen Asiens einen mir menschlich besonders Nahestehenden gehabt hatte. Ich sah ihn nicht gerne scheiden und in späteren Zeiten, wenn wir verschiedentlich wieder zusammenkamen, wurde so manchesmal noch die Erinnerung aufgefrischt an jene Tian-Schan-Tage. Mit Dankbarkeit denke ich noch seiner und wünsche ihm von Herzen, daß er noch viele Jahre auf dem Gebiet der Turistik und Wissenschaft fruchtbringend wirken möge!

DIE GUGLIA DI BRENTA

(ZWEITE ERSTEIGUNG, 16. JULI 1900)

Von Hans Leberle, Weihestephan

Schon lange erzählte man uns von einem sagenhaften, kühnen Fels-turm, der in der Brentagruppe stehen sollte. Wir hatten nie ein Bild von ihm gesehen, ja wir wußten nicht einmal seinen genauen Namen, und so entschwand er uns wieder aus dem Gedächtnis. Da ging plötzlich um die Jahrhundertwende die Kunde, daß die Guglia di Brenta, so hieß der Berg, unter unerhörten Schwierigkeiten von Innsbrucker Studenten erklettert worden sei. Die Schilderung der Erstersteigung war so dramatisch und aufregend, das Bild des abenteuerlichen Turmes so phantastisch, daß er bald der Mittelpunkt unserer Gespräche, ja unseres Lebens wurde. Es stand für uns fest, daß auch wir ihn erobern mußten und wir hatten nur Angst, die zweite Ersteigung zu versäumen. So wählten Freund Pfann und ich in unserer leidenschaftlichen Ungeduld den frühesten, uns möglich erscheinenden Zeitpunkt, die Pfingstfeiertage gegen Ende Mai. Wir verbargen unsere Absicht vor allen unseren Freunden und trafen heimlich unsere Vorbereitungen. Wir ließen uns Mauerhaken schmieden und kauften einen schweren Hammer, auf den wir ganz besonders stolz waren.

Nach der langen Winterruhe empfanden wir schon im Zug den Zauber der Ferne und des Abenteuers. Die Wanderlust erwachte und wir freuten uns auf den Marsch durch das blühende Südtirol. Aber diese Freude wurde rasch gedämpft, als wir den Zug in S. Michele auf dem menschenleeren Bahnhof verließen, und eine schnurgerade, handhoch mit Staub bedeckte Straße vor uns sahen, die uns in glühender Hitze bergwärts führte. Unsere Hauptsorge galt dem Transport unserer schweren Rucksäcke bis zur letzten Talstation. Denn der Anmarsch zur Guglia war weit und bei unserer beschränkten Zeit durften wir keinen Tag verlieren. Glücklicherweise fanden wir nach mancherlei Zwischenfällen den Wirt von Molveno, der unser Gepäck auf seinem Wagen mitnahm. Das war schließlich die beste Lösung, wenn wir auch notgedrungen darauf verzichten mußten, noch heute bis zum Rifugio della Tosa zu kommen.

So verließen wir von jeder Last befreit in der Nähe eines kleinen Kirchleins die staubige Straße und stiegen auf Serpentinwegen zu einer Hochfläche hinauf.

Uns zu Füßen lag im flimmernden Sonnendunste das Etschtal, fern leuchteten ringsum die Bergketten, steile Wände stiegen aus dem Dunkel tiefer Schluchten empor. Wir durchwanderten Wälder und Felder, Hügel und Ebenen, zogen bald in glühender Hitze auf hellen, blendenden Straßen, die unsere Augen schmerzten, dahin, bald an kühlen, murmelnden Bächen vorbei, rasteten im dämmrigen Halbdunkel hoher Laubbäume, freuten uns der fremden Blumenpracht, hörten das Rauschen ferner Bergwässer, das Läuten der Herdenglocken, das dumpfe Rollen stürzender Lawinen und waren glücklich, einem neuen Erlebnis entgegen zu wandern. Die Ortschaften, die in die Landschaft eingestreut waren, schienen wie ausgestorben. Nur Kinder lagen auf den staubigen Straßen und alte Leute saßen vor den schwarzen, verweterten und schmutzigen Holzhäusern und blickten uns starr und unbeweglich nach. So strebten wir in stundenlangem Marsch, den wolkenverhangenen Bergen der Brentagruppe zu.

Dann wurde es plötzlich licht. Vor uns lag am Fuße einer mächtigen Bergwand eingebettet zwischen wellig ansteigenden Hügeln unser heutiges Ziel: Molveno mit seinem lieblichen See.

Wir suchten sogleich den Wirt des Rifugio auf, um den Schlüssel zu bekommen. Er gab ihn aber nicht her und so waren wir gezwungen ihn als Führer bis zur Hütte mitzunehmen.

In der Morgendämmerung des 2. Juni stiegen wir mit unserem Begleiter einem düsteren Hochtale zu. Langsam, unmerklich regte sich im Waldesdunkel der Tag. Eine fremde, eigenartige Bergwelt hob sich vor unseren Augen in ungeahnter, großartiger Pracht empor. Aus den weißen glitzernden Schneefeldern hoch über uns wuchsen gewaltige zackenreiche Massiv, wilde rote Türme leuchteten auf, riesige Plattenwände stiegen jäh aus dem Schnee und ihre Namen klangen fremdartig aus dem Munde unseres Führers. Stundenlang noch schritten wir im weichen Waldboden und stiegen über Wiesen, Geröll und Krummholz hinauf bis zu einem großen muldenartigen Plateau, das der Winter noch in starrem Banne hielt. Inmitten der Bergriesen erblickten wir auch schon unser Ziel, das Rifugio della Tosa. Von der Guglia sahen wir nichts als eine kleine, unansehnliche, schmale Kuppe, die aus dem Kar Massodi hervorragte. Mittags langten wir im Rifugio an und bereits zwei Stunden später sauste unser Führer wieder über die glitzernden Halden hinab, heim nach Molveno. — Wir blieben allein in dem eiskalten, unwirtlichen Raume zurück und bemühten uns lange umsonst ihn warm und gemütlich zu machen.

Bis weit hinaus über die Brenta lag eine finstere Wolkenbank und verzögerte den Tagesanbruch, als wir am nächsten Morgen die Hütte froh-



Bayum-Kol-Talschluß mit Chan-Tengri 7200 m

ADALBERT
HOLZER

Guglia di Brenta

gemuter und zuversichtlicher als an einem der späteren Tage verließen. Der weiche sulzige Schnee, der lauwarmer Wind, der stoßweise über die Bocca fuhr, waren sichere Boten des kommenden Föhnwetters. Allenthalben erhob sich auch ein dumpfes Rauschen und Dröhnen und wie Wasserfälle glitten die schweren wuchtigen Schneemassen über die bastionartigen Felsen herab. Um ins Kar Massodi zu gelangen, mußten wir die steilen, lawinengefährlichen Hänge der Brenta alta queren, ein unangenehmer Weg. So vergingen uns mühselig und anstrengend die zwei ersten Stunden, bis wir den Karboden erreichten.

Da erschien plötzlich und lautlos in den wallenden, düsteren Nebeln hoch über uns wie eine Vision aus dem Jenseits das sagenhafte Gebilde, das seit Monaten unser Sehnen und Denken war, übernatürlich groß und von edelstem Ebenmaß, aber abweisend, ja drohend, wie ein unheimlicher Dämon. Wir wußten nicht, was uns mehr bewegte: die Schönheit des Bildes oder die Kühnheit und Wildheit des Aufbaues. Während unsere Blicke noch bewundernd und bestürzt an der unwirklichen Erscheinung hingen, war sie verweht und wir standen wieder in wogenden Nebeln. Schweigend und bekümmert setzten wir unseren beschwerlichen Gang fort.

Wir fühlten, mit welcher unwiderstehlicher Kraft uns dieser Berg, der etwas merkwürdig Persönliches hatte, anzog und wir fürchteten ihn.

So war der Weg durch den tiefen, weichen Schnee nur noch mühseliger, da uns der Gedanke quälte: Es ist doch alles umsonst! Als wir eine kleine apere Felsplatte erreichten, begann es leise zu schneien und die Nebel wurden immer dichter, massiger. Erst dachten wir hier zu rasten, um dann weiter vorzudringen. Aber die Kälte, die uns durchschüttelte und die schlechten Wetteraussichten bestimmten uns, das Gepäck zu depônieren und zum Rifugio zurückzukehren.

Wieder lagen die schweren Wolken über den Gipfeln, wieder heulte der brausende Sturm, als wir am folgenden Tage aufbrachen. In unendlicher Schinderei erzwangen wir in stundenlanger Arbeit die schmale Bocchetta südlich der Guglia, wo wir eine kleine gegen den Wind geschützte Felsnische fanden, deren Sturmfestigkeit wir durch den Bau einer Steinmauer erhöhten. Fünf lange kalte Stunden saßen wir eng zusammengekauert dort im Schneetreiben und warteten auf Besserung des Wetters. Erst gegen Mittag gaben wir uns geschlagen, barge unsere Seile und begannen halberfroren den Abstieg, den wir ins Val di Brenta nahmen. Denn in unserem Aufstiegscouloir fuhren mit kurzen Zwischenräumen Lawinen von der Brenta alta hinab. Ins Val di Brenta aber führte uns eine verhältnismäßig sichere Schneerinne und dort war der berühmte Crozzonabsturz, den

wir sehen wollten. Aber die Nebel waren ausdauernder als wir und ohne jeden Erfolg zogen wir spät nachmittags über die Bocca di Brenta wieder in unser Rifugio ein.

Auch der nächste Tag war schlecht. Wir blieben daheim, um unsere durchweichten und durchnässten Sachen zu trocknen und für den morgigen, für uns letzten Tag das Ziel mit allen Kräften anzugehen. Wir hatten wirklich das unverhoffte Glück gegen Abend eine Besserung des Wetters feststellen zu können.

Bereits um 2 Uhr früh polterten wir im Hause herum. Es war sternenhelle, prachtvolle Nacht, als wir das Rifugio, das uns vier Nächte beherbergt hatte, verließen, um den entscheidenden Sturm auf die Guglia zu beginnen. Die ausgetretenen Stufen brachten uns bald ins Kar. Die Dämmerung hob an und Himmel und Berge begannen sich in einer wunderbaren tiefen Schönheit zu zeigen, die uns bei unserem schweren Gange noch ergreifender und ernster schien.

Der Guglia ist gegen Osten eine kleine Felsbastei vorgelagert, die durch eine Schlucht vom eigentlichen Wandmassiv getrennt ist. Über vereiste Schrofen und Kamine gewannen wir die erste Vorstufe und standen bald in einer Scharte, von der aus wir in die Trennungsschlucht gelangen konnten. Über unseren Weiterweg waren wir uns aber noch nicht recht klar. So kletterte Pfann auf den Turm des Vorbaues, während ich dem schnee- und eiserfüllten Grund der Schlucht zustrebte. Ober mir hing eingeklemmt zwischen Vorbau und Wandmassiv ein gewaltiger Block, der im Berichte der Erstersteiger erwähnt war. Aber über die senkrechte Wand floß fingerdick das Wasser. Hier war die Ersteigung unmöglich. Wir entschieden uns daher für einen schwarzen, überhängenden, von Wasser triefenden Kamin, der gegen 20 Meter hoch war und erreichten durch ihn ein schmales kurzes Band, das wie ein Balkon in der senkrechten Südwand eingebettet lag. Hier beginnt der ganze Ernst des Unternehmens.

Pfann machte sich an die Erkletterung der erschreckend aussehenden Wand, die wie eine Mauer senkrecht in die Höhe stieg. Ich saß noch halb im Kamin und wartete auf ein Zeichen. Geraume Zeit achtete ich bewegungslos auf das ablaufende Seil; plötzlich merkte ich, daß mein Gefährte wieder abwärts stieg. Dann erschien er keuchend oberhalb des Kaminrandes und forderte mich auf, an seiner Statt mein Glück zu versuchen. Aber auch mir ging es wie ihm. Die lange untätige Winterzeit hatte uns empfindlich gegen die unheimliche Ausgesetztheit gemacht. So kauerten wir uns auf das schmale Gesimse und ließen die erste Aufregung ausklingen. Dann stieg mein Kamerad wieder in die Wand ein. Den Kopf weit zurück-

gebogen schaute ich ihm zu, wie er sich langsam, eng an die Felsen geschmiegt aufwärts schob und so steil war die Wand, daß die Sohlen seiner Kletterschuhe sichtbar waren. Endlich hörte ich nach langen Minuten hoch über mir seinen Ruf und folgte ihm nach.

Der Standort meines Freundes hatte vielleicht einen halben Quadratmeter an Fläche. Es war ein Kunststück, zu zweien dort zu stehen und den schweren Rucksack aufzuseilen. Weiter aufwärts zu klettern schien unmöglich. Nur rechts zeigte sich ein verwegener Ausweg über eine verdächtig aussehende Felsplatte, die aus der Wand hervorragte. Noch ein kurzer schwerer Überhang und wir standen vor einer mächtigen Steindaube an der Ostkante des Turmes.

Das erste böse und gefährliche Stück, sozusagen der erste Akt, lag hinter uns.

Der zweite Teil der Ersteigung spielte sich in der gegen das Massodi zugekehrten Ostwand des Turmes ab und hatte die Erreichung der an der Nordkante liegenden Schulter zum Ziel.

Wohl wußten wir, daß unsere Vorgänger eine Art Durchquerung der Ostwand durchgeführt hatten und schon der Augenschein bewies, daß die grauen, festen und bänderdurchzogenen Felsen weit leichter zu bezwingen waren, als die hinter uns liegenden. Aber jetzt hatten wir uns wieder an die Ausgesetztheit gewöhnt und beschlossen nicht die Ostwand zu queren, sondern an der Kante emporzuklettern, die in edlem und wunderbarem Schwung zur Höhe wies. Wir meinten, daß dieser luftige und kühne Weg so ganz des stolzen und freien Wesens unseres Berges würdig war. So hielten wir uns bald rechts, bald links in seichten Rissen und über kurze Wandstufen an der himmelhoch emporstrebenden Kante. Dann aber wurden wir in die unheimliche gelbe Südseite hinausgedrängt, die in einem Schusse bis in die finstere Schlucht abstürzt. Nach einer gefährlichen kurzen Wand wurde uns das Aufwärtsklettern unmöglich, und wir waren froh, ein allerdings sehr fragwürdiges Band zu entdecken, das uns wieder an die Südostkante zurückführte. Wir hatten die Höhe umsonst errungen und mußten wieder zurück. Mein Gefährte kletterte eben die schwere Wand hinab, als sich durch das Seil ein mächtiger Block löste. Bei der Steilheit der Wand streifte er Pfann jedoch nur und verschwand dann lautlos in der Tiefe. Fast drei Stunden hatten wir durch unseren Eigensinn verloren, bis wir wieder bei der Steindaube standen.

Wir folgten nunmehr einem langen, verhältnismäßig leichten Band und gelangten so an einen kleinen Stemmkeamin, nach dessen Durchkletterung uns die grauen Wände abermals zu einem langen Quergang gegen Norden

wiesen. Wir gingen gleichzeitig und beeilten uns, denn es war schon Mittag geworden. So turnten wir über kurze Wandstufen empor gegen die weithin sichtbaren Risse, von denen wir wie die Innsbrucker den rechten benützten. Der brüchige senkrechte Kamin gestattete nur kurze Zeit das Stemma, dann wurde er zu eng und zwang mich an die luftige, frei über dem Abgrund hängende Kante.

Trotz aller bisherigen Zwischenfälle waren wir guten Mutes und voller Hoffnung. Denn wir wußten, daß wir unmittelbar vor dem Beginn des breiten Bandes in halber Höhe des Berges standen, das uns den letzten großen Schwierigkeiten rasch nahe bringen sollte. Aber wir kamen gar nicht mehr auf dieses Band. Unmittelbar oberhalb der schmalen Scharte, welche die Kaminreihe abschließt, lag ein breiter gewaltiger Eistrücken, der sich wie eine Art von Balkon nach außen wölbte und nach unten abbrach. Das Schmelzwasser des Berges hatte hier seinen natürlichen Abfluß und so war dieses seltsame und unerwartete Bollwerk entstanden, dem wir hilflos und ratlos gegenüberstanden. Unsere Pickel lehnten am Einstieg. So schlugen und stachen wir mit unserem Hammer, dem mitgebrachten Mauerhacken, ja mit unseren Messern auf das unbewegliche Eisungeheuer ein, welches uns den Weiterweg wie ein mächtiger Wächter verwehrte. Aber alle unsere kindlichen Versuche brachten uns nicht auf den Eismulst hinauf; alle Bemühungen, das Hindernis zu umklettern schlugen fehl.

So blieb uns nur noch eine Hoffnung. Auch die Ostwand durchzieht in gleicher Höhe ein schmales Band. Wohl zeigte sich dieses ebenfalls mit Eis bedeckt. Aber an der äußersten Auflagestelle war es etwas abgeschmolzen. Hier konnten wir uns am Rand der Eiskruste weiter bewegen und fanden schließlich tatsächlich eine Bresche, durch die wir über das Band an die Ostwand gelangten. Aber hier scheiterten unsere Versuche an den senkrechten, plattigen Felsen, wenn wir auch an mehreren Stellen einige Meter in die Höhe kamen.

Wieder war die Guglia Sieger geblieben, wie schon so oft. Alle unsere Pläne und Ideen halfen uns nicht über das Eis; wir mußten umkehren. Auf eine Karte schrieben wir unsere Ersteigungsgeschichte und wandten uns schweren Herzens zum Abstieg. Das Wetter hatte sich, ohne daß wir im Drange der letzten Stunden etwas gemerkt hatten, schon längst wieder zum schlechten gewendet. Deshalb seilten wir uns rasch durch den Kamin ab und trachteten in Eile nach abwärts, um noch die tückische Einstiegs- wand rechtzeitig hinter uns zu bekommen. Gerade als wir an dem unheimlichen Quergang in der ersten Wand waren — ein Abseilen ist dort unmöglich — brach der Sturm mit voller Gewalt los. Der schwere dumpfe

Ton der fallenden Lawinen, der bis jetzt vorgeherrscht hatte, verlor sich in dem schrillen Pfeifen des Windes, dem krachenden Donner des Hochgewitters. Himmel und Erde waren im Nu zusammengewirbelt in eine graue, wogende, brüllende Masse; alles schien zu beben und zu zittern im sausen Orkan, der mit ungeheurer Wucht ganze Wogen von Schnee an die Felsen peitschte. Wir mühten uns, inmitten der lotrechten Wand die nassen steifen Seile in Ordnung zu halten und ihr Verwickeln zu verhindern. Endlich war es so weit, daß wir sie einhängen und uns, starr vor Kälte, ihnen anvertrauen konnten; bald darauf standen wir in Sicherheit am Vorbau. Schweigend nahmen wir unsere schweren Rucksäcke auf und zogen in tiefem Nebel von der Guglia ab.

Anderentags wanderten wir hinaus nach Mezzolombardo. Bei einer Kapelle kurz vor Fai war uns der letzte Blick auf die Brenta vergönnt. Die Berge vom Monte Daino bis zum Croz dell'Altissimo lagen vor uns wie zu einem Haufen zusammengeschoben, im Dämmerlicht kaum noch erkennbar, in ihrer Mitte der schwarze finstere Turm, die unvergleichliche Guglia. Unser erster Sturm war abgeschlagen; aber wir nahmen uns vor wiederzukommen!

Genau sechs Wochen später standen wir, unserem Vorsatz treu, wieder an der kleinen Kapelle. Ursprünglich wollten wir von Molveno selbst aus die Guglia angehen. Aber ein gütiges Geschick ließ die Wirtin und auch uns verschlafen und so wurde es heller Tag, bis wir den bekannten Weg zum Rifugio einschlugen. Auf dem muldenartigen Plateau wichen wir vom Wege ab und steuerten gleich dem Castello dei Massodi zu. Für eine Ersteigung der Guglia war es ja freilich zu spät; aber wir wollten den Tag dazu ausnützen, die schweren Stellen bis zur Südostkante zu sichern. Zunächst aber lagerten wir uns auf einem blockartigen Kopf im Massodi-Kar und konnten uns nicht satt sehen an der Guglia, die sich im Sonnenlicht wie ein ungeheurer, aus Erz gegossener Obelisk emporreckte.

Erst nachmittags stiegen wir in die Felsen des Vorbaues ein, arbeiteten stundenlang an der unteren Steilwand, befestigten dort ein Seil, spannten ein zweites über den Quergang und taten alles, um uns den Kampf zu erleichtern und den Sieg zu sichern. Erst die einbrechende Dunkelheit trieb uns zum Rifugio hinüber.

Noch vor Tagesanbruch verließen wir wieder das Haus und traten den wohlbekannten Gang ins Kar an. Die Tücken der Einstiegs- wand und des Querganges kannten wir nun so genau, Tritt und Griff waren uns so unauslöschlich ins Gedächtnis eingeprägt, daß sie uns nicht mehr aufhalten konnten und auch viel von ihren Schrecken verloren hatten. Bereits um

7 Uhr krochen wir um die Südostkante herum und wandten uns ohne Säumen den Bändern und den Wandstufen nach Norden gegen den Campanile Alto zu. Wir beeilten uns in die kühle Nordseite hinauszukommen. Denn die Hitze war drückend, das Gestein brannte förmlich und durch unsere Fingerspitzen drang das Blut. Wir standen denn auch schon eine halbe Stunde später vor dem schweren Kamin, der den Zugang zum großen Band verteidigte und kurz darauf an der kleinen Steindaube, die wir zu Pfingsten gebaut hatten. Sie war ebenso wie unsere darin verborgenen Karten noch unberührt. Wir verfolgten das breite Band, das uns damals ein unüberwindliches Hindernis gewesen war, unter den düsteren, ungeheueren Nordwänden, bis zum Fuße einer schmalen Bergschulter. Hier fanden wir in einer kleinen Höhle eine so köstliche Kühle, daß wir es uns nicht versagen konnten, uns vor dem letzten, und schwersten Kampf noch zu erfrischen. Dann aber nahmen wir mit doppeltem Eifer die Kaminreihe in Angriff und landeten auf einem kleinen Schuttplatz unter den gelbroten, überhängenden Wänden des letzten Gipfelaufbaues. Es war die berühmt gewordene Kanzel des Trientiners Garbari, der bei seinen kühnen Erstigungsversuchen bis hierher, also knapp 50 Meter unter den Gipfel gekommen war. Nur das Rätsel der Schlußwand hatte er nicht lösen können.

Wir taten uns leicht, denn uns war das Suchen erspart geblieben; wir wußten aus der Beschreibung unserer Vorgänger, wo der Durchstieg erfolgen mußte, kletterten von der Bastei einige kurze Kamine nach abwärts gegen die Nordwestkante und spähten an der Ecke scheu in die Nordwand.

Lotrecht und glatt stieg sie gegen den Himmel und sah im blendenden Licht wie aus Silber getrieben aus. Eine schmale, handbreite Felsleiste zog sich hinüber, wie das Gesimse eines ungeheuren Kirchturms. Sinnverwirrend war der Blick auf die in verschwindender Tiefe liegenden Wälder und Kare, die wir gestern noch fröhlich durchwandert hatten.

Alles lag klar und hart im prallen Sonnenschein vor uns, kein mitleidiger Nebelstreifen verhüllte die Schauer der gähnenden Tiefe und die Schrecken der Höhe.

Wir sprachen nichts und was uns zu tun oblag, war bald geschehen. Die möglichen Sicherungen hatten unsere Vorgänger bereits geschaffen. Ein riesiger Mauerhaken stak in einer kleinen Höhle. Hier stand auch, eingeklemmt in einer Felsspalte die Stange, welche die Erstersteiger unter unsäglichen Mühen heraufgeschleppt hatten. Wir ahnten den heroischen Geist, der diese Kühnen beseelt und über die haltlosen Wände zur Höhe geführt hatte.

Dann prüften wir den Mauerhaken auf seine Festigkeit und zogen das Seil durch. Pfann schmiegte sich an die steile Wand und schob sich langsam Zentimeter um Zentimeter empor, machte eine kleine Schleife nach links und hatte den ersten Mauerhaken erreicht. Bei der Steile der Felsen konnte ich ihn nicht genau mit den Blicken verfolgen. Endlich erklang von ferne sein Ruf und ich wand mich, innig an die Felsen gepreßt, über die kleinen winzigen Vorsprünge zu ihm hinauf.

Mit überwachen Sinnen, völlig der Welt entrückt und ganz der Gefahr und dem Glück des Augenblicks hingegeben, klotzten wir über dem ungeheueren Abgrund dem Himmel entgegen. Bald traf ich auf den ersten Eisenhaken und konnte wieder meinen Gefährten über mir erblicken. Dann vollführten wir noch einen Quergang nach der Westkante hin und hatten gewonnen. Das Gesichtsfeld wurde frei, die Felsen verflachten sich und wir betraten den Gipfel.

Jubelnd begrüßten wir die kleine armselige Welt, die wir uns erobert hatten: das ebene, trümmerbedeckte Gipfelplateau, in dessen Mitte sich ein mächtiger Block erhob, um den einige gelbe Mohnen dürftig blühten.

Um uns standen weit überragende, hohe und mächtige Berge, auf deren ausgedehnten, ebenen Hochflächen und Bändern blitzende Schneefelder lagen, und sahen auf unseren feingliederigen Turm hernieder.

Wir aber lagerten uns auf unserem einsamen Felsenthron, umgeben von ungeheueren Abgründen und lotrechten Wänden und der freie unermeßliche Himmel schien uns näher als die schwere, dunkle Erde.

Die starre, grimmige Entschlossenheit des Kampfes wich von uns und wir fühlten in der regungslosen Stille die Wunschlosigkeit unseres Daseins.

Ferner Donner und die schweren Schatten ziehender Wolken scheuchten uns aus unserer Traumwelt und trieben uns zum Abschied von unserem Wolkensitz.

Wir suchten nach den Spuren unserer Vorgänger und entdeckten endlich im obersten Teile der Westwand den von ihnen eingetriebenen, mächtigen Haken. Hier hingen wir die Seile ein und glitten nacheinander neben der Westkante herab unmittelbar auf die Bastei Garbaris.

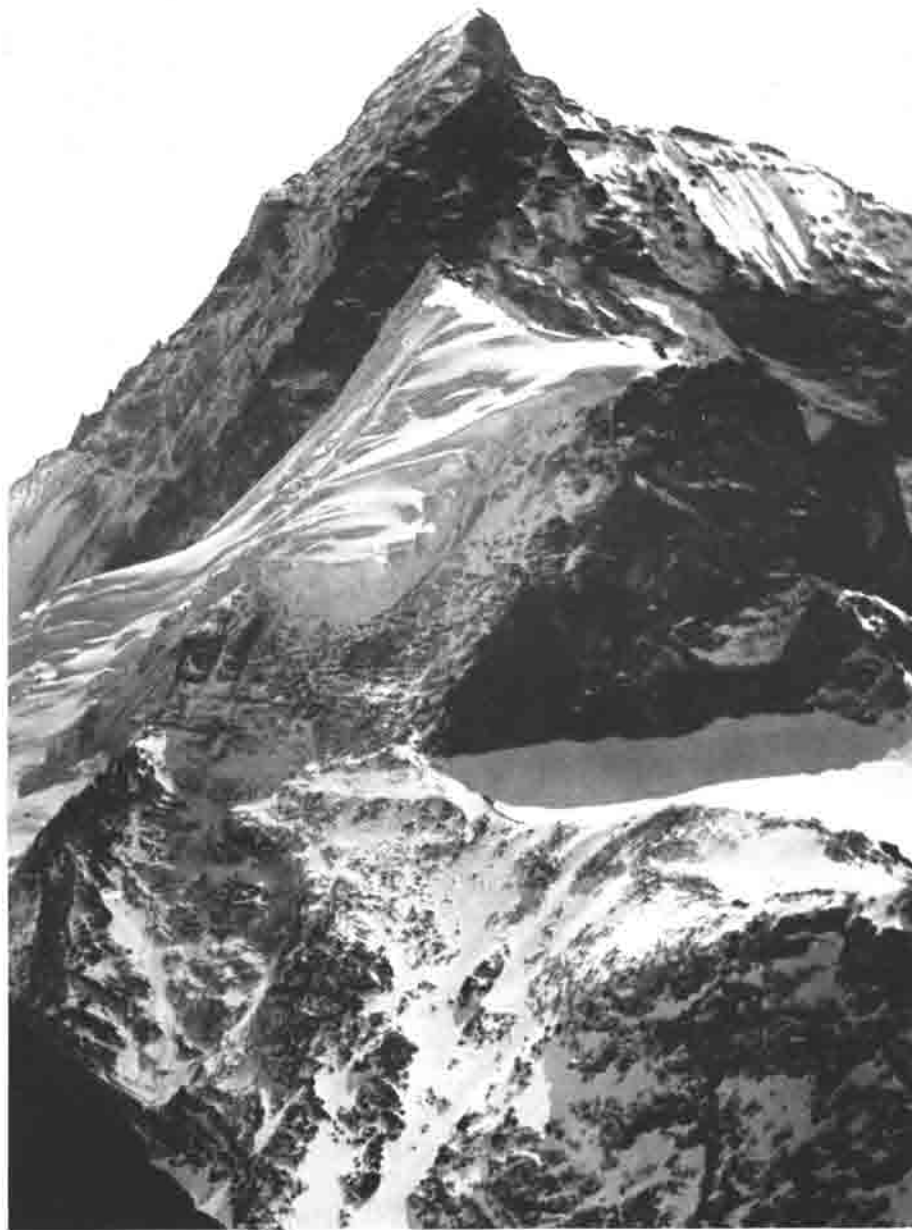
Fröhlich und leichten Herzens turnten wir dann über die Kamine und Risse herab, die uns nun so vertraut geworden waren, wiederholten unsere Seilmanöver an der unteren Wand und standen am Spätnachmittag wieder an der Bocchetta della Guglia.

Zehn Stunden gemeinsamer Gefahr und gemeinsamen Glückes lagen hinter uns und hatten ein neues und festes Band um unsere Freundschaft gewoben.

Dann packten wir unsere Rucksäcke und nahmen Abschied von dem herrlichen Berg, der sich einsam aus dem dämmerigen Dunkel des Kares erhob. Der Glanz, den die scheidende Sonne über die freien, glatten Wände warf, leuchtete uns nach, bis uns der dunkle Wald aufnahm.



Aiguille Verte, Aiguille du Dru



Matterhorn mit Zmuttgrat

UNSERE ERSTEN WESTALPENFAHRTEN

Von Georg Leuchs, München

Es war im Juli 1899, als Herr Johann Simon, damals beruflich in Lausanne tätig, mit meinen Freunden Pfann und Wunder eine Ferienfahrt in die Montblancgruppe verabredete. Wunder wurde im letzten Augenblick verhindert, so trat ich an seine Stelle.

Wir fuhren mit der Bahn nach Martigny im Rhonetal. Hier kauften wir nach einem genauen von Simon ausgearbeiteten Plan Lebensmittel für sechs Tage. Dann schleppten wir uns in einem Landstraßenmarsch, der mir noch heute in schrecklicher Erinnerung ist, abgespannt und übernünftig von der langen Bahnfahrt, in Gewitterschwüle, das Gewicht eines jungen Elefanten auf dem Rücken und bis zu den Knöcheln im Staube wattend, 22 Kilometer weit mit 400 Meter Steigung nach Orsières. Erst in der Nacht kamen wir dort an. Die Hoffnung auf ein königliches Mahl und ein molliges Bett, die uns während des Marsches aufrechterhalten hatte, wurde indes schmählich enttäuscht, es gab nur ein Stück trockenen Käse und zum Schlafen eine modrige Kammer, zu deren Fenster echt ländliche Düfte hereinfluteten.

Wenig gestärkt keuchten wir anderntags unter der Last unserer Rucksäcke fast 2000 Meter hoch empor zur Saleinazhütte im nordöstlichen Zipfel der Montblancgruppe. Kaum waren wir dort angelangt, so kamen von oben, von der Chardonnet, zwei andere Bergsteiger zur Hütte: Dr. Blodig und Purtscheller. Es war das erstemal, daß wir Purtscheller trafen; seine einfache bescheidene Art sicherte ihm schnell unsere Sympathie. Es war das letztemal, denn bald danach ereilte ihn an der Dru, auf dem gleichen Wege, den wir drei Tage vorher begangen hatten, das Bergsteigerschicksal.

Auch wir wollten zunächst die Aiguille du Chardonnet, 3822 Meter, angehen. Um 3 Uhr morgens brachen wir auf und betraten den Saleinazgletscher, auf dessen hartem Firn wir unter Führung Simons, der den Weg von früher her kannte, und angespornt von einem eisigen Wind rasch vorwärts kamen.

Während Simon in den Westalpen schon allerlei gemacht hatte, waren wir andern noch Neulinge und im Zweifel, wie es uns „im Eis“ ergehen würde. Ich hatte zwar schon die bekanntesten Gletscherberge der Ostalpen unter die Füße gebracht, aber Pfann konnte als einzige „Eistur“ nur

den Glockner aufweisen. Beide jedoch hatten wir uns durch so manche mühsame und schwierige Winterfahrt in den Vorbergen, im Kaiser, Allgäu usw. Übung auf Schnee und Eis erworben und so hegten wir die Hoffnung, auch an den Aiguilles unsern Mann stellen zu können.

Nach vierstündiger Wanderung gewannen wir den Hauptkamm in einer Scharte, der Fenêtre du Tour, von der ein wildzerrissener Grat zum Gipfel zieht. Wir hatten nicht die Absicht mit ihm anzubinden, sondern stiegen jenseits ab zum Tourgletscher und wieder hinauf zum Nordwestgrat des Berges, von wo wir auf eine weiter südlich verlaufende Rippe querten. Abwechselnd über Firn und rauhen Fels strebten wir nun unserm Ziele zu. Für eine längere Strecke mußten die Pickel in Tätigkeit treten, denn es gab blankes Eis. Endlich erreichten wir den Punkt, den wir für den Gipfel gehalten hatten, um zu unsrer Überraschung etwa 40 Meter entfernt eine noch höhere Erhebung, gekrönt von einem Steinmann und getrennt von uns durch eine dünne, beiderseits jäh absinkende Firnschneide, zu erblicken. Auch dieses Hindernis konnte unsern Vormarsch nicht hemmen, gegen Mittag standen wir auf dem Gipfel der Chardonnet und bestaunten die gewaltige Umgebung, das Gewirre der Zacken, Klippen und Türme und die Gletscher zwischen ihnen, die wie ungeheure Lindwürmer zu Tale krochen. Unauslöschlichen Eindruck aber machte auf uns die von riesigen Strebpfeilern gestützte silberglitzernde Eiskuppel der Aiguille Verte.

Den Abstieg nahmen wir auf dem gleichen Wege, doch überschritten wir, da wir die Brücke über den Bergschrund der Fenêtre du Tour zu sehr erweicht glaubten, den Hauptkamm weiter nördlich über den Col du Tour und die Fenêtre de Saleinaz. Spät abends trafen wir wieder in der Hütte ein, froh und hochbefriedigt über unsern ersten Gipfelsieg in den Westalpen. Die technischen Schwierigkeiten hatten wir uns allerdings größer vorgestellt gehabt, besonderen Eindruck hatte uns eigentlich nur der schwindelnde Gang vom Vorgipfel zum Gipfel gemacht. Doch es war schon dafür gesorgt, daß unsre Bäume nicht in den Himmel wuchsen.

Am nächsten Morgen regierte Jupiter Pluvius und zwang uns zur Ruhe. Als aber nachmittags der Regen nachließ, erwachte unser Tatendrang von neuem. Gegenüber der Hütte, jenseits einer tiefen Mulde, erhebt sich als letztes Bollwerk des den Saleinazgletscher südlich begrenzenden Kammes ein kühner obeliskartiger Turm, der Petit Clocher de Planereuse, 2694 Meter — gerade recht für einen Abendbummel! Er hat fast die gleiche Meereshöhe wie die Hütte, ragt aber mit 100—150 Meter hohen senkrechten Wänden aus dem Schutt empor. Nur im Norden ist ihm ein zweiter niedrigerer Turm angebaut, von dem sich der „Nordgrat“ rasch zur

Tiefe senkt. Seine Ersteigung war, wie man uns sagte, oft versucht worden, aber erst ein einzigesmal gelungen (L'Hardy mit den Führern Crettez und Revaz, 1896), doch wir wollten's halt einmal versuchen und verließen noch um 4 Uhr nachmittags die Hütte.

Die Erstersteiger hatten keine Wegbeschreibung veröffentlicht, aber es gab ersichtlich nur eine Möglichkeit: die etwa 100 Meter hohe Steilschlucht, die sich nördlich des Vorturms in das Gewände einschneidet. Durch sie kletterten wir — Schwierigkeit etwa gleich Totenkirchl durch den Zottkamin — empor zum Nordgrat, wo wir in dichtem Nebel ankamen. Wir umgingen einen Gratzacken — den Vorturm, wie wir glaubten — in der Ostflanke und erreichten von Osten über Platten und Schrofen wider Erwarten leicht den Gipfel, zwei Stunden nach unserm Aufbruch von der Hütte. Das war gut gegangen!

Da öffnet sich die Nebelhülle und in dem Wolkenfenster erscheint die freundliche Hütte, von einem Sonnenstrahl umspielt. Frohe Juchzer schallen hinüber und werden erwidert. Auch zur Linken wird es heller und die Wände des Grand Clocher schimmern durch den Nebel. Aber so nah, kaum 30 Meter entfernt! Sollten wir am Ende . . . ? Doch der Nebel täuscht und die Gefährten lachen mich aus; viel Zeit zur Überlegung haben wir nicht, wir müssen sehen, daß wir noch vor Dunkelheit aus den Felsen kommen.

Der Abstieg ging rasch und glatt von statten und um 8 Uhr abends saßen wir wieder bei unsern Kochtöpfen.

Auch am folgenden Tage herrschte schlechtes Wetter, doch wurde der Petit Clocher im Laufe des Vormittags frei und nun regten sich die Zweifel von neuem. Es begann ein eifriges Studieren und Disputieren, manches sprach für, manches gegen, aber wir konnten zu keinem Schluß kommen. Unsere Zweifel wurden noch verstärkt durch einen auf der Hütte anwesenden Bergführer, der uns in dem lichten Augenblick auf dem Turm gesehen hatte und der meinte, daß es nicht der Gipfel gewesen sei. Also nochmals hinauf!

Pfann, der Techniker, zimmerte eine Fahne, die droben aufgepflanzt werden sollte, um von der Hütte aus unzweideutig den erreichten Punkt erkennen zu lassen. Gleich nach dem Mittagessen brachen wir auf, bald waren wir droben und erkannten nun, daß uns der Nebel schmählich gefoppt hatte: es war tatsächlich nur der Vorturm gewesen; mit glatten Mauern stand uns die Nordwand des Gipfelturms gegenüber.

Wir kletterten in die Scharte zwischen Gipfel und Vorturm hinab, nirgends aber konnten wir auch nur die Spur einer Anstiegsmöglichkeit entdecken; von uns am Seil gehalten stieg Pfann nach Osten in einer

steilen Schuttrinne ab, um in die Ostwand des Gipfelturmes Einblick zu gewinnen. Bei jedem Schritt, den er machte, setzten sich große Blöcke in Bewegung, machten ein paar Sprünge und verschwanden ins Leere. Bis zum Abbruch der Rinne arbeitete er sich vor, dann kehrte er zurück, ohne etwas erspäht zu haben. Wir wußten uns keinen Rat und gaben auf. Die Sache war uns ein vollkommenes Rätsel.

Ein merkwürdiger Zufall gab uns den Schlüssel zu seiner Lösung in die Hand. Es traf sich nämlich, daß just an diesem Tage ein Herr auf der Hütte eintraf, der Zeuge der Erstersteigung gewesen war. Er wußte über den Weg Bescheid und sagte uns, daß die Partie L'Hardy doch über die Nordwand hinaufgekommen sei, sie habe aber von der Scharte ziemlich weit nach Westen absteigen müssen, um einen Einstieg zu finden.

So rückten wir denn dem Petit Clocher ein drittesmal zu Leibe. Wieder konnten wir erst um 2 Uhr nachmittags aufbrechen. Schon um $1\frac{1}{4}$ Uhr — wir kannten schon jeden Stein — standen wir in der Scharte. Die Rinne, die nach Westen hinabführte, war ebenso steil und schlecht wie die nach Osten und Simon, der vorausging, mußte sie erst säubern und die losen Blöcke in die Tiefe befördern, um nicht durch die Nachkommenden gefährdet zu werden. Endlich nach 60 Metern Seillänge, kurz vor dem Abbruch der Rinne, trafen wir auf ein schmales Band in der Wand zur Linken, über dem sich mannshohe Felsstufen aufbauten. Hier mußte der Einstieg sein.

Da ich Kletterschuhe mithatte, bekam ich die Führung. In schwerer Kletterei erreichten wir eine Geröllbank, wo der Weiterweg abgeschnitten schien. Ich verfolgte sie nach rechts und blickte um die Kante herum in die Westwand: Glatte Mauern. Da machte Pfann auf eine etwa 10 Meter hohe Platte am linken Ende des Bandes aufmerksam, die zwischen sich und der Wand einen Spalt freiließ. Ich hatte noch nie so ein Ding gemacht, aber von Pfann angeleitet und befeuert zwängte ich, auf Simons Schultern stehend, rechten Vorderarm und Unterschenkel in den Spalt und arbeitete mich so empor. Schon war ich dem oberen Rand der Platte nahe, da brach durch den Druck des eingespreizten Armes ein Stück der Plattenkante ab, fiel Simon ins Gesicht und brachte ihm eine Verletzung unter dem Auge bei. Erschreckt und der Festigkeit der Platte nicht mehr sicher trat ich den Rückzug an und ließ mich wieder hinab. Gerne hätte ich es noch einmal probiert, allein ich mußte erst verschnaufen und mich von der Anstrengung erholen und da die Zeit drängte, schlüpfte Pfann in meine Kletterschuhe und packte selbst den Riß an. Fauchend und pustend krümmte er sich empor und meisterte das Hindernis mit gewohnter Schneid. Er

schätzte damals, daß es unter den ihm bekannten Klettereien nur vom Delagoturm übertroffen werde. Da sich der Spalt nach Westen öffnete, war er uns vom Vorturm und von der Scharte aus verborgen geblieben.

Bänder und Kamine brachten uns vollends zum Gipfel, wo wir die Karten der Erstersteiger fanden und unsere Fahne in den Steinmann steckten. Es war $6\frac{1}{2}$ Uhr abends, drei Stunden hatte uns der Abstieg in der Rinne und der etwa 60 Meter hohe Aufstieg in der Gipfelwand gekostet. Wir schämten uns ordentlich, daß wir den Vorturm für den Gipfel gehalten und den Petit Clocher und damit die Kletterkunst der Erstersteiger so unterschätzt hatten.

So schnell als möglich, ohne uns irgendwo abzuseilen, kletterten wir wieder hinab, waren um $8\frac{1}{4}$ Uhr in der Scharte und tasteten uns in tiefer Dämmerung hinüber zum Kopf der Schlucht, wo wir die Nacht zubrachten. Es war kühl und die schönen Sachen, die wir zum Biwakieren mitgenommen hatten, lagen natürlich drüben in der Hütte. Doch ließen wir uns dadurch die gute Laune nicht verderben, mit Freiübungen, Singen und Zähneklappern verging die Zeit. Morgens um 7 Uhr rückten wir in der Hütte ein, herzlich beglückwünscht von den auf der Hütte anwesenden Schweizern und Franzosen.

Der Petit Clocher de Planereuse hatte uns eine gute Lehre gegeben. Er zeigte uns, daß man auch anderswo klettern kann. So geht es meist, wenn man den engen Kreis, in dem man lebt, verläßt. Man wird erfahren, daß es auch in andern Ländern, Berufen, Ständen tüchtige Menschen gibt.

Inzwischen hatte sich das Wetter gebessert, aber es wurde Zeit, der traulichen Saleinzhütte Lebewohl zu sagen. Simon hatte bei der Einteilung des Proviantes mit Normalmenschen gerechnet und so ging dieser vorzeitig seinem Ende entgegen; wir mußten nach Chamonix hinüberwechseln, um Mägen und Rucksäcke wieder aufzufüllen. Zum Übergang sollte uns der Col du Chardonnet dienen.

Von ihm aus wollten wir noch die 3900 Meter hohe Aiguille d'Argentière mitnehmen. Schon waren wir bis zu einem Punkte vorgedrungen, der höher war als die Chardonnet und nur noch 50 Meter unter dem Nordgipfel der Argentière liegen mochte, da sperrte uns ein letzter steiler Hang von eigentümlich morschem Eis den Weg. Seine Bezwingung und der Übergang zum Hauptgipfel hätten uns Stunden gekostet und der weite Abstieg über den Chardonnet- und Argentièreregletscher lag auch noch vor uns. Es war bereits Mittag, obwohl wir schon um 3 Uhr aufgebrochen waren, ein Freilager wär uns sicher gewesen; dabei hatten wir keine Lebens-

mittel mehr, unser letztes Pain hatte sich als faul erwiesen. So folgten wir dem Rate Simons, wenn auch schweren Herzens, und drehten um.

Müde und ausgehungert kamen wir am Abend im Pavillon de Lognan, einem Berggasthaus, 800 Meter über dem Chamonixtale, an. Hier trafen wir einige Führer, kräftige stramme Burschen. Unter ihnen ragte einer besonders hervor, ein Hüne von Gestalt, in tadellosem Anzug, von gebildetem Benehmen: Summermaten. Wir kamen mit ihm ins Gespräch; er zeigte — damals noch eine Seltenheit — volles Verständnis für das führerlose Gehen und entpuppte sich als ein tüchtiger und erfahrener Bergsteiger. Er war nicht nur im Montblancgebiet zu Hause, sondern kannte auch viele hervorragende Turen in andern Gruppen, so hatte er z. B. alles gemacht, was damals in den Dolomiten als das Schwierigste galt, wie den Schmittkamin an der Fünffingerspitze und die Vajolettürme.

„Welchen Berg halten Sie für den schwierigsten?“ fragte Pfann. Er nannte die Grépon und die Dent du Requin (Haifischzahn). Bei der Grépon seien die Schwierigkeiten länger, beim Requin größer. Die Grépon war damals schon eine halbe Modetur, der Requin noch unbekannt, im Guide Kurz (Ausgabe 1892) suchten wir den Namen vergeblich, bei „Punkt 3419“ hieß es nur: „Pas d'informations“. So beschlossen wir, uns die Dent du Requin anzuschauen.

Als wir aber am nächsten Tage das Chamonixtal hinabwanderten und der gigantische himmelstrebende Obelisk der Aiguille du Dru in unsern Gesichtskreis trat, da wußten wir, daß wir auch an diesem Berge nicht vorbeigehen würden.

Doch das von Simon aufgestellte Programm führte uns zunächst in höhere Regionen. Am 13. August verließen wir unsern neuen Standort, das Hotel Montanvert, und wanderten über die Mer de Glace und den Géantgletscher zu dem bereits damals bewirtschafteten Rifugio Torino am Col du Géant, um am nächsten Tage an den Seilen, mit denen man die Aiguille du Géant in Fesseln geschlagen hatte, emporzuturnen. Für Pfann und mich war dies ein besonderes Ereignis: Es war unser erster Viertausender. Beim Abstieg nahmen wir noch die am Wege liegenden Aiguilles Marbrées mit.

Nun wollten wir dem Montblanc zu Leibe rücken und querten in vierstündiger Gletscherwanderung, die uns einen prächtigen Einblick in die Welt des Géantgletschers verschaffte, hinüber zum Col du Midi, wo wir uns in der dort stehenden Cabane, einer dürftigen Bretterbude, deren Boden mit Eis bedeckt war, einnisteten. Doch wir hatten wieder einmal Wetterpech. So begnügten wir uns mit der Aiguille du Midi, 3843 Meter,

auf die uns Simon, der sie schon einmal bestiegen hatte, im Nebel hinauf-
lotste. Dann kehrten wir nach Montanvert zurück.

Nun aber an die Dent du Requin!

In Lognan waren unsere einzigen Tischgenossen zwei Engländer gewesen, die erst wenige Tage vorher — eben mit Summermaten — den Requin erstiegen hatten. Diese Gelegenheit ließ sich der sprachkundige Simon nicht entgehen, um sie ein bißchen auszuforschen, indes wir andern desto eifriger den gereichten Speisen und Leckerbissen zusprachen, so daß der Wirt den vereinbarten Preis eigenmächtig um 50 Ct. erhöhte mit Berufung auf unseren guten Appetit. Was Simon erfuhr, war wenig, aber nicht wertlos: Man verlasse den Géantgletscher unterhalb des Bruches, suche den Glacier du Plan zu gewinnen und steige von ihm aus in die Felsen ein. Allerdings sei es fraglich, ob die starke Ausschmelzung der Klüfte jetzt noch das Erreichen der Felsen gestatte. (Tatsächlich hatten, wie ich später feststellte, alle früheren Besteigungen, im ganzen zehn, im Juli oder Anfang August stattgefunden.) Ferner würden wir nahe dem Gipfel zwei lange Kamine treffen, diese sollten wir nur für den Abstieg benützen. Auch Summermaten und später der Pächter von Montanvert Simon, der zweite Ersteiger der Requin, machten uns einige Angaben.

Nach einem Rasttag brachen wir am 18. August um 2 Uhr 40 nachts von Montanvert auf. Doch die rechte Freude an der Tur wollte heute nicht aufkommen. Es war einer jener Tage, über denen ein eigener Stern des Unheils waltet. Schon der Aufbruch hatte sich verzögert, dann fiel mir auf dem Gletscher die Laterne aus der Hand, kollerte irgendwo hinunter und konnte erst nach längerem Suchen gefunden werden, weiter brach eines meiner Steigeisen. Die Rucksäcke drückten heute besonders stark, die Spalten schienen breiter und zahlreicher als sonst und das Ziel kam nicht näher. Endlich nach dreistündigem Hin- und Herlavieren standen wir am Fuß des Requin an der Stelle, wo wir den Géantgletscher verlassen mußten, um den kleinen, aber arg zerklüfteten Glacier d'Envers du Plan zu gewinnen.

Über dessen Endmoräne, über Felsplatten und Firn kamen wir in die breite Randklüft zwischen dem Gletscherbruch und der mauerglatten Wand, mit der der Südgrat des Requin abbricht. In dieser Klüft stiegen wir empor, bis der Ausstieg nach links in die Séracs zur Notwendigkeit wurde. Hier konnte Pfann, worauf er sich schon lange gefreut hatte, einmal nach Herzenslust Stufen schlagen. Wir erreichten schließlich die weniger stark geneigte Mitte des Plangletschers. Nun hatten wir freie Bahn, aber nicht lange; bald sollten wir merken, wie recht die Engländer mit ihrer Be-

fürchtung hatten: Eine Eiskluft, etwa 15 Meter breit und 30 Meter tief, sperrt in der ganzen Breite des Gletschers den Weiterweg; wir gehen den Rand ab, nirgends eine Brücke oder sonst eine Möglichkeit hinüberzukommen. Simon, der heute nicht in Form ist, rät zur Umkehr, doch wir andern bestehen darauf, erst jede Möglichkeit des Weiterkommens auszukundschaften. Auf meinen Vorschlag queren wir bis zum südlichen Ende der Kluft, hier liegt Lawinenschnee und es glückt uns, in den Grund der Spalte hinabzusteigen. Vorsichtig dringen wir in ihr vor und finden nach einigen Seillängen einen sich von der Oberlippe ablösenden 30 Meter langen Sporn. Es gelingt mir ihn zu ersteigen — wir pflegten auf unsern Turen von Zeit zu Zeit in der Führung abzuwechseln —, mich auf seine Schneide zu schwingen und im Reitsitz zum jenseitigen Bord hinüberzurutschen. Dabei mußte ich, um den Ritt bequemer zu machen, erst die oberste Firnkante mit dem Pickelstiel abschlagen. Ich ging wohl etwas zu gewaltsam vor, denn plötzlich merkte ich, daß die Pickelspitze das Weite gesucht hatte. Steigeisen futsch, Eisbeil futsch, es war schon einmal ein Unglückstag!

Doch die Genugtuung, den Berg auf so eigenartige Weise überlistet zu haben, war den Pickel wert.

Bald kam eine zweite ähnliche Kluft. Über sie führte zwar eine Brücke, aber die jenseitige senkrechte Wand war nicht ersteigbar. Ich mußte in der Spalte auf einem Firnband nach rechts queren bis zu einer Stelle, wo die Wand niedriger, etwa mannshoch wurde, so daß ich die Kante etwas absträgen und mich am eingerammten Pickel hochziehen konnte.

Nun konnten wir mit Hilfe einer schon bedenklich ausgewitterten Brücke auf die Felsen der Südwestwand übertreten. Es geschah dies anscheinend tiefer als man es jetzt tut, etwa in der Fallinie des Vorgipfels. 8½ Stunden (einschließlich Rasten) hatten wir bis hieher gebraucht und die Hauptsache, der Fels, stand uns noch bevor. Ein bekannter deutscher Bergsteiger, der von unsern Fahrten hörte, soll sich damals abfällig darüber geäußert haben, daß wir uns in der Montblancgruppe hauptsächlich mit Felsbergen befaßten und das Eis vernachlässigten. Hätte er gewußt, welche Gletscherarbeit uns der Requin bot, würde er vielleicht anders geurteilt haben.

Die Kletterei im Fels war nicht allzu schwierig, jedoch kamen wir zu früh auf den Westgrat, mußten wieder in die Wand zurück und hatten noch einige saftige Stellen zu überwinden. Hier zeigte sich wie später noch so manchenmal eine Eigentümlichkeit Pfanns: Er liebte es, den Stier bei den Hörnern zu packen. Dazu befähigten ihn sein turnerisches Können und seine große Kraft. So bezwang er einen Spalt in senkrechter Wand, in den

er nur die Hände einklemmen konnte, ohne für die Füße einen Tritt zu haben, und der sicher schwieriger — wenn auch kürzer — war als der am Petit Clocher, während ich weiter links einen Riß fand, der den Aufstieg wesentlich leichter gestaltete.

Im großen und ganzen aber waren wir etwas enttäuscht; doch wer beschreibt unser Erstaunen, als wir am höchsten Punkt der Wand — dem Vorgipfel, jetzt Schulter genannt — anlangten, und mit einem Male eine gewaltige senkrecht gestellte Platte vor uns auftauchte, rechts und links in schwindelnde Tiefe abschließend: der Gipfelturm.

Wir ziehen die Kletterschuhe an und hangeln an einem queren Spalt zum Turm hinüber. Hier münden zwei lange Kamine, die sich tief einschneiden und fast den ganzen Turm in zwei Teile spalten. Es sind offenbar die Kamine, vor denen uns die Engländer gewarnt hatten. Trotzdem versucht Pfann sie zu erklettern, doch vergeblich, hier ist auch seine Kletterkunst zum Scheitern verurteilt. Ich suche unterdes nach einem leichteren Durchstieg und lasse mich, von Simon am Seil gehalten, hinab zu einer kleinen Terrasse. Sie führt mich unter einem auffallenden dachartigen Überhang („Requinnase“) hindurch in den nördlichen Teil der Südostwand, in der ich eine Reihe von Einrissen und Kaminen entdeckte. Kein Zweifel, hier muß der Weg sein!

Ich kehre zurück und fordere meine Gefährten auf nachzukommen. Doch die schwächliche Stimmung des Tages hatte gesiegt, sie wollten umkehren. Es sei schon zu spät, 1½3 Uhr, wir bräuchten mindestens noch 2—3 Stunden zum Gipfel, das Wetter drohe umzuschlagen, ein Freilager könnte da recht ungemütlich werden.

Ungern gab ich nach, aber ich mußte mich der Mehrheit und dem Gebot der Vorsicht fügen. Den Abstieg nahmen wir — mit Ausnahme des Irrganges zum Westgrat — auf dem gleichen Wege; um 9 Uhr abends trafen wir in Montanvert ein.

Leider mußte uns Simon, dessen Zeit abgelaufen war, verlassen. Er war uns ein treuer Gefährte gewesen und wir hatten allen Grund, ihm für seine Einladung und sachkundige Führung dankbar zu sein.

Selbstverständlich gingen wir die Dent du Requin nochmals an. Am 20. August um 1 Uhr 40, eine Stunde früher als das erstemal, verließen wir Montanvert. Heute war die Stimmung ausgezeichnet, wir brannten vor Begierde uns mit dem Gegner zu messen und die Scharte auszuwetzen und kamen rasch vorwärts. Schon um 8 Uhr waren wir am Felsenanstieg, kurz vor 10 Uhr am Fuß des Gipfelturms. Wir kletterten zu der 20 Meter tiefer liegenden Terrasse hinab und querten in die Südostwand.

Pfann übernahm die Führung, ich den Rucksack. Über den Weg brauchten wir uns nicht den Kopf zerbrechen, es gab nur eine Möglichkeit: Die Terrasse wird von einem Pfeiler abgeschlossen; auf ihn mußten wir hinaufkommen. Dazu dienten zwei Kamine. Zuerst benützten wir den rechten; nach wenigen Metern querten wir in den linken, der sehr glatt und gerade so weit war, daß sich ein Mensch hineinzwängen konnte, und kehrten dann wieder in den rechten zurück. Das Emporschließen in dem linken und das Wiederherauskommen gestaltete sich äußerst anstrengend; es war entschieden das schwierigste Stück der ganzen Besteigung. Ich erschwerte mir noch ohne Not die Sache, denn statt der Aufforderung Pfanns, den Rucksack aufseilen zu lassen, Folge zu leisten, meinte ich „es wird schon gehen“ und behielt ihn auf dem Rücken. So wäre ich beinahe im Kamin stecken geblieben.

Bald folgte eine höchst eigenartige Stelle: Durch ein Loch kamen wir in einen Hohlraum, eine Art Felsenkammer, die von einer Platte gedeckt und nur an der gegenüberliegenden Seite offen war. Am Boden lag Eis, wir stemmten uns deshalb ohne den Boden zu berühren durch die ganze Kammer hindurch zum Ausgang, wo sich an luftiger Wand ein kleiner Vorsprung befand und wo ein 40 Meter hoher einmal unterbrochener Kamin ansetzte, der uns wesentlich leichter zum Gipfelblock brachte. Noch eine kurze aber recht gediegene Plattenklettereie und wir lagen auf der schmalen Gipfelplattform der Dent du Requin. Nur eine Stunde 20 Minuten hatten wir von der Schulter weg gebraucht.

Es war ein prächtiger Tag, warm und windstill, so daß wir bei der Randkluft sogar unsere Joppen zurückgelassen hatten. Da durften wir uns schon ein Gipfelstündchen gönnen und die herrliche Aussicht bewundern. Denn der Requin ist nicht nur ein Gletscher- und Kletterberg, sondern auch ein Aussichtsberg ersten Ranges. Durch ihre gegen den Géantgletscher vorgeschobene Lage, durch ihre Höhe, nicht zu hoch und nicht zu nieder, gewährt sie einen umfassenden Rundblick auf den Gipfelzirkus des Géantgletschers, lauter Aiguilles von Rang und Namen. Wir waren die ersten Reichsdeutschen und die zweiten Führerlosen auf diesem Gipfel, alle früheren Besteiger waren Engländer mit schweizer und französischen Führern, nur die erste Partie: Mummery und seine Kameraden waren führerlos gewesen.

Um 12¹/₂ Uhr verließen wir die luftige Zinne und seilten uns durch den einen der beiden Kamine, die Pfann zwei Tage vorher zu erklettern versucht hatte, zur Schulter ab. In der Mitte stak ein gut fingerdicker Eisenstift mit Ring, in den wir das Seil einhängen konnten. Auch das

gefährliche Schneewandl an der oberen Eiskluft überwandten wir mit Seilsicherung. Pfann hatte einen Holzpflöck mitgebracht, den wir in den Firn trieben und als Abseilzacken benützten. Er wollte seine Erfindung der Nachwelt überliefern und setzte, als ich herabging, den Kodak in Tätigkeit, aber als sparsamer Mann stellte er einen Film ein, den er kurz vorher schon für eine Kletteraufnahme belichtet hatte. Und so kam es, daß beim Entwickeln des Bildes meine Person mit einem Doppelgänger erschien.

Dann liefen wir, so schnell uns die Füße tragen konnten, hinab, um noch rechtzeitig zum „Diner“ zu kommen und trafen schon ¹/₂ Stunde vor Beginn desselben in Montanvert ein.

Die ganze Bergtur war ohne jeden Zwischenfall, ohne Mißton verlaufen und ist mir als eine meiner schönsten und genußvollsten in Erinnerung geblieben.

War der Requin wirklich so schwierig wie es Summermaten hingestellt hatte? Heute sind wohl die Kamine und Risse der Dent du Requin nichts besseres als hundert und tausend andere Kamine auch, die unterdes gemacht worden sind. Damals aber, wo es im Kaisergebirge noch keinen Pfann- und Nieberlkamin gab, sondern nur einen einzigen „Botzong“ und wo man auch in den Dolomiten die wirklich schweren Sachen noch an den Fingern einer Hand oder zweier herzählen konnte, erschien uns die Dent du Requin als etwas Außerordentliches.

Über die nun folgende Ersteigung und Überschreitung der Großen und Kleinen Dru, 3754 und 3733 Meter, hat Pfann in der Zeitschrift 1906 selbst berichtet, ich will mich daher auf das Bemerkenswerteste beschränken.

Den Höhepunkt dieser etwas abenteuerlichen Bergfahrt bildete die Abseilstelle am Gipfelturm der Großen Dru. Sie geht über einen weit vorspringenden Überhang und ist 28 Meter hoch. Unsere beiden Seile waren nur 25 Meter lang, reichten also nicht hinunter. Jedoch entdeckten wir etwas oberhalb der Seilenden, aber 3 Meter seitlich und etwas einwärts gelegen, einen Zacken, der Stand bot. Man hätte sich also, auf gleicher Höhe mit dem Zacken angelangt, wie auf einer Schaukel hinüberschwingen müssen. Wie, wenn das nicht gelang oder wenn man dabei den Kletterschluß verlor? Damals kannte man ja noch nicht das heutige Abseilverfahren, das ein verhältnismäßig sicheres Hinabgleiten gestattet.

Die Kraft und Kletterkunst Pfanns half auch diese Schwierigkeit überwinden. Der Überhang wird von einem schiefen Spalt durchsetzt. Die eine Hand am Seil, die andere im Spalt arbeitete sich Pfann über den Überhang hinweg und gewann einen Stand, wo er das Seil so legen konnte,

daß es auf den Zacken hinabfiel, zu dem er sich dann vollends abseilte. Ich folgte, völlig frei durch die Luft schwebend, nach und wurde unten von Pfann herübergezogen.

Der Gipfel der Kleinen Dru, den wir um 3 Uhr nachmittags erreichten, steckte in dichtem Nebel und da wir nirgends Spuren fanden, packten wir den Abstieg an falscher Stelle an, bis uns die furchtbaren Abstürze zum Nantblanogletscher Halt geboten. Wir mußten zurück, doch nur mit größter Mühe gelang es uns, wieder auf den Gipfel zu kommen. Ich wollte es nun weiter links an der Südwestecke versuchen, Pfann aber ließ sich durch die besser aussehenden Felsen unterhalb des Grates zur Großen Dru locken und so kletterten wir hier abwärts, was nur mit mehrmaligem Abseilen gelang. Uns später stark rechts haltend kamen wir an den Westfuß des Gipfelturms und stießen hier auf eine Sektflasche, das erste und einzige Zeichen menschlicher Anwesenheit, das wir auf dem ganzen Abstieg fanden, trotzdem wir uns von da an auf dem richtigen Wege befunden haben dürften. Bald kam die Nacht, wir suchten zu biwakieren, jedoch gegen 1 Uhr trieb uns die Kälte weiter. Der schöne Vollmond, der die Wand erhellte, machte ein Klettern möglich, es ging zwar langsam, aber es ging und um 6 Uhr morgens erreichten wir den Ausstieg. Um 11 Uhr rückten wir in Montanvert ein — nach 36stündiger Abwesenheit; wir hatten es am vorvorigen Tage um 11 Uhr nachts verlassen.

Der rauhe quarzhaltige Gneis der Dru hatte uns und unserer Ausrüstung den Rest gegeben: Kletterschuhe, Strümpfe, Hosen, Rucksack zerfetzt, Stiefel und Fingerspitzen durchgescheuert, Pickel und Steigeisen zum Teil gebrochen, Geldbeutel geleert, es blieb nichts übrig als die Heimkehr und die Charmoz und Grépon, auf die sich ebenfalls unsere Wünsche richteten, mußten verschoben werden. Sie wurden im nächsten Jahre nachgeholt. Nach einem Abstecher ins Dauphiné, wo wir mit Ernst Platz die Barre des Écrins überschritten und den Grand Pic de la Meije erstiegen (Biwak in Gewitter und Schneesturm bei der Pyramide Duhamel, am nächsten Tage gefährlicher Abstieg über die Westflanke des Promontoire) erkletterten wir die Charmoz über die Südwestwand und über einen Teil des Nordgrates und überschritten die Grépon von Nord nach Südwest. Mit einer Ersteigung des Montblanc vom Col du Midi aus fanden unsere gemeinsamen Westalpenfahrten einen würdigen Abschluß.

ZMUTT-GRAT

Von W. Martin, Berlin-Schlachtensee

In den ersten Jahren nach dem Kriege sah man besonders viel alte Bergfreunde in Zermatt. Die Ausreisebeschränkungen waren in Fortfall gekommen, viele Wünsche drängten nach Erfüllung. Zwar war die Feindseligkeit zwischen den einzelnen Bergsteigernationen noch nicht so weit geschwunden, daß die alten freundschaftlichen Beziehungen wieder aufgenommen waren, doch kannte man gegenseitig bereits alle ausgeführten Turen und freute sich, auch „im feindlichen Lager“ wieder die scharfgeschnittenen Gesichter eines Captain Farrer, eines Finch und vieler anderer zu sehen. Besonders zahlreich war die alte Garde aus Österreich und Deutschland vertreten und man fühlte sich nachmittags in der Seilerschen Konditorei oder abends im Hotel Cervin heimatisch und geborgen. Nicht leicht wird man anderswo alpine Tischrunden finden mit einer Eleonore Noll, einem Borchers, Endell, Horeschowsky, Paul Hübel, Krempel, Nieberl, Pfann und manchen anderen.

Die Freude, nach all dem Elend der Kriegsjahre wieder frei in die Berge gehen zu können, war rein und urwüchsig. Wir verfügten damals zwar noch nicht über die letzten technischen Errungenschaften wie Eishaken, sahen aber auch noch nicht den Hauptwert des Alpinismus im Heraussuchen und Überwinden „direkter Gipfelanstiege“. Die heutige Bergsteigerjugend wird wohl über uns die Nase rümpfen; für sie sind wir die alte Generation, bestenfalls das Verbindungsglied zum klassischen Alpinismus eines Güssfeld, Tyndall, Purtscheller, Whymper. Aber was wir, verglichen mit den Höchstleistungen der letzten Jahre, vielleicht technisch unzulänglich waren, ersetzten wir durch Gemütswerte, die die „neue Sachlichkeit“ nicht kennt. Und dieser Freude am Berge und der Kameradschaft entsprang so manche Zermatter Tur, zu der man sich damals zwanglos zusammenfand. Selbst wenn man noch nie gemeinsam gegangen war, kannte man doch vom Hörensagen die Leistungsfähigkeit des andern und ich glaube, daß solche zufälligen Verabredungen für Monte Rosa-, Breithorn-, Matterhorn-Überschreitungen auch heute noch bestehen können neben den jetzigen, oft bis ins kleinste vorbereiteten Spitzenleistungen alpinen Wagemutes und bergsteigerischer Technik. Wer weiß, ob nicht eine kommende Generation einmal die Taten eines Dülfer, Preuß, Welzenbach und der Gebrüder Schmid als „immerhin achtunggebietende Turen alter Herren“ zur Kenntnis nimmt.

So brachte es wohl der Zufall oder ein Abendgespräch vor dem Hotel Monte Rosa zuwege, daß wir uns auf der Schönbühl-Hütte trafen: Herr Versluys mit seinen beiden Führern Julen und Pollinger, Pfann, Endell, Horeschowsky und meine Wenigkeit. Es galt dem Zmuttgrat des Matterhorns.

Die neue Hütte am Stockje wird immer eine liebe Erinnerung für die alte Zermatter Garde sein, trotzdem sie des angenehmen, nicht ermüdenden Zuganges wegen tagsüber einen bekannten Ausflug von Hüttenbummlern und Sommerfrischlern bildet. Am späten Nachmittag treten dann aber wieder die Bergsteiger in ihre Rechte und was könnte es für sie Schöneres geben als die eindrucksvollen, ungeheueren Wände vom Matterhorn über die Dent d'Hérens und Dent Blanche zum Obergabelhorn, an denen dann die Abendschatten emporkriechen. Ernsteste Bergwelt — ernste Erinnerungen! Aus der Felshöhle dicht neben uns brachen Mummery und Penhall zu ihrer ersten Matterhornbezwingung über diese Wände auf; dort die ungeheuerer Schlucht, die Lammer und Lorria zum Verhängnis wurde, der Col du Lion, über den sich Güßfeld mit Alexander Burgener im Steinschlag den Weg erzwang, im Ostgrat die Scharte des „Großen Couloirs“, in dem unser Freund Kath getötet wurde. Unter uns die endlosen Moränen, über die ich vor langen Jahren mit meinem gefallenem Freunde Quensell stolperte, müde und zerschlagen nach fürchterlichem Biwak in den Felsen der Wandfluh, aber stolz, die Dent Blanche bei schlimmster Vereisung als blutjunge Mitglieder des Akademischen Alpen-Vereins Berlin bezwungen zu haben.

Sternklare Nacht! Es knackt der Gletscher im Frost, über die Matterhornwand poltern vereinzelte Steine. Während wir vor der Hütte unsere Laternen anzünden, eilt Versluys mit seinen Führern bereits zum Gletscher hinab, nicht umsonst im Freundeskreis „der fliegende Holländer“ genannt. Kurze Zeit sahen wir sein Licht, kurze Zeit hörten wir noch das Anschlagen der Pickel und das Poltern losgetretener Steine. Als wir dann mittags auf dem Gipfel waren, begrüßte er bereits seine Frau auf der andern Seite vor dem Schwarzseehotel, während seine eigenen Führer noch ermüdet auf der Hörnlhütte rasteten.

Das Wegsuchen nimmt uns bald völlig in Anspruch, es gilt die richtige Einstiegsschlucht zu finden. Bei diesen langen Turen bedeutet ja Zeitverlust schon im Anfang und auf leichtem Gelände oft Mißerfolg. Leider muß Freund Endell wegen schlechten Befindens umkehren. Auf häßlich vereisten, plattendurchsetzten Schrofen gewinnen Pfann, Horeschowsky und ich schnell die Höhe des Schneeegrates und genießen die ersten wärmenden Sonnenstrahlen. Der Blick auf die Matterhorn-Nordwand ist un-

geheuer eindrucksvoll, über den Col du Lion grüßt der Monte Viso. Nur zu bald ist der Morgenspaziergang auf der Firnkante beendet, die berühmten vier „Zähne“ halten uns länger auf; zur Linken Steilabbrüche, zur Rechten unzuverlässiges, durch den Nachtfrost trügerisch zusammengebackenes Gestein. Die Sonne berührte inzwischen den Eispanzer der Dent d'Hérens, über den sich Welzenbach in ungeheurer Leistung den Aufstieg erzwang; vom Matterhorndach brachen die ersten Eisschollen und zerklüfteten in der Nordwand.

Auf dem Zmuttgrat macht man es eigentlich immer falsch: die Länge der Tur und die Wetter-Unsicherheit des Matterhorns bedingen schnelles Gehen. Die großen Felsplatten unterhalb des Gipfels sind aber fast stets durch Schmelzwasser vereist und liegen so lange im Schatten, daß man sie gern recht spät am Tage betritt. Andererseits ist ein längeres Warten und ihre Begehung selbst zu vorgerückter Stunde von der Sonne und von anderen Partien durch Steinschlag gefährdet. So wird der Zmuttgrat stets ein nicht ungefährliches Unternehmen sein.

Weit unten im Schatten und Friedhofsschweigen lag der Tiefenmattengletscher. Kein würdigeres Grab hätte man den ersten Bezwingern des Berges wünschen können als diesen weltabgeschiedenen Winkel, in den sie stürzten. Es ist ein Mißgriff, ihre Körper auf den alten und weiter jetzt auf den gar so unschönen neuen Friedhof im Tal hinabgetragen zu haben.

Die Sonne steht hinter dem Matterhorn und umgibt die Gipfelfelsen mit einer Aureole; der scharfe Schlagschatten des Berges wandert wie ein Uhrzeiger langsam im Tal über die Gletscher. Der ungeheuere Überhang der „Zmutter Nase“ bleibt für die nächste Zeit unser Begleiter, während wir die Türme überklettern und uns dem eigentlichen Gipfelaufbau nähern. Hier sieht es böse aus, vereiste, stark geneigte Platten, mit etwas angefrorenem Geröll bedeckt, nirgends Sicherungsmöglichkeit. Dabei eine scharfe Kälte. Wir beneiden die Partien, die sich auf dem italienischen Grat schon hoch über uns und in der Sonne befinden. Daß sie außerdem Steine losmachen, die an uns vorbeipfeifen, erhöht nicht unsere freundschaftlichen Gefühle.

Trotzdem wir schnell und größtenteils gleichzeitig gingen, schlich die Zeit. Erst auf der „Zmutter Schulter“ fühlten wir uns in Sicherheit. Der Gipfel lockte, doch Höhe und Anstrengung verlangsamten den letzten Anstieg. Dennoch saßen wir schon kurz nach Mittag auf den höchsten Felsen und ließen uns den von Pfann gestifteten Nachtschüsselchen: Schnee mit Himbeermarmelade. Dazu leicht zerquetschter Kuchen aus der Seilerischen Konditorei, warme Sonne, früh am Tage — und der Zmuttgrat

hinter uns! Kein Wunder, daß die Gipfelrast und das Erzählen kein Ende nehmen wollte und daß jeder von seinen Erinnerungen zum besten gab.

Eine frühe Morgenstunde in der Montblanc-Kette kam mir ins Gedächtnis. Auf dem Montanvert war es; wohl zwanzig Jahre sind es her, als Eleonore Hasenclever mit meinem gefallenen Freunde Richard Weitzenböck die Überschreitung der beiden Dru durchführte. Da saß ich kurz nach Mitternacht am Nebentisch mit meinen alten Turengefährten Eberty und Reuschel im Gastzimmer beim alten Simond. Das Wetter war unsicher und das Rucksackpacken und Frühstücken zog sich deshalb in die Länge. Da erzählte mir Eleonore, wie sie einst nach Überschreiten des Riffelhorns auf Hotel Riffelalp gewesen sei. Alexander Burgener saß rauchend und trinkend im Hause, während sie mit dem Fernrohr das Matterhorn absuchte. Es war am späten Nachmittag, leichte Nebel umzogen den Gipfel. „Ich habe oben am Kreuz einen Mann gesehen“, platzte Eleonore in den Kreis der Führer. „Dummes Zeug“, brummte Alexander, „so spät ist keiner auf dem Horn — noch dazu allein“. Doch ihr ließ es keine Ruhe, sie bezog ihren Posten am Fernrohr. Bald war sie wieder im Führerzimmer. „Es ist doch ein Mann, sitzt gemütlich neben dem Kreuz und raucht anscheinend eine Pfeife.“ Da soll der alte Alexander gelacht und gesagt haben: „Das mag schon sein und dann weiß ich auch, wers ist! Das kann nur der Pfann aus München sein. Der ist scho guet!“ Ich sehe noch immer Pfanns lachende Augen hinter den scharfen Brillengläsern, als er uns die Fortsetzung erzählte. Er hatte das Matterhorn allein über den Zmuttgrat bestiegen, im Abstieg sei der Mond erst spät aufgegangen, so daß er lange oberhalb der weit in die Ostwand hochziehenden Firnzunge hätte warten müssen, über die damals noch der alte Weg ging. Erst gegen Mitternacht sei er vor die überfüllte Hörnlihütte gekommen und hätte sich todmüde davor zum Schlafen gelegt. — Großes Geschrei bald darauf; vor der Hütte läge ein Toter! — Es war nur Hans Pfann. —

Vom Abstieg über den Schweizer Grat ist nicht viel zu berichten. Es ging schnell, da wir teilweise ohne Seil gingen. Geruhsam war auch die Wanderung ins Tal. Lange lag ich am Schwarzsee neben dem Wege, der sich in unzähligen Windungen zum Hörnli hinaufzieht. Hier stand ich einst als Gymnasiast und ein weißhaariger Mann mit frischem Gesicht saß neben mir auf einem Felsblock, den Blick seltsam sinnend und in sich gekehrt auf das Horn gerichtet: Edward Whymper. Er gehörte zum Berge wie der Berg zu ihm. Inzwischen deckt ihn der Rasen des Friedhofs in Chamonix und auch ich gehöre zum alten alpinen Eisen. Aber Erinnerungen sind lebendig und unter ihnen: der Zmuttgrat mit Hans Pfann.

IM SCHNEESTURM AN DER DENT BLANCHE*

Von Fritz Pflaum †

Unter dem Donner eines furchtbaren Hochgewitters wanderten Pfann, Christa und ich, von Fruttigen, der Endstation der damals neueröffneten Bahn, zur Gemmi hinan. Bei Schneegestöber und dichtem Nebel betraten wir tags darauf den sonst so aussichtsreichen Gipfel des Balmhorns im Kamme der Berner Alpen und stiegen aus den Regionen des Schnees hinab in das sonnige, fruchtbare Wallis.

In Bad Leuk gelang Pfanns Kletterkünsten, was uns infolge der vorgerückten Stunde auf normalem Wege versagt blieb, die Besichtigung der heißen Thermen, indem er sich mit kühner Klimmstemme zum hochgelegenen Fenster emporschwang. Nachts blieben wir in Visp und am nächsten Morgen brachte uns der erste Zug durch das wildschöne Visptal nach Zermatt, dem Dorado des Hochturisten. Von unserem Plane, noch am gleichen Tage zum Biwakplatz am Schönbühel emporzusteigen, standen wir angesichts des zweifelhaften Wetters und der weit herabreichenden Neuschneedecke ab. Wir nahmen im Schweizerhof Quartier und befriedigten dann unsere allzeit aufnahmebereiten Mägen in dem gemütlichen Bierrestaurant des Hotels „Mont Cervin“. Den Nachmittag benutzten wir zu einem Bummel durch Zermatt, das auf meine beiden Freunde, die es zum erstenmal besuchten, seinen eigenartigen Eindruck nicht verfehlte. Der Hochturist spielt hier die erste Rolle. All die Scharen von Talbummlern und Vergnügungsreisenden, die seit Eröffnung der Bahn alljährlich ins Nikolaital strömen, fühlen, ohne es zu wollen, daß sie eigentlich nur Eindringlinge sind im Reiche der Alpinisten. So kommt es auch, daß dort selbst in den ersten Hotels das „Bergklüftl“ bei der Table d'hôte salonfähig ist.

Das Landschaftsbild Zermatts ist ganz eigenartig: im weiten hufeisenförmigen Halbkreise ragen ringsum die Viertausender, von denen allerdings vom Grunde des Tals aus nur einer sichtbar ist: das Matterhorn. Es ist der König von Zermatt; hochragend thront das ungeheuerliche Felshorn als Gebieter über dem Tale: ein Bild furchtbarster Wildheit und Größe, dessen Eindruck keiner vergißt, der es einmal geschaut hat.

Nach dem Essen machten wir im Restaurant die angenehme Bekanntschaft mehrerer Mitglieder des Österreichischen Alpen-Klubs. Wir erfuhren,

* Deutsche Alpenzeitung 1902.

daß infolge der ungünstigen Witterung noch sehr wenige Besteigungen von Hochgipfeln gelungen wären. Zumal die fast täglichen schweren Gewitter seien zu fürchten. So waren zwei Tage vorher die Herren v. Ficker und Spöttl, welch letzterer leider bald darauf an der Praxmarerkarspitze im Karwendel den Tod finden sollte, am Gipfel des Matterhorns bös vom Gewitter mitgenommen worden. Viermal hatte sie der Blitz getroffen, Haare und Kleider versengt und durchlöchert. Recht wenig trostreiche Ausichten für uns!

Und dennoch, als wir am nächsten Vormittag, schwerbepackt mit Proviant und Kochgeschirr durch den schönen Zirbenhochwald der Staffalp zuschritten, wölbte sich über uns wolkenloser Himmel. — Ohne die barbarisch schweren Rucksäcke müßte der schöne Weg durch diesen Wald ein herrlicher Spaziergang sein. Prächtige Bilder zeigen sich, wo die Bäume den Durchblick gestatten. Neben dem Matterhorn ist es die Dent Blanche, der „Weiße Zahn“, der durch seine kühne Form den Hochtouristen mit magischer Kraft anzieht. Dünn wie die Beinlamelle eines Schneidezahnes, jäh nach allen Seiten abstürzend, ragt ihr eisdurchsetzter Felskamm in die Lüfte. — Diesem schwierigsten der Zermatter Gipfel sollte unser erster Angriff gelten. Die alte Hütte am Stockje ist seit mehreren Jahren zerstört. Wer die weitabgelegene Dent Blanche besteigen will, muß sich daher mit dem Gedanken an ein oder zwei Biwaks vertraut machen.

Wir hatten für unser heutiges Nachtlager nicht die Felsen am Stockje, sondern den günstiger gelegenen Schönbühl ausersehen. In der Staffalp, zwei Stunden von Zermatt, machten wir Rast. Wir baten die Wirtin, uns für Geld und gute Worte ein paar Decken zum Mitnehmen für das Biwak zu überlassen, von denen ich eine seufzend in meinen Rucksack packte. Oberhalb der Staffalp, die wir um 12 Uhr verließen, stehen die letzten Bäume. Zwei dürre Stämme wurden dort als Brennholz ausersehen. Den einen, doppelt so lang wie er selbst, legte sich Pfann über die Schulter und trug ihn wie ein Gewehr; den andern nahmen Christa und ich gemeinsam. So bepackt war es für uns eine saure Arbeit, die Gletscherbäche zu überschreiten und auf langen Kämmen und Rücken über die steinigen Moränen zu stolpern. Der ganze untere Teil des Zmuttgletschers wird nämlich von schier endlosen Schutthalden bedeckt. Wir waren froh, als wir nach fast dreistündiger Wanderung endlich den apert Gletscher betraten und dem gegenüberliegenden Schönbühl zusteuern konnten. Jeder suchte für sich seinen Weg über den welligen, nur von wenigen großen Spalten durchfurchten Gletscher. Eistrücken erscheint hinter Eistrücken, zahl-

lose kleine Moränen sind zu überqueren und erst nach weiteren 1½ Stunden trafen wir am scheinbar so nahe gelegenen Schönbühl wieder zusammen. Leicht ging es auf der gletscherumbrandeten Oase empor über rasige Schrofen und bald standen wir vor dem Biwakplatze, den unter einigen großen Felsblöcken eine niedrige Höhle bildet, in die man, auf dem Bauche kriechend, eindringt. Man kann innen nicht stehen, sondern nur liegen und nötigenfalls, wenn man einen nachgiebigen Schädel hat, auch sitzen. Die Höhle in den Rochers rouges bei Mentone, welche ich letzten Winter besichtigte und die einigen Urmenschen als Wohnung gedient hatte, ist ein Palast dagegen. Aber wir waren zufrieden und in bester Laune. — Pfann und Christa schlangen ihre Pickel als Holzaxt, ich holte Wasser in der Nähe und bald brodelte in einer mächtigen, mitgebrachten eisernen Pfanne die köstlich duftende Erbswurstsuppe. Die Sonne brannte auf die Felsen, als wollte sie den einzigen Ruheplatz in dieser Eiswüste recht behaglich für uns wärmen. Langgestreckt lagerten wir auf den Steinen und sahen hinaus in die uns umgebende Pracht. Greifbar nahe türmte sich im Sonnenglanz gerade gegenüber die wuchtige Gestalt des Matterhorns auf, wie das Gebilde einer andern Welt, mit senkrechten eisbereiften Wänden, uns den wild geschwungenen Zmuttgrat zukehrend. Weiter rechts, durch den Col du Lion getrennt, erscheint der prächtige, wächtengekrönte Eiskamm der Dent d'Hérens und die Tête Blanche, von welcher sich mächtige, wild zerklüftete Eislasten niedersenken zum Zmuttgletscher. Im reinsten Azur schimmerten die Spalten und Klüfte und von den Höhen glühten die Eishänge in den zauberhaft rosigen Lichteffekten der Abendsonne. Ein Bild von vollendetster Harmonie, ein Bild, wie es nur wenigen Auserwählten unter den Sterblichen zu schauen vergönnt ist.

Steingepolter und Stimmenklang weckten uns aus unsern Träumereien. Es war ein englischer Tourist, der mit zwei Führern heute bei schönstem Wetter die Dent Blanche bestiegen hatte und nach kurzer Rast bei einbrechender Dämmerung noch zur Staffalp gelangen wollte. In lebenswürdigster Weise überließen die Ankömmlinge uns ihre zwar ziemlich feuchten, aber dennoch von uns dankbarst angenommenen Decken. Undessen war auch Pfann von einem kleinen Orientierungsgang zurückgekehrt und wir krochen, einer nach dem andern, mit unsern Hüllen in die Grotte.

Bald hörte ich das Schnarchen meiner Genossen, aber mich ließen die Wassertropfen, die in regelmäßigen Zwischenräumen auf meinen Kopf niederrieselten, nicht zur Ruhe kommen. Um aus meinem Rucksack die Schneehaube zu holen, kroch ich nochmals aus der Höhle. In seltener

Klarheit und Pracht wölbte sich der Sternenhimmel über der nächtlichen Stille der einsamen Höhen und bewundernd ließ ich dieses herrliche, wie ein Traum erscheinende Bild auf mich einwirken. Ich schlüpfte in die Höhle zurück und, durch die Schneehaube nunmehr vor den Wassertropfen geschützt, stimmte ich trotz der empfindlichen Kälte bald mit ein in das Schnarchduett meiner beiden Gefährten.

Zwei Stunden gelang es leidlich zu schlafen, dann aber weckte uns der zunehmende Frost. Es war gerade Mitternacht, die Zeit zum Aufstehen. Bald prasselte ein lustiges Feuer vor der Höhle, welches das Wasser zum Frühstück erhitzen und unsere starren Glieder wärmen sollte. Um 1 Uhr 15 Minuten brachen wir auf. In wunderbarer Klarheit glitzerten und flimmerten die Sterne. Anders als in dem trüben, lichtaufsaugenden Dunst der Ebene glühten hier zum Greifen nahe die Himmelskörper durch die eiskalte Luft herab. Beinahe blendend wirkte ihr Glanz auf die Augen, die sich mühsam an das Dunkel ringsum zu gewöhnen suchten. Es war schneidend kalt, wie in einer Winternacht. — Pfann schritt mit der Laterne in der Richtung voran, die er abends vorher ausgekundschaftet hatte. Erst ging es noch einige Meter aufwärts, dann steil hinab zur linken Seitenmoräne des Schönbühlgletschers. Die meisten früheren Ersteiger waren über den mühsamen, drei Kilometer langen Wandfluhkamm zum Südgrat der Dent Blanche vorgedrungen. Wir aber hatten eine weit kürzere, wenn auch vielleicht schwierigere Route ausersehen. Diese sollte uns vom oberen Becken des Schönbühlgletschers durch ein steiles Couloir direkt zum höchsten Endpunkte des Wandfluhgrates führen, wo er bei Punkt 3912 in den eigentlichen Südgrat der Dent Blanche übergeht. Wir schritten also eine Zeitlang den spitz zulaufenden Moränenkamm entlang aufwärts, bis zum Fuße der Felsstufe, über die zu unserer Linken der Schönbühlgletscher in wild zerklüftetem Eissturz herabzieht. Wir umgingen ihn, indem wir uns rechts an einem steilen, mit groben Trümmern übersäten Geröllhang emportasteten. Erst hoch über dem erwähnten Eisbruch betraten wir den Gletscher. Der hartgefrorene Firn, der starke Neigungswinkel desselben und die herrschende Dunkelheit veranlaßten uns, die Eisen anzulegen (2 Uhr 30 bis 2 Uhr 45 Minuten).

Der Himmel hatte sich teilweise bewölkt und über die höchsten Gipfel huschten verdächtige, sturmkündende Nebelfetzen. Der Gletscher wird hier horizontal überschritten. Trotzdem es noch völlig Nacht war, fanden wir uns durch das Spaltengewirr sehr gut hindurch und standen eine halbe Stunde nach Betreten des Gletschers am Beginne des steilen, in die Felsen der Wandfluh emporführenden Schneecouloirs. Stufenschlagend stiegen

wir in ihm empor, bis wir links in die Felsen hineinqueren konnten. Es begann zwar schon zu dämmern, doch war es zum Klettern noch zu dunkel, und wir beschlossen daher, hier zu frühstücken und den Tag zu erwarten (4 Uhr bis 4 Uhr 30 Minuten).

Allmählich fing es an, sich zu lichten. Noch lag ein fahles, zerfließendes Grau über den Felsen, aber hoch oben über den Schneefeldern flammte es in dunstigem Blutrot auf, wie von dem Widerschein einer mächtigen Feuersbrunst, in der die Sterne langsam verblaßten.

Wir machen uns vom Seil los und klettern über schuttbedeckte Platten und Schrofen auf der linken Seite des Couloirs durch die Wand empor zum vorerwähnten Punkt 3912 des Wandfluhgrates. Von den Felsen arbeiten wir uns über die Wächte hinauf, die den Grat krönt. Auf dem Wandfluhgipfel stehen wir nun mitten im brausenden Sturm, wie auf einer Insel. Vor uns aber bäumt sich eine wilde Zackenreihe hoch in die Lüfte, der turmbepanzerte, wächtengekrönte Gipfelkamm der Dent Blanche, nach allen Seiten schier senkrecht abfallend, ein Gebilde von fast unwahrscheinlicher Kühnheit. Und löst sich der Blick von dieser gigantischen Felsbastion, so schweift er ringsum in unermessliche Weiten. Von den grünen Wellen des Genfer Sees bis zum Tannendunkel des Schwarzwaldes überschauen wir nach Nordwesten hin die weite, freie Schweiz. Wohl ziehen, vom Weststurm getrieben, schwarze Wolkenschwaden über die Niederung hin. Aber aus diesem rauchigen Untergrunde hebt es sich tausendtürmig empor in leuchtenden Zacken. Was in der Westschweiz und den angrenzenden Gebieten Italiens und Frankreichs groß und gewaltig ist, das reiht sich hier zu einem Kreis von flammenden Firnen, von wildaufstarrenden Felsspitzen. Da steht, zum Greifen nahe, von der Morgensonne vergoldet die massige Riesengestalt des Mont Blanc, umgeben von zierlichen Trabanten, den feingeschnittenen, obeliskartigen Aiguilles. Weiter links, uns gerade gegenüber, die kühnen Formen des Matterhorns und der Dent d'Hérens. Zwischen Mont Blanc und Matterhorn aber steigt trotz der weiten Entfernung in schier unglaublicher Klarheit eine mir noch unbekannte Welt auf, die Alpen der Dauphiné, aus deren weißem Kranze Barre des Ecrins, Pelvoux und Meije hervortreten. Christa und mich erfüllen sie als vorgesteckte Zukunftsprojekte mit froher Hoffnungsfreude, Pfann aber als alte Bekannte vom letzten Jahr her mit lieber Erinnerung und wohlverdientem Siegesstolz. — Ein Windstoß, kräftiger als seine Vorgänger, fährt heulend durch das Geklüfte, und auch im Osten teilt sich der Vorhang. Aus dem Rahmen des Nebels tritt ein weißes Zauberbild, ein ungeheurer Eiswall mit gewaltigen, in den blauen Äther sich türmenden

Zinnen, wohl die imposanteste aller Gletschergruppen der Alpen. Der mächtige Monte Rosa-Stock ist es, mit seinem senkrecht abstürzenden, erst einmal bezwungenen Nordgrat, den wir einige Tage später in schwierigstem Kampfe bewältigten; daran schließt sich der tückische Lyskamm, die Zwillingsgestalt des Castor und Pollux und der imposante Rücken des vielbestiegenen Breithorns, in ihrer Gesamtheit ein Bild von vollendetster Harmonie und reinstem Adel.

Sinnend verbrachten wir hier unter dem Eindruck der überwältigenden Pracht der Natur unsere Rast. Doch auch der Magen forderte sein Recht. Wir verzehrten einige Büchsen der mitgenommenen Obstkonserven und erleichterten unser Gepäck, indem wir alles Entbehrliche hier zurückließen. Nach halbstündiger Pause machten wir uns um 6 Uhr 45 frohgemut auf den Weg, um über den luftigen, kühn aufragenden Südgrat zum Gipfel der Dent Blanche vorzudringen. Auf schmaler Schneeschneide geht es zunächst ziemlich horizontal über den wächtengekrönten Kamm hin, zur Linken den Glacier de Ferpècle, zur Rechten eine große Randklüft und jenseits derselben gewaltige, fast senkrecht zum oberen Schönbühlgletscher abstürzende Felsen und Eisbrüche. Der Schneeegrat, über den man gehen muß, ist sehr schmal und scharf, erfordert überdies wegen seiner Überwachtung größte Vorsicht. Norman Neruda schreibt treffend von dieser Stelle: „Ein Ausrutschen nach rechts ließe den Wanderer in wenigen Sekunden eine Parabel über die Wandfluhfelsen hinaus, nach dem Schönbühlgletscher hinunter beschreiben und auch ein Ausgleiten nach links, zum steilen Ferpèclegletscher hinunter, wäre kaum minder gefährlich.“ Dann verbreitert sich der Grat zu einem flachgeneigten Firnrücken, welcher allmählich in eine gestufte, plattige Felsschneide übergeht. Ein gut gangbarer Schneeegrat führt uns direkt zu dem trotzig aufgerichteten Felskamm empor. Voll Spannung richten wir unseren Blick auf ihn, aber — o weh! — Da treiben dichte, weißgraue Nebelschwaden bedenklich rasch über das Geklüfte des Grates, von Westen zieht sie heran — die wilde Jagd — mit unheimlicher Schnelle, düster, formlos und schwer. Aus den Tälern steigt sie empor, als feuchte, unheimlich graue Dunstmasse, kriecht langsam herauf über die schillernden Gletscher, bis sie die Grathöhe erreicht. Dort aber kommt Leben in die dunklen Ballen. Mit zischendem Brausen packt sie der Sturmwind. Himmel, Sonne und Erde, alles taucht unter in dem wilden, wallenden Chaos, das wie die Vernichtung selbst alles verschlingt, was vorher noch frei war und schön.

Und wie des Himmels Bläue, wie die lachende Sonne, so schwindet unsere Siegesfreude dahin und unsere Hoffnung. Schneesturm steht uns

bevor. Schneesturm an der Dent Blanche! Aber noch geben wir unser Ziel nicht auf. Noch ist unsere Kraft nicht gebrochen! — Da beginnt es zu schneien. Vereinzelte Flocken wirbeln an uns vorbei und setzen sich als zierliche Sternchen an Kleider und Haare. Stetig dringen wir vorwärts. Sind doch die Felsen noch schneefrei, die knapp vor uns gleich schwarzen Klippen in den Nebel ragen. Düstere und düsterer wird es um uns her. Die Flocken fallen dichter; durch Schneehaube und Fäustlinge dringt der eisige Wind und macht die Glieder erstarren. Und im Nu bildet sich eine Decke von Neuschnee über Felsen und Eis. Wir stehen still, um zu beraten. Sollen wir dem Schneesturm weiter Trotz bieten? Christa meint, es würde schon gehen, aber Pfann und ich sind der vorsichtigeren Ansicht, daß man das Schicksal nicht frevelhaft herausfordern solle, und daß es leichtsinnig wäre, die Dent Blanche im Schneesturm zu erzwingen. Die Mehrheit siegt. Schweren Herzens kehren wir daher um. Immer stärker wird das Flockengestöber. Der kalte Wind dringt durch Kleider und Haut bis ins Mark der Knochen.

Nach einer Viertelstunde gelangen wir wieder hinunter zum vorerwähnten plattigen Felsgrat. Hinter einem großen Block finden wir notdürftig Schutz gegen das Unwetter und beschließen, hier eine Zeitlang abzuwarten, ob es sich nicht doch noch bessern wollte. Freilich sieht es nicht darnach aus, aber das Glück ist uns hold. Eine volle Stunde (von 1/2 8—1/2 9 Uhr) haben wir hier zähneklappernd verbracht, als das Unwetter plötzlich nachläßt und bald ganz aufhört. Gleichzeitig teilt sich der Wolkenschleier und der Blick schweift hinaus auf die sturmgepeitschte Landschaft bis zum Montblanc und Grand Combin, über denen ein kleines Stückchen blauer Himmel lacht. Da taucht auch der Kamm der Dent Blanche vor uns wieder aus den Wolken. Die Bänder und Couloirs haben sich mit verdächtigem Neuschnee überzuckert, aber die Grattürme selbst, über die der Anstieg führt, ragen zu steil auf, als daß sich hier der Schnee hätte ansetzen können.

Wir machen uns wieder an den Aufstieg. In unseren alten, teilweise schon wieder verwehten Stufen gelangen wir bald an die Felsen. Von hier ab beginnen die Schwierigkeiten, die ununterbrochen bis zum Gipfel währen. Dieser selbst, obwohl in der Luftlinie sehr nahe gelegen, wird von mehreren nach allen Seiten senkrecht abfallenden Grattürmen verteidigt, deren Überwindung — gleichviel ob man sie, wie wir, meist auf der Gratschneide überklettert oder etwas tiefer in der Westflanke umgeht, — mehrstündige harte Arbeit erfordert. Conway hat nicht unrecht, wenn er behauptet, es fange die Besteigung der Dent Blanche eigentlich hier erst richtig an.

Wir stehen jetzt vor den berüchtigten Platten, welche die Westflanke des ersten und zugleich größten Gratturmes umgürten. Auf diesen Platten glitt im Jahre 1882 Gabett mit den beiden Führern Lochmatter ab. Man fand ihre Leichen 400 Meter tiefer auf dem Glacier de Ferpèche. „Wie ein Schuppenpanzer“, sagt Lammer, „liegen hier die bösen Platten um den Leib der stolzen Schönen.“ Über diese Platten führt die gewöhnliche Route schräg aufwärts zu einer Scharte, die in eine Gratrippe zwischen der Westwand und einem markanten, fingerförmig aufragenden Zacken eingebettet ist. Diese Scharte, die sogenannte „Gabel“, bildet den Schlüssel zur weiteren Ersteigung; man muß von hier aus durch ein Eiscouloir die Platten überwinden und erreicht dann in der Westwand emporkletternd sehr bald den Südgrat hinter dem auf diese Weise umgangeren Gratturm. Ja, wenn wir nur erst da droben wären! Mißtrauisch betrachten wir die Platten. Dieselben schauen auch keineswegs vertrauenerweckend aus. Sie sind fast durchwegs vereist und zu allem Überfluß überdeckt von dem eben gefallenen Neuschnee, der auf der steilen, glatten Unterlage sich nicht zu halten vermag und da und dort in langen Streifen zischend blitzschnell zur Tiefe fährt. Rechts von den Platten schwingt sich gerade vor uns der von Lammer als unbezwingbar bezeichnete, doch nur unbezwingbar scheinende Abbruch des Südgrates zum ersten Gratturm empor. Die Überkletterung dieses Abbruches bietet die einzige Möglichkeit zur Umgehung der Platten und kurz entschlossen nimmt Pfann die Stelle in Angriff. Mit großem Geschick überwindet er in schwierigster und exponiertester Kletterei die Kante des senkrechten, zuletzt sogar überhängenden, nur minimale Tritte und Griffe bietenden Turmes. Seilversicherung von unten wäre hier vergeblich und bei Pfanns außergewöhnlicher Sicherheit und Gewandtheit wohl auch unnötig. Wir stehen unten auf schmaler Leiste und folgen mit lautloser Spannung jeder Bewegung des lotrecht über uns langsam aber stetig aufwärts strebenden Kletterers. Der letzte Überhang scheint uns schier unmöglich, aber Pfann, der Kletterkünstler, überwindet ihn und ein frohes „Heil“ kündigt uns, daß er den Turm bezwungen hat. Jetzt folgen Christa und ich, durchs Seil verbunden nach. An der schwersten Stelle — oben am Überhang — wirft uns Pfann sein Seil zu und bald stehen wir vereint auf der luftigen Spitze des Gratturmes. Auf dem Weiterweg bleiben Christa und ich am Seil, während Pfann auch jetzt auf dies Sicherungsmittel verzichtet. Der Grat ist von zahllosen Zacken und Türmen gekrönt, welche alle überklettert oder wenige Meter unter der oft abbrechenden Gratschneide auf schmalen, exponierten, kaum sichtbaren Gesimsen, Bändern und Rissen umgangen werden. Das Gestein ist nicht schlecht, doch sind Tritte und



Dent Blanche



Täschhorn, Dom, Nadelgrat

Griffe winzig und spärlich. Höher und immer höher hinauf geht es über den Felswall, dem Riesen zu Leibe, der sich vergebens gegen unseren Angriff wehrt. Mächtige Gendarmen stellt er uns entgegen, dazwischen scharfe Firnkanten, wächtengekrönt und mit Neuschnee bedeckt, mit furchtbar steilen Eisrinnen nach beiden Seiten jäh abschließend in die senkrechte Wand. Pfanns Eisaxt bahnt uns klirrend den Weg. Rasch folgen ihm Christa und ich, meist gleichzeitig kletternd. Bald vergrößert sich jedoch der Abstand zwischen Pfann und uns, und wir hören und sehen von ihm eine Zeitlang nichts mehr.

Unbemerkt ist das Wetter wieder schlechter geworden. Der Himmel hat sich verfinstert und feuchtkalte Nebel senken sich herab, hüllen uns ein und huschen gespenstisch über den Grat hin. Ich halte den Pickel ans Ohr und vernehme, wenn auch nur leise, ein nicht mißzudeutendes Summen und Surren. Mittag ist längst vorüber, jetzt gilt es höchste Eile. In fiebriger Hast streben wir vorwärts und klettern die Türme empor, von denen uns jeder der Gipfel dünkt. Doch immer wieder zeigt sich dahinter eine vereiste Scharte und darüber immer wieder ein anderer noch höherer Turm im Nebel. Ein Abbruch drängt uns jetzt in die Westwand. Ein sehr schwieriger kaminartiger Riß führt wieder empor zum Südgrat. Und während wir uns keuchend in demselben abmühen, vernehmen wir von oben herab Pfanns Stimme, welcher den Kamin längst hinter sich hat und am Grate auf uns wartet: „Vorwärts, wo bleibt Ihr denn so lang, ich war schon fast am Gipfel, a gute Viertelstund is noch 'nauf, aber eilt Euch, sonst müssen wir hier umkehren! Gelt, das ist halt nicht der Kaiser, das ist die Dent Blanche!“ Endlich ist der Kamin überwunden und wir stehen auf dem Grate bei Pfann.

Das Wetter wird immer drohender, der Sturm immer heftiger. Die Uhr zeigt eins: „Entweder umkehren“, ruft uns Pfann zu, „oder Seil und Gepäck hier zurücklassen und so schnell wie möglich mir nach zum Gipfel!“ So nahe dem erstrebten Ziele geben wir dasselbe nicht mehr auf. Der Teufel da droben muß bezwungen werden! Wir machen uns schnell vom Seil frei und folgen Pfann, welcher, nur die unentbehrlichsten Stufen hauend, auf der luftigen Gratschneide emporstrebt. Wir steigen jetzt dicht hintereinander, unangeseilt, jeder auf seine eigene Kraft und sein eigenes Können angewiesen. In den eingekerbten Tritten emportastend, jeden Felszacken als Handgriff benutzend, klimmen wir hartnäckig himmelan bis zu dem allerhöchsten, sanft geneigten Schneerücken, der keinen Widerstand mehr bietet.

Der Augenblick des Triumphs ist nahe — und gellend hallt durch das

starre Reich des Todes unser Jauchzen. Etwas Tierisches liegt in diesem Schrei, etwas von jener unruhigen, kampfsuchenden Kraft, die den Menschen in die fernsten Winkel seines Erdballs, in das starre Eis des Nordpols, den ewigen Schnee der Hochwelt zum Kampfe mit den Elementen treibt. Aber noch etwas anderes liegt darin — eine unbeschreibliche Siegesfreude, ein unbändiges Glücksgefühl. Das ist der Lohn des Bergsteigers, der alles aufwiegt, Mühe und Gefahr.

Es ist gleich $\frac{1}{2}$ 3 Uhr. Nur wenige Minuten rasten wir auf dem nebelumwallten, sturmgepeitschten Gipfel, 4364 Meter hoch, wo drei Grate von Süden, Norden und Westen in schauriger Zerklüftung und Steilheit heraufziehend sich vereinen. Wir übergeben unsere Karten einer Flasche im Steinmann, dann geht es unverzüglich an den Abstieg, denn wir sind uns der noch bevorstehenden Schwierigkeiten, des drohenden Schneesturms wohl bewußt. Mit klopfendem Herzen — ich gestehe es offen — überschritt ich auf Pfanns wohlberechtigten Wunsch auch im Abstiege aufrecht die unsicheren Eisstufen auf der scharfen, schwindeligen Grat-schneide. Gerne hätte ich hier das Seil um den Leib gefühlt, das weiter unten auf dem Felsgrat deponiert lag. Doch ich wollte mir vor Pfann keine Blöße geben, ebensowenig wie Christa, und so biß ich auf die Lippen, blickte scharf auf die schmale Kante unmittelbar vor mir und verfolgte ohne Zaudern Schritt für Schritt unsern schwierigen Weg.

Bald waren wir bei unseren Seilen angelangt. Von Pfann versichert, geht es so rasch wie möglich, mehr rutschend als kletternd, den schweren Kamin hinunter in die Westwand. Und in der Tat — Eile tut not. Über den Bergen da drüben tobt schon der Schneesturm in seiner ganzen Wut. Der heftige Wind treibt ihn herüber zu uns. Nur wenige Minuten und auch wir werden eingehüllt sein von den weißen, mit unheimlicher Schnelle herantreibenden Wolken. Die Felsen werden sich in ein Leichentuch hüllen, die Platten werden verglasen. Was das bedeutet hier oben, das wissen wir alle aus eigener Erfahrung. Also unentwegt vorwärts, über Zacken und Scharten, die uns vom Aufstieg bekannt sind. Wir haben Glück heute, noch immer verschont uns das Unwetter.

Jetzt stehen wir wieder an den Platten. Sollen wir sie überschreiten, oder sollen wir unsere Aufstiegsroute über den Turm auch für den Abstieg wählen? Wir überlegen. Es wird eine langwierige und exponierte Abseilerei geben am Gratabschwung des Turmes. Da beginnt das Schneegestöber. Die Frage ist entschieden. Es wäre zu gefährlich sich mit starren Händen an dem vereisten nassen Seil herabzulassen. Also wählen wir die kaum minder exponierten Platten! Vom Grat gelangen wir nach kurzer

ausgesetzter Kletterei über die glatten, nassen, zum Teil schon schneebedeckten Felsen und ein sehr steiles durch die Plattenwand herunterziehendes Eiscouloir zu der im Aufstieg erwähnten, von einem Felszahn flankierten „Gabel“. Über dem glasigen Eise liegt locker der Neuschnee. Pfann bringt ihn erst zum Abgleiten, dann schlägt er Stufen in das Eis. Das Seil wird um einen Zacken geschlungen und versichert den sturmgerüttelten, nach vorwärts gebeugten Körper des Vormannes bei seiner schwierigen Arbeit. Dann folgen Christa und zuletzt ich notdürftig von unten versichert, in den frisch geschlagenen Stufen. Nachrieselndes Eis und der herabwirbelnde Schnee hat sie schon größtenteils verschüttet. — Mit dem Fuße die Kerben ausräumend, mit der Hand vorsichtig nach einzelnen aus der eisigen Decke ragenden Griffen tastend, gehen wir langsam abwärts mit größter Vorsicht und in atemloser Spannung. Endlich sind wir unten bei der „Gabel“. Auch die letzte, schneebedeckte Traversierstelle wird glücklich überwunden. Wir stehen wieder am Fuße des eigentlichen Felsgrates.

Die schwierigsten Hemmnisse liegen jetzt hinter uns. Aber das Schlimmste bleibt der Kampf mit dem eisigen Schneesturm, der jetzt losbricht in seiner ganzen elementaren Gewalt. Ganze Wolken von Schnee stieben nieder auf uns und die windgepeitschten Flockenschwärme hüllen im Augenblick alles in eintöniges, undurchdringliches Weiß — Menschen, Gletscher und Felsen. Die Luft verfinstert sich immer mehr. Dichter Nebel umgibt uns. Kaum ein paar Schritte weit können wir sehen. Es ist erst 5 Uhr und doch haben wir das Gefühl, als ob schon die Nacht hereinbräche über die starre Eiswelt. Der jetzt mit dickem Neuschnee bedeckte, plattige Felsgrat wird überschritten und wir gelangen auf den flachen Rücken, welcher links mit überhängenden Wächten gegen die Wandfluhfelsen abstürzt, nach rechts sich aber langsam zum weitgedehnten Ferpèclegletscher hinabsenkt. Unsere Spur ist längst verweht, mit knietiefem Neuschnee überdeckt. Wir können nicht mehr weit von unseren Rucksäcken entfernt sein, aber während uns bisher der Grat als Richtschnur gedient hatte, verlieren wir hier auf dem flachen Rücken bald jede Orientierung inmitten dieses wütenden Unwetters, weil das geblendete Auge Nebel und Schneegestöber nicht zu durchdringen und kaum mehr den Vordermann zu erkennen vermag. In der Tat haben wir mehr Ähnlichkeit mit Schneeklumpen, als mit Menschen. Die Wollkappen über dem Kopfe, die hochgestülpten Kragen, Kleider, Strümpfe und Bärte sind überschneit und mit einer Eiskruste bezogen.

Wir gehen jetzt alle drei am Seile, Pfann voraus. Er glaubt den rechten Weg zu haben. Schweigend treten wir mechanisch in seine Fußstapfen;

ein apathischer Gleichmut hat sich unser bemächtigt. Wir fühlen kaum mehr den eisigen Wind, der die Poren der Kleider durchdringt und die Hände erstarren macht. Wir achten kaum mehr der Eisnadeln, die sich, vom Winde gepeitscht, in die Haut des Gesichtes bohren. Wir fassen kaum mehr die Gefahr und das Schreckliche des Gedankens, daß uns hier im Nebel und Schneesturm die Nacht überraschen könnte — eine schreckliche Nacht, vielleicht unsere letzte! Wir hören kaum mehr den Klang des Sturmwindes, der uns mit eisiger, markerstarrender Stimme um die Ohren heult. — Ein lautes Krachen, für mich als letzten besonders vernehmbar, rüttelt uns auf. Schreiten wir über eine Schneebrücke, ist es nur die zusammenbrechende Schichte des Neuschnees, welche dieses Geräusch hervorruft, wer kann es unterscheiden in dem wirbelnden Schnee, in dem undurchdringlichen Nebel? Wiederum vernehme ich das Krachen. In demselben Moment tönt von der Spitze aus Pfanns Mund ein kräftiges „Halt“. Pfanns Pickel hat die Wächte durchstoßen, sein vorgebeugter Körper blickt ins Leere. Wir sind an den Rand des Rückens geraten, wo er mit großer Wächte über die senkrechten Wandfluhfelsen hinaushängt. Eine genaue Orientierung ist unmöglich. Wir wissen nur, daß wir, wenn wir dem Rande der Wächte entlang abwärts gehen, auf den Ort treffen müssen, wo unser zurückgelassenes Gepäck liegt und von wo aus der Abstieg durch die Ostflanke der Wandfluh zum Gletscher erfolgen muß. Also zunächst schleunig rückwärts in den eben getretenen Spuren, aus dem Bereiche der Wächte! Immer dicker häuft sich der Neuschnee, immer näher rückt die Dämmerung und mit ihr die Gefahr eines Biwaks. Wir verlassen nach einigen Schritten unsere frische Spur und wenden uns nach der Richtung, wo Pfanns trefflicher Orientierungssinn die Rucksäcke vermutet.

Plötzlich, wie mit einem Schlag, hört das Schneegestöber auf und der Wind reißt eine Lücke in die Nebel. Wir blicken frei vor uns und um uns, in ein blendendes, uferloses Weiß, das sich immer mehr loslöst und aus den ringenden Nebeln herauswächst mit seinen Senkungen, Hängen und Hügeln. Wir folgen in der eingeschlagenen Richtung gespannt den zurückweichenden Nebeln. Und ein Freudenruf ertönt wie aus einem Munde. Pfann hat die Orientierung bewahrt; dort liegen unsere schneebedeckten Rucksäcke, kaum 100 Schritte von uns entfernt. Bald sind wir bei ihnen und machen kurze Rast.

Für einen Augenblick ist jetzt die Sonne Siegerin. Tief im Westen leuchtet sie grell durch das schwarze Gewölk und übergießt die in ihre Lichtflut gebadete Hochwelt mit glühenden Farben. Wir betrachten unsere im Nebel gebahnte Spur. Im Bogen führt sie nach dem Rande des Schnee-

plateaus hinaus auf einen Ast des Hauptgrates, welcher uns gerade gegenüber liegt. Wir können uns bei seinem Anblick und bei dem Gedanken, daß wir kurz vorher dort im Nebel umhergeirrt waren, eines leisen Schauers nicht erwehren. Jetzt ist uns die Ursache des Krachens verständlich. Der erwähnte Seitenast ist nämlich nichts anderes, als der Rest einer eingestürzten Eiswand, nur eine Brücke, die hinausführt auf diesen gewaltigen, mehr als 100 Meter senkrecht abfallenden Eishang, der uns sein azurblau schillerndes Profil zukehrt. Er ist unterhöhlt und dem völligen Einsturz nahe. Schwarze, gewaltige Hohlräume und Risse zeigt dieses Profil. Ein märchenhaftes Leuchten geht von dem blauen, starren Eise aus, in dem die Sonnenlichter spielen und über das die Wolkenschatten huschen.

Kein wesentliches Hindernis kann uns der Abstieg mehr bereiten und in gehobenster Stimmung empfangen wir den Abschiedsgruß, den uns die schimmernde Hochwelt bietet nach dem Aufruhr des düsteren Sturmes.

Über die Felswand, die wir morgens heraufgestiegen waren und die jetzt mit Neuschnee bedeckt ist, nehmen wir unseren Rückweg. Bei Anbruch der Nacht gelangen wir wieder in das zum Schönbühlgletscher hinabführende Couloir, wo wir 17 Stunden vorher das Tagesgrauen erwartet hatten. Die überdeckten Spalten des Schönbühlgletschers werden vorsichtig überschritten. Dann geht es mit der Laterne über Geröll und Moränen hinunter zu unserem Biwakplatz, der Höhle am Schönbühl.

Wir beschließen, hier die Nacht zu verbringen, denn es ist fast 9 Uhr geworden und wir haben einen 20stündigen Tagesmarsch hinter uns. Noch liegt einer der heraufgeschleppten Stämme unverbrannt vor der Höhle, aber wir sind zu faul und zu abgespannt, ein Feuer zu machen. Nach solcher Anstrengung schmeckt auch ein kalter Abendimbiß und man schläft auch auf hartem Fels unter freiem Himmel, in kalter zugiger Höhle mit feuchten Decken besser als mancher in weichen Eiderdaunen. Erst um 5 Uhr weckt uns die empfindliche Kälte und das Tageslicht, das durch die Felsritzen hereindringt. Draußen ist's Winter geworden. Der Wind heult und der Schnee reicht fast bis ins Tal. — Der Zmuttgrat drüben am Matterhorn hatte uns vorgestern so kühn herausgefordert und in Pfann den Plan reifen lassen, ihn von hier aus zu besteigen. Heute war daran nicht mehr zu denken. Wir durften froh sein, in der Höhle Schutz gefunden zu haben, denn oben am Grate der Dent Blanche hätten wir im Sturm und Schnee die Nacht wohl kaum überstanden. Selbstredend hatten wir wiederum in vollster Kleidung geschlafen, sogar ohne die Steigeisen abzulegen. So können wir unverzüglich aufbrechen und brauchen uns nicht lange mit der

Toilette aufzuhalten. In beschleunigtem Tempo geht es über verschneite Moränen und Gletscher in zwei Stunden zur Staffelalp hinunter, wo der wärmende Ofen winkt. Wir sind die ersten beim Frühstück und leeren in unglaublich kurzer Zeit etliche Brotkörbe, Butterdosen und Honigtöpfe. Nach dem Frühstück geht es sogleich auf gutem Weg weiter zu Tal.

Die Sonne hatte wieder die Wolken durchbrochen und beleuchtet den Monte Rosa-Kamm mit seinem kühnen Nordabsturz. Das ist unser morgiges Ziel! Vor uns liegt jetzt Zermatt mit all seinem weichlichen Komfort, den der Spekulationssinn und der Riesenverkehr der Neuzeit herauftrug in das einst so schlichte und weltvergessene Bergdorf. Nur ungern kehren wir aus unserer Bergeinsamkeit in das hastende Gewühl des Tales. Denn in unseren Herzen singt der Ruf der Höhen, der uns bald zu neuen Taten lockt.

VOM NADELGRAT ZUM DOM MONTE ROSA-OSTWAND

Von Günter Freiherrn von Saar †

VOM NADELGRAT ZUM DOM*

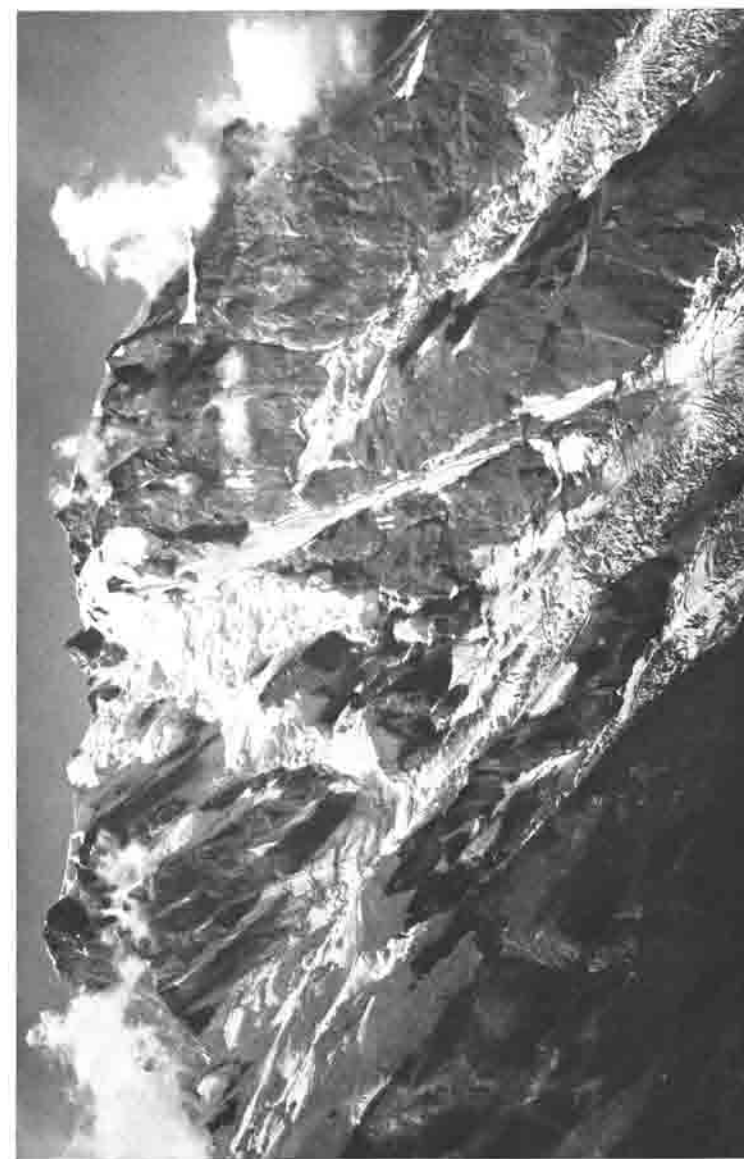
Es war ein kalter, klarer Sommertag, als wir zu viert am 24. Juli 1908 um 5 Uhr früh das Windjoch erreichten: Hans Pfann-München, Eberhard Ramspeck-Nürnberg, Franz Josef Gaßner-München und ich. Das genannte, bei 3800 Meter hohe Joch befindet sich im nördlichen Teil des Zuges der Mischabelhörner (in den Walliser Alpen), welcher als süd-nördlich gerichtete Kette die Täler von Saas-Fee und Zermatt scheidet und eine Anzahl der höchsten Alpengipfel — wie Dom, Täschhorn u. a. m. — zum Himmel starren läßt. Der nördlichste Gipfel dieser Kette ist das 4334 Meter hohe Nadelhorn, an dem sich die Kette in zwei Grate auflöst, die, nordwestlich und nordöstlich streichend, den genau nördlich gelegenen Riedgletscher zwischen sich fassen. Der nordwestliche Grat ist ein feingeschnittener, schneidiger Firnkamm, dem nadelartig noch drei felsige Viertausender entragen: der Name Nadelgrat ist wahrlich gut gewählt für ihn. Der nordöstliche Grat senkt sich rasch unter die Viertausender-Isophyse und trägt nur mehr die unbedeutenden Erhebungen des Ulrichshorns (3929 Meter) und des Balfrinhorns (3802 Meter). Zum Unterschied vom steilflankigen und hochgetürmten Nadelgrat ist die letztgenannte Kammlinie mitsamt den zwei Gipfeln von den umgebenden hoch hinaufreichenden Gletschern leicht erreichbar. Besonders auf der östlichen Seite reicht der sanft geneigte Hohbalengletscher, an dessen südlichem Rand eine neuerbaute reizende Klubhütte steht, so hoch hinan, daß man, ohne steilere Hänge überwinden zu müssen, in 1½ Stunden von der Hütte aus die Einsenkung zwischen Ulrichshorn und Nadelhorn erreichen kann: eben das Windjoch, von dem eingangs die Rede war. Und jetzt wollen wir uns dem eigentlichen Thema zuwenden.

Am Joche angelangt, rollen wir das auf dem Gletscher in Verwendung gewesene Seil wieder ein und wenden uns ohne weiteren Aufenthalt dem schmalen Firngrat zu, der in südwestlicher Richtung in mäßiger Steilheit dem Nadelhorn zustrebt; eine alte Spur ermöglicht ein rasches Vordringen auf dem schmalen, schwindligen Pfad. Zur Linken ein fast ununter-

* Gebirgsfreund III. 4909.

brochener, an 50 Grad geneigter Firnhang, der zu dem vor kurzem verlassenen Hohbalengletscher niedersinkt: eine viergliedrige Partie kriecht eben ameisengleich darüber hin. Zur Rechten ein ähnlicher, zwar weniger steiler, aber desto höherer Steilhang, der erst an die 500 Meter weiter unten auf den schneeweißen Wellen des Riedgletschers fußt. Bald balanziert man auf scharfer Firnschneide, bald klettert man über verschneite kleine Felspartien, die man entweder reitend überwindet oder links in der sonnigen Ostflanke überlistet. So kommen wir rasch bis unter den steilen Gipfelbau heran. Hier hat der Sturm die Spuren verweht, die Felsen sind verglast, der Schnee ist verharscht, tellerbrüchig. Darum queren wir nach kurzer Beratung seilversichert in die steile Nordflanke hinaus, um knapp unter den tiefsten Felsen den nahen Nordwestgrat — den eigentlichen Nadelgrat — zu gewinnen. Ein lustiger Gang ist's in luftiger Höhe. Tritt für Tritt wird sorgfältig in den harten Firn hineingetreten, unter den Felsen muß die Eisaxt nachhelfen. Noch ein Stück tiefer Pulverschnee: da haben wir den überwächten Nadelgrat erreicht und machen es uns in einer kleinen Schneemulde bequem; auch die Rucksäcke werden hier deponiert. Zwei Stunden sind seit dem Aufbruch vom Windjoch vergangen. Die scharfe Kante des Nadelgrates, die gleich ober uns mit wilden Gendarmen gespickt ist, macht ein böses Gesicht. Darum seilen wir uns in zwei Partien zu zweit zusammen und schwindeln uns rechts an der Südwestseite des Grates, die noch in eisigem Schatten liegt, zur nächsten Scharte — ober den widrigen Gendarmen — empor. Es ist eine schöne Kletterei in steilem, aber gut geschichtetem Geklipp; oben hängen die Gendarmen über den verwegenen Eindringling herein und bannen die Sonne von seinem Pfad. Nach unten aber sinkt steil der Hang zum Hohberggletscher ab; Felsrippen und Eistrinnen streiten um den Vorrang. Von der Scharte weg haben wirs ein Stück weit mit verglasten Granitplatten zu tun, deren Bösartigkeit durch eine Handvoll bedeckenden Pulverschnees maskiert wird. Dann aber folgen ehrliche, sonnengewärmte Felsen, über die wir hurtig dahinstürmen. Noch ein paar kleine Zacken sind recht ausgesetzt zu überklettern; dann aber lohnt die Rast auf dem kleinen Gipfelplätzchen die kurze Mühe (8 Uhr 30 bis 9 Uhr).

Eine feine, gewellte Firnschneide zieht zur nahen Süd-Lenzspitze (4300 Meter) hinüber, deren schneidigen Ostgrat wir im Morgengrauen bewundert haben. Sonst aber sind die Gipfelhänge allseits so steil, daß man wie in der Gondel eines Luftballons sitzt und frei und ungehindert die nähere und weitere Umgebung besichtigen kann. Im Süden besonders ist es das riesige Gletschermassiv des Doms, des dritthöchsten Schweizer Hochgipfels (4554



Monte Rosa, Ostwand



Blick aus der Monte Rosa-Ostwand



Zermatter Weißhorn mit Biesgletscher

Meter), das durch seine mächtige Entwicklung den Blick fesselt. Im Gegensatz hierzu ist der Ausblick nach Norden frei; in weiterer Ferne erst steigt das gewaltige Berner Oberland aus den Talnebeln empor, links (westlich) vom schönen Dreikant des Bietschhorns (3953 Meter) mit seiner steilen Südwand flankiert. Im Westen sehen wir liebe Bekannte, die Berge von Zermatt: das blendende Weißhorn, die feine Dent Blanche, das Matterhorn usw. Eine halbe Stunde liegen wir da oben, versunken in selige Schau. Die Sonne durchwärmt wohligh unsere Glieder, so daß es trotz der Höhe ganz behaglich zu ruhen ist. Aber unser Tagesprogramm — die Begehung des ganzen Nadelgrates — ist nicht geeignet, faulenzenden Regungen Rechnung zu tragen. Darum machen wir uns schon recht bald wieder auf die Beine und steigen, respektive klettern zu unseren hinterlegten Rucksäcken zurück. Dann gehts dem Grate entlang nach Nordwest weiter.

Anfänglich erfordern die weit nach Südwest hinaushängenden Wächten große Vorsicht; dann aber folgen wieder kleine leichte Felspartien. Fast ohne es zu merken, stehen wir plötzlich auf der wenig markanten Spitze des Stecknadelhorns (4226 Meter). Von nun ab senkt sich der Grat steiler hinab, um nach längerem Verlauf erst nahe dem Hohberghorn einen flachen Schneesattel zu bilden. Bis dahin ist die Gratschneide aus gewaltigen, steil aufgerichteten Plattentafeln gebildet, die nach abwärts zumeist überhängen. Darum queren wir fast stets auf den beschneiten Bändern und Stufen der Südwestseite in einiger Entfernung von der Schneide dahin und kommen in dem leichten Gelände rasch vom Fleck. Es ist noch keine halbe Stunde seit Verlassen des Stecknadelhorns vergangen, als wir auf dem breiten Schneesattel uns zu längerer Rast niederlassen. Die verschiedensten kulinarischen Genüsse erfahren entsprechende Würdigung; besonders dem Himbeereis — Schnee mit Himbeersaft — wird eifrig zugesprochen. Dann wird Kriegsrat gehalten. Da wir uns gerade gegenüber dem südlich viel tiefer gelegenen Festijoch befinden, das wir behufs Erreichung der Domhütte heute noch überschreiten müssen, so wird beschlossen, daß unsere Rucksäcke hier liegen bleiben sollen, während wir im Dauerlauf noch die zwei restlichen Gipfel des Nadelgrates „ablaufen“ wollen.

Gesagt, getan. Im Sturmschritt wird der steile Schneehang zum Hohberghorn „genommen“. Um 12 Uhr mittags passieren wir das Vermessungszeichen des Gipfels (4226 Meter). Steil senkt sich der Grat jenseits nach Norden hinab, bis zu einem Felskopf, der uns die weitere Aussicht versperrt. Dort angelangt, zeigt sich, daß der Kamm uns mit einem sehr steilen, etwa 80 Meter hohen felsigen Absturz überrascht, unter dem der Grat, als feiner Eisfirst beginnend, bald in einen breiten Schneerücken

übergeht. Ohne Verzug wird der Steilabsturz angegangen. Der Fels ist steil und brüchig, streckenweise von glasigem Eis überzogen, aber gut gestuft. Pfann steigt hackend und ausputzend voran, wir folgen in Seildistanz sichernd nach. Wo unten der Fels im blauen Eishang verschwindet, schlägt Pfann ein paar tüchtige Wannen ins Eis und verankert sich dann auf der Firnschneide. Vereint setzen wir den nunmehr ganz unschwierigen Abstieg bis zum Hohbergpaß — zuletzt über leichte Felsen — fort. Und nun beginnt ein Wettlauf über den schönen Grat, an dessen Aufbau sich Fels und Firn in gleicher Weise beteiligen, hinauf zum letzten Viertausender des Nadelgrates, zum Gipfel des Dürrenhorns (4035 Meter). Ausschnauend halten wir eine Viertelstunde Rast — bis 2 Uhr — um die klopfenden Pulse zu beruhigen. Das Gipfelprogramm des heutigen Tages ist damit zwar erledigt, die alpine Arbeit aber noch lange nicht. Denn nun müssen wir wieder zurück zu unserem Rucksackdepot jenseits des Hohberghorns. Im Trab gehts hinab zum Hohbergpaß. Der Firnhang jenseits hinauf bis zum felsigen Absturz entlockt uns manchen Schweißtropfen; fast wie eine angenehme Abwechslung empfinden wirs, als wir die ausgeputzten Granitplatten unter die Finger bekommen, an denen wir flott hinaufturnen. Kurz darauf überschreiten wir zum zweiten Male am heutigen Tage das Hohberghorn und fahren jenseits zu unseren Rucksäcken ab. Eine kurze Eßrast lohnt die mühevolle Arbeit.

Nun gilt, zum südlich gelegenen Hohberggletscher abzustiegen. In zwei Partien geteilt, steigen wir an steilem Hang in erweichtem Schnee hinab. Stellenweise treten kleine felsige Stellen aus dem Schnee heraus und belästigen uns durch das in ihrer Umgebung auftretende Wassereis. In halber Höhe hört der Schnee auf und macht abschüssigen Schrofen Platz. Wir rollen die Seile ein und eilen Pfann nach, der allen voran hinabklettert. Zuletzt queren wir östlich hinaus zu einer breiten, mit altem Lawinenschnee erfüllten Schneerinne, in der wir in prächtiger Abfahrt bis fast zum Gletscher hinabgleiten. Dort erwartet uns Pfann; die Seile werden wieder angelegt. Das ist gut; denn nach wenigen Schritten schon versinkt der erste bis zu den Achseln in einer verdeckten Querspalte. Auf das hin gleiten wir sitzend noch so weit als möglich hinab und kommen so glücklich über die Randkluffregion weg auf den ebenen Teil des Hohberggletschers, der von dem noch weiter südlich gelegenen Festigletscher durch einen markanten Trennungskamm geschieden ist. Dieser ist die Fortsetzung des Nordwestkammes des Doms und wird in seinem oberen Teil bei günstigen Schneeverhältnissen auch oft als Anstiegsroute benutzt. Er bildet gerade uns gegenüber eine breite Einsenkung, das Festi-

joch (bei 3700 Meter hoch), das durch einige Felsköpfe in mehrere räumlich recht weit getrennte Einschartungen zerlegt wird. Westlich davon schwingt sich der Kamm noch einmal steil zu einem ausgeprägten Gipfel auf; zwischen ihm und dem Dom müssen wir den Trennungskamm überschreiten; „an der tiefsten Einsattelung des Festijochs“ steht lakonisch im „Conway“ geschrieben. Dieser wenden wir uns also zu. Ein zwar nicht allzulanger, aber dafür desto steilerer Schneeang steht zu ihm empor. Bis zur Randkluff gehts ganz nach Wunsch. Dort aber wird der Schnee so unzuverlässig, daß wir zu einem „Kombinationsverfahren“ unsere Zuflucht nehmen. Zuerst werden zwei Pickel in den Schnee gestemmt, an denen der erste wie auf einer Leiter emporsteigt; dann legt er sich auf den Bauch und zieht sich an zwei jeweils vor sich eingerammten Pickeln empor. So kommt er über die fatale Randkluff mit der unzuverlässigen Schneebedeckung hinweg und windet sich regenwurmgleich auf sicheren Untergrund. Am Seil folgen die anderen auf ähnliche Weise nach. Noch ein paar Zickzackwendungen im festen Firn: wir stehen auf der Schneide und blicken neugierig jenseits hinunter. Es ist 1/27 Uhr abends und höchste Zeit, daß wir bald jenseits den Festigletscher erreichen. Aber was wir sehen, ist nicht geeignet, besondere Freude hervorzurufen. Dank der ungenauen Beschreibung haben wir die breite Einsenkung des Festijochs an unrichtiger Stelle erreicht; eine an 200 Meter hohe steil abfallende Felswand trennt uns vom Festigletscher. Der richtige Übergang ist, wie wir jetzt — leider zu spät — sehen, viel weiter östlich gelegen, von uns durch einen hohen Felskopf auf 1—2 Stunden geschieden. Da die oberen Wandpartien gangbar sind, versuchen wir unser Heil im direkten Abstieg. Aber in halber Höhe werden die Platten so steil und haltlos, daß wir nach mehreren vergeblichen Versuchen umkehren; hier gehts nicht. Unterdes ist es fast 8 Uhr abends geworden. Bis wir den richtigen Übergangspunkt am Festijoch erreichen können, vergeht mindestens wieder eine Stunde, und bei Laternenschein den unbekannten Gletscher hinunterzustopseln, ist gerade keine angenehme Aussicht. Da meint einer neckisch: „Was brauchen wir denn heute noch zur Hütte zu kommen? Bleiben wir doch gleich die Nacht über da heroben sitzen!“ Der Vorschlag scheint nicht so ohne. „Gut“, meint Pfann; „wenn wir morgen auf den Dom gehen, bin ich einverstanden; da haben wir dann doch wenigstens den halben Weg erspart!“

Wir eilen zurück zum Festijoch und suchen uns dort zwischen den Granitplatten der obersten Wandpartien eine etwas vertiefte Rinne aus. Die wird zum „Schlafsalon“ erklärt und dementsprechend hergerichtet. Zunächst werden Schnee und Eis herausgeworfen, dann werden die groben

Steine entfernt und der Grund mit Platten und kleinem Schutt „mollig“ hergerichtet. Bei raffinierter Ausnützung des Raumes haben drei hintereinander aufgefädelt und ineinander verkeilt ein ganz passables Lager, aus dem man wenigstens nicht herausfallen kann. Ramspeck bezieht zehn Schritte weiter ein „Chambre séparée“ in einem engen, senkrechten Spalt zwischen einer hohen Granitplatte und der Wand. Eine Zeitlang poltern die Steine des Anstoßes über die Wand hinab, die unseren Bequemlichkeitsgelüsten nicht dienlich sein wollen oder können. Dann tritt etwas Ruhe ein, die nur durch halblautes Fluchen unterbrochen wird, wenn einer in seinem „Federbett“ blaue Flecken sich ersitzt oder einer dem andern unversehens auf die Finger tritt. Gemächlich ziehen wir die schweren Bergschuhe aus und wechseln die nassen Socken mit trockenen. Dann werden alle warmen Sachen angezogen, die wir mithaben. Nach diesen Vorbereitungen legen wir uns zur Ruhe nieder, da wir zum Essen vorläufig keine Lust verspüren. Die Nacht ist mondhell und sternenklar; vom Wetter haben wir keinen Streich zu befürchten. Bald sind wir in tiefen Schlaf versunken; die Müdigkeit tut ihre Wirkung. Die erste Hälfte der Nacht geht so auf angenehmste Art vorüber; aber die zweite Hälfte hält leider nicht, was die erste versprach. Die unbequemen Stellungen im engbegrenzten Raum und die zunehmende Kälte sind Störenfriede schlimmster Sorte. Zuerst will sich Ramspeck „umkehren“. Dabei fällt die äußere Wand seines „Extrazimmers“ um und donnert krachend in die Tiefe. Dann wird mir so kalt, daß ich aufspringe und einen „Dauerlauf am Ort“ ($= \frac{1}{2} \text{ m}^2$) ausführe. Dann wird Pfann anscheinend von schweren Träumen geplagt und wälzt sich knurrend wie ein gefangener Tiger auf seinem Lager herum. Darauf hält uns wieder für eine Weile traumloser Schlaf umfangen. Wie ich zähneklappernd erwache, sehe ich, daß Gaßner wie ein verrückter Derwisch von einem Bein aufs andere hüpfte und mit entsprechenden Armbewegungen seinen animalischen Wärmevorrat zu vermehren strebt. Ein Blick auf die Uhr zeigt $\frac{1}{2}4$ Uhr früh. Genug der grausamen Nacht! Wir kriechen zusammen und holen die gestern versäumte Mahlzeit nach. Pfann braut auf seiner Kochlaterne unermüdlich einen Becher Tee nach dem andern. Wie wohligh der warme Trunk durch die ausgefrorenen Eingeweide rieselt! Unterdes bricht die Dämmerung an, die dichte Morgennebel mit sich bringt; kalt und feucht umfängt uns der stickichte Dunst. Aber nicht lange; dann weicht er dem jugendfrischen Tag, der kalt und klar von den Firnhöhen herabsteigt.

Um $\frac{1}{2}5$ Uhr sind wir marschbereit. Zu zweit am Seil steigen wir in unseren gestrigen gefrorenen Spuren den Steilhang zum Hohberggletscher

ab, fahren über die heimtückische Randkluft unter gegenseitiger Seilversicherung im Schwung hinunter und landen in wenigen Minuten unten am Gletscherboden. Hier wenden wir uns ostwärts und wandern über die sanften Terrainwellen des Gletschers bergan. Gegenüber dem richtigen Anstieg zum Festjoch legen wir unser Gepäck hin und nehmen nur den photographischen Apparat und etwas Proviant in einem nunmehr fast schwindsüchtig aussehenden Rucksack mit. Dann wandern wir gemächlich weiter in der Richtung auf das Nadeljoch (nördlich vom Dom zwischen diesem und der Süd-Lenzspitze) zu. Wo die Hänge steiler zum Dom ansteigen, verliert der Schnee seine Tragfähigkeit und wir sinken mit jedem Schritt bis zur halben Wade, ja bis zum Knie ein. Und nun beginnt eine Schneetreterei, die uns allen noch in unangenehmster Erinnerung ist. Trotzdem drei von uns beständig abwechseln, kommen wir nur sehr, sehr langsam vom Fleck. Dabei ist der Hang ganz leicht zu begehen und bis zum Gipfel frei zu übersehen. Eine Stunde nach der anderen verrinnt; trotz äußerster Anstrengung, die wir allerdings durch das vorhergegangene kalte Biwak vielleicht besonders unangenehm empfinden, gehts in einem wahren Schneekentempo vorwärts. Da endlich — gegen 9 Uhr vormittags — erreichen wir die kleine Schneeschulter, mit welcher der Nordwestgrat an den Gipfelbau ansetzt. Steiler als bisher ragt dieser noch empor; statt Firn tritt uns Eis entgegen. Fast wie eine Wohltat empfinden wir diesen sonst so unerwünschten Umstand; bringt er doch eine Abwechslung in die tödlich langweilige Treterei, bei der wir zuletzt schon ernstlich gegen ein tiefes Schlafbedürfnis anzukämpfen hatten. Mit frischer Kraft schwingt Pfann den Pickel und Stufe um Stufe dringen wir fast rascher als früher vorwärts. Da — ein freudiger Ausruf Pfanns: wir stehen unversehens auf dem Gipfel, den wir noch weit weg gewähnt hatten. Klarer Himmel, volle Sonne und ein eisiger Nord empfangen uns da oben. Pfann entdeckt unter dem Gipfelfirn ein halb Meter breites Schneeessimse, das voll von der Sonne beschienen und vor dem Wind geschützt ist: ein luftiger Balkon über den grausigen Südabstürzen. Dort hocken wir uns vorsichtig enge aneinander und verzehren den wenigen Proviant aus unserem Rucksack. Dann lassen wir uns eine halbe Stunde von der warmen Sonne bescheinen. Uns gegenüber ragt das Täschhorn empor, dessen langer Teufelsgrat unser Interesse wesentlich in Anspruch nimmt. Auch der gewöhnliche Anstieg über den stark zerklüfteten Hängegletscher scheint nicht ganz ohne zu sein. Wir ahnen hier noch nicht, daß wir drei Tage später auf diesen Hängen gegen Donner und Blitz, Nebel und Dämmerung einen schwierigen Abstieg uns erkämpfen müssen. Wie gut doch, daß einem die Zukunft

verschleiert ist! Dahinter erglänzt das riesige Massiv des Monte Rosa-Stockes, dessen gewaltige Ostabstürze gerade im Profil zu sehen sind; auch da Zukunftspläne, die sich bald erfüllen sollten.

Um $\frac{3}{4}$ 10 Uhr brechen wir wieder auf. Wie freut uns der Blick nordwärts hinab, wo tief unter uns die feinen Linien des Nadelgrates sichtbar werden. Heute ist es lebendig drüben; auf der Süd-Lenzspitze und auf dem Nadelhorn krabbeln winzige Gestalten eifrig umher. Deutlich tönt ihre Antwort auf unsern Zuruf.

Bald ist die kurze Eispassage hinter uns, die dem kurzbeinigsten von uns wegen der weit auseinanderliegenden Stufen wieder etwas warm macht. Dann aber wühlen und wälzen wir uns mit wahrer Wonne hinab durch den weichen, flaumigen Schnee, der herauf unsere Geduld und unsere Kräfte so ungebührlich in Anspruch genommen hatte. In kaum einer halben Stunde erreichen wir den Hohberggletscher, auf dessen tragfähigem Eise wir uns wie auf einen Parkettboden versetzt vorkommen; wenige Minuten später stehen wir bei den hinterlegten Rucksäcken. Mit heimlichem Seufzen schultern wir die schwere Last und wenden uns der richtigen Einschaltung des Festijochs zu. Von den steilen Firnhängen des Doms zur Linken sind riesige Schneebretter abgegangen und liegen als wüster Trümmerhaufen vor uns. Wir weichen dieser gefährlichen Zone aus und steigen jenseits recht langsam in weichem Schnee empor. Leichter und rascher, als wir erhofft, wird die Höhe erklommen; es ist $\frac{1}{2}$ 1 Uhr mittags. Glühend heiß brennt uns die Sonne auf den Rücken. Nur hinab jenseits, lautet die Losung. O weh, im Nu haben wir uns wieder verlaufen. Zum Umkehren sind wir zu faul. Gaßner schwindelt sich um einige recht vertrackte Felsecken herum und erreicht ein Schuttbänd, das bequem zum Festigletscher hinableitet. „Mit Gemurre und Gebrumm“ folgen wir seinen Spuren; der Gletscher ist unser. An seinem nördlichen Rande gemächlich hinabbummelnd, können wir uns nicht versagen, alle Augenblicke auf die Felswand zur Rechten hinaufzublicken, wo wir unser „feuchtfrohliches“ Biwak zugebracht haben. Wir sind vollkommen einig, als einer der Meinung Ausdruck verleiht: „Heute freue ich mich aber auf ein wirkliches Bett!“ Das gemütliche Hinuntergondeln wird unversehens unterbrochen durch eine Steilstufe im Gletscher, über die wir uns in abenteuerlicher Weise hinunterschwindeln; dann aber kommen wir bald auf die Seitenmoräne, auf der ein immer deutlicher werdender Pfad uns unfehlbar zur Domhütte leitet; zwei Stunden nach Verlassen des Festijochs treten wir unter ihr Dach, das wir vor kurzem noch so schnöde mißachtet hatten.

Hier wird eine ausgiebige Rast gehalten. Bald zieren unsere nassen Sachen

die Umgebung der Hütte, während wir in unseren Proviantresten schwelgend im gemütlichen Innenraum sitzen und es uns gut sein lassen. Wir habens uns ja redlich verdient.

Erst um $\frac{3}{4}$ 5 Uhr verlassen wir das gastliche Heim und schlendern dem Wege nach, der sich gar bald einer hohen, steil abfallenden Felswand zuwendet. Hatten wir bisher Muße gehabt, das herrliche Panorama auf der gegenüberliegenden Seite des Nicolaitales zu bewundern, wo das wundervolle Weißhorn wie ein rauchender Vulkan in das flammende Gold der sinkenden Sonne tauchte, so müssen wir jetzt auf den „Weg“ achten, der als ein wahrer Klettersteig, mit Leitern, Stiften, Seilen, eingehauenen Felsstufen usw. verziert, in unberechenbaren Windungen durch die Felswand hinabführt. Unwillkürlich freut man sich, daß es noch Tag ist und man in dem steilen Geschröfe wenigstens sieht, wohin man seine Schritte zu lenken habe. Wir empfinden es als wahre Erholung, als wir nach dem gefährlichen Abstieg die Waldregion erreichen und nunmehr gemächlich im Schatten der alten Zirben dem Tale zustreben können. Nur einmal noch gilt verwegen über den reißenden Randaerbach von Stein zu Stein springen, um an dessen südliches Ufer zu gelangen. Weit und breit ist keine Brücke zu sehen, und bis zur Straße hinabzusteigen, würde einen gewaltigen Umweg bedeuten. Dann wandern wir über die weichen Böden der gemähten Wiesen den Häusern von Randa zu, wo wir um $\frac{3}{4}$ 7 Uhr abends zu gehöriger Stärkung einkehren. Mit dem Abendzug fahren wir dann noch nach Zermatt hinauf, wo wir um 11 Uhr nachts unsere schon lange entwöhnten Betten aufsuchen.

Ein Dutzend der schönsten Schweizer Hochgipfel hat mir der heurige Sommer beschert. Manch schwierigere, gefährlichere Fahrt ist darunter, als die eben beschriebene. Und doch ist diese mir lieb und wert in der Erinnerung durch den durchaus harmonischen Verlauf, den sie genommen. Herrliche Eindrücke in großartiger Natur, prächtiges Wetter, liebwerte Gefährten: das gibt eine Trias, deren unvergänglichen Gesamteindruck ich zusammenfassen möchte in das Wort: Alpenzauber.

DIE OSTWAND DES MONTE ROSA*

Drei Turen sind es gewesen, die mir seit dem Beginn meines alpinen Werdegangs als die begehrenstwertesten Edelsteine der Alpen vorschwebten, wie Sterne leuchtend und fast so fern wie diese: die Überschreitung der

* Deutsche Alpenzeitung 1909.

Meije, der Pétéret-Grat am Montblanc und die Ostwand des Monte Rosa. Ungleichwertig an Schwierigkeiten und Gefahren haben sie das gemeinsam, daß ihre Bewältigung dem Kühnen Einblick verschafft in die herrlichsten Prunkstücke der alpinen Bergwelt. Wie die Erfüllung eines schönen, aber unwahrscheinlichen Traumes kam es mir daher vor, als ich im vergangenen Sommer einer Einladung des Ingenieurs Hans Pfann folgen durfte, mit ihm und Eberhard Ramspeck in die Walliser Berge zu ziehen. Auch die Ostwand des Monte Rosa stand auf dem Programm. Und als die ersten Viertausender dieses Programms glatt abgewickelt waren, da ward mein Sehnsuchtstraum zur Wirklichkeit.

Am 31. Juli waren wir von Zermatt in langer Wanderung über den Gornergletscher zum neuen Weißtor gepilgert. Sechs Stunden hatten wir bereits auf den endlosen Firnfeldern Schnee gestampft und bei einfallendem Nebel in schwieriger Orientierung uns zur richtigen Scharte durchgearbeitet. Es war 4 Uhr nachmittags, als wir in den ostseitigen Felsen unseres Passes an windgeschützter Stelle ein halbes Stündchen rasteten. In unverhohlener Neugier blickten wir nach Süden hinab; aus nordischem Winter in italischen Sommer. Unvermittelt grenzen hier die größten Gegensätze aneinander. Vor uns ragt ernst und düster das Riesenmassiv des Monte Rosa in die treibenden Wolken, uns noch um tausend Meter überragend; durch die Felsbastionen der Cima di Jazzi und des Jägerhorns halb verdeckt, sinkt seine Ostwand, fast im Profil gesehen, in einer Linie 2000 Meter in die Tiefe, und da unten, noch 1000 Meter tiefer, liegt Macugnaga auf grünem Wiesenplan in sonnigem Gefild. Wohlan denn, hinab nach Süden!

Auf drei verschiedenen Varianten überlisten wir absteigend die steilen Granitfelsen, die uns von einem Schneehang trennen, auf dem Spuren zur Tiefe weisen. Da tönen Rufe an unser Ohr: richtig, ein paar hundert Meter tiefer winken ein paar Menschen vor einem Hüttchen, das wie ein Schwalbennest an die Felsen geklebt ist: die Capanna Sella des C. A. I. Wir gleiten auf und mit dem Schnee zu Tal, stolpern über einige verzwickte Felsriegel und stehen wenige Minuten später auch dort. Eine Partie Schweizer ist's mit ihren Führern, die morgen unseren heutigen Marsch in umgekehrter Richtung zu machen beabsichtigen. Wir werden gastfreundlich mit warmem Kaffee bewirtet und nach unserem Reiseziel befragt. Trotz ausweichender Antworten lesen sie uns gar bald das Programm von der Nase herunter. Mit bedächtigem Kopfschütteln erklären die Führer, es sei „zuviel Schnee in der Wand“. Sonderbares Urteil; gerade der Schnee ist's, der uns in unserem Vorhaben bestärkt. In ihm hoffen wir, mit Steigeisen bewehrt, uns manche Stunde Stufenschlagens ersparen zu können. Mit Gruß

und Dank wandern wir bald wieder weiter. Drei Stunden später ziehen wir um acht Uhr abends in Macugnaga ein.

Im Grand Hotel Monte Moro stechen wir grell ab von den geschniegelten und geputzten Sommergästen und ziehen uns scheu in eine Ecke des Saals zurück. Im Gegensatz zur vornehmen Umgebung hauen wir aber tapfer ins Essen ein, vertilgen, was gut und teuer ist, und brechen drei Flaschen Moscato den Hals. Was verschlägt's? Bald leben wir wieder zwei Tage wie Spartaner und müssen dabei härter arbeiten als Holzknechte; drum wollen wir heute fröhlich sein und schlemmen. „Heute ist heut!“

Ein herrlicher Schlaf in guten Betten bewirkt, daß wir erst um 10 Uhr vormittags flott werden. Noch gibts einen Kampf um den Hüttenschlüssel, dann pilgern wir frohgemut von dannen. Über üppige Felder und Wiesen führt uns der Weg. Freundliche Häuschen lachen zwischen uralten Baumgruppen hervor, während ihre Insassen uns neugierig beaugapeln. Saftiges Grün und reiches Gedeihen wohin das Auge blickt, rechts, links, vor und hinter uns. Aber dort im Hintergrunde, was ist das? Ein grüner Vorkopf der südseitigen Talflanke tritt zurück und gibt den Monte Rosa frei. In wenigen Minuten hat sich die ganze Breite der Ostwand entwickelt und starrt jetzt wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt auf uns hernieder. Jawohl, wie aus einer anderen Welt! Mehr als 3000 Meter überragt uns dieser Bau, dessen Architektonik so wundervoll ist, daß man das Auge nicht davon wenden mag. In fast horizontaler Linie grenzt der Kamm in einer Länge von über zwei Kilometern an das Ätherblau, als wollte er wie Atlas die Himmelskugel stützen. Wie kleine Höcker wirken auf ihm die gewaltigen Gipfel: links die Punta Gnifetti als südlicher Eckpfeiler, durch schwarze Felsen gezeichnet; daneben die rein weiße Kalotte der Zumsteinspitze. Die kulminierende Erscheinung in der Mitte ist die Dufourspitze, deren Felsen als kurzer, schwarzer Zwickel in die Eiswand herabtauchen: dort wollen wir morgen in die Höhe stürmen! Rechts endlich begrenzt das charakteristische Nordend die Kammlinie. Und von diesem Kamm strömt das Eis herunter in mächtigen Kaskaden wie ein erstarrter Niagara-fall, mit seinem Glanz das Auge blendend. Zwei schwarze Felsrücken nur ziehen wie mächtige Strebpfeiler durch die untere Hälfte der Wand: der Jägerrücken (r.) und der Imsengrücken (l.). Auf ersterem steht, noch unsichtbar, unser heutiges Reiseziel, die Marinellihütte. Zwischen beiden aber durchreißt ein leuchtender Streifen die ganze Wand von oben bis unten: das Marinellcouloir. Das also ist die gefürchtete Lawinenrinne, deren Überschreitung das gefährlichste Stück der Tour darstellt! Schmal und gerade, wie es einer Geschoßbahn ziemt, führt sie, oben und unten

nur wenig sich verbreiternd, vom Silbersattel bis zum Macugnagagletscher durch eine Höhe von über 2000 Meter. Wie mag es da dröhnen und brausen, wenn die Lawine zu Tal fährt!

In nachdenkliches Sinnen versunken, schreiten wir dahin. Mählich beginnt der Pfad zu steigen, um den Abbruch zu erklimmen, über dem der Macugnagagletscher im Waldesgrün sich verliert. Vor dem endgültigen Anstieg aber biegen wir links ab und streben auf schmalem Fußsteiglein dem rauschenden Bach zu, der aus der Gletscherzunge wenig höher entspringt. Wie Siegfried einst vor dem Kampf mit dem Drachen, so stärken auch wir unsere Glieder in dem köstlich erfrischenden Naß. Nun kann uns der glühende Sonnenbrand wenigstens für eine geraume Zeit nichts mehr anhaben; und siegesgewiß, als hätten wir uns durch das Schmelzwasser des Rosagletschers gegen die Gefahren seiner Firn- und Eishänge gefeit, ziehen wir von dannen.

Eine halbe Stunde später treten wir aus dem Waldesdunkel heraus auf einen kleinen Wiesenplan: das Belvedere (1932 Meter) ist erreicht. Eine vielköpfige Stadtfamilie war vor kurzem unter viel Gejohle abgezogen. Wohl uns! so stört kein Mißton die herrliche Stimmung dieses Erdewinkels. Rechts, links und vorne vom Macugnagagletscher zaunartig umfaßt, liegt der kleine Fleck, mit seiner üppigen Vegetation eigentlich mitten zwischen den Eiskaskaden, einer Oase der Wüste vergleichbar. Hoch oben glänzt die Kammlinie des Monte Rosa herein, während die übrige Ostwand durch den gerade hier noch einmal ansteigenden Gletscher verdeckt ist. Ein kleines Häuschen trägt die Aufschrift: Ristorante Dufour con alloggio; zwei gedeckte Veranden davor bieten dem Wanderer Rast und Schirm.

Wir legen die Schnerfer zu Boden und flüchten uns an einen schattigen Tisch; ein frugales Mittagessen stillt den bereits erwachten Hunger. Am Nebentisch sitzen drei Führerlose, junge, kräftige Gestalten. Dem Fremdenbuch entnehmen wir, daß es die rühmlichst bekannten Engländer Longstaff und Rolleston und ein Italiener sind; wir vermuten daher, daß auch sie die Ostwandtour vorhaben. Pfann ist bald mit den beiden Kaukasuskennern in eifrigem Gespräch begriffen. Sie wollen morgen früh über den Colledelle Loccie auf die Südseite der Monte Rosagruppe hinübersteigen; da hoffen wir, im Dunkel der Nacht gegenseitig unsere Laternen zu erblicken und scheiden mit herzlichen Wünschen für das Gelingen der beiden Unternehmungen.

Es ist 1 Uhr 30 mittags. Gerade ansteigend, erreichen wir in wenigen Minuten die Höhe des Gletschers und queren ihn in westlicher Richtung

zur Randmoräne hin. Nun steht sie wieder gerade vor uns, die riesenhafte Ostwand. Je näher wir an sie herankommen, desto ungeheurer, desto unnahbarer erscheint sie. Bei einer Gruppe einzeln stehender Lärchen beladen wir uns noch mit Holz, da dies auf der Hütte nicht vorhanden ist. Dann steuern wir, einen seitlichen Gletscherzufluß überschreitend, dem unteren Ende des Jägerrückens zu. Erst über Schnee, dann über Schrofen steigen wir an seinem nördlichen Abhange empor. Wo eine steile Schneezunge bis fast an seine Kammhöhe reicht, betreten wir sie und arbeiten uns nun neben ihr auf der Südseite steil hinan. Dabei blicken wir in die tiefen Partien des Canale Marinelli hinunter, dessen Grund mit Eis- und Fels-trümmern übersät ist.

Wenige Minuten vor 7 Uhr abends kommen wir zur winzigen Hütte, die, etwa 3100 Meter hoch gelegen, kaum zu unterscheiden ist von dem Felsblock, an den sie sich anlehnt. Klein ist der einzige innere Raum, der zur Hälfte von der leeren Pritschenstatt eingenommen wird, aber hochgradig anheimelnd. Hier gibts kein einziges überflüssiges Gerät für müßige Hüttenbummler; nicht einmal Stroh ist auf den Pritschen. Aber das wenige, was da ist, ist gut und solid und für den Hochtouristen berechnet. So fühlen wir uns bald recht wohl zwischen den vier Wänden.

Gleich nach der Ankunft können wir der Versuchung nicht widerstehen und eilen über leichte Felsen in wenigen Minuten hinüber zum Marinellicouloir. Zu unserer größten Freude führt es harten, tragfähigen Firn, in dem sich gut steigen läßt, wie ein Versuch am Rande ergibt. Befriedigt steigen wir zur Hütte zurück, kochen ab und legen uns auf die Bretter schlafen.

Ists eigentlich wirklich Schlaf zu nennen, dies Hindämmern vor ernsten Turen? Der Körper liegt langhingestreckt und ruht; der Geist aber arbeitet unablässig in einem merkwürdigen Stadium, das zwischen Bewußtsein und tiefem Schlummer gelegen ist. Das leiseste Geräusch, und man ist wach, als ob man gar nicht geschlafen hätte. Und doch ruht man sich gründlich aus und fühlt sich frisch und gestärkt, wenn am Morgen die Arbeit beginnt.

So verrinnt im Dämmer Schlaf die halbe Nacht; denn schon um $1\frac{1}{2}$ Uhr ist Weckstunde. Wir springen auf und treten vor die Tür. Eine klare, kalte Nacht verspricht einen guten Tag; ohne Zaudern machen wir uns fertig. Ein Schluck warmen Tees und ein paar Bissen Brot sind unser Frühstück. Die Steigeisen legen wir in der Hütte an; da haben wirs wenigstens bequem, und wir brauchen sie ja doch gleich. Dann treten wir hinaus in das Dunkel. Wir stehen wie auf dem Balkon eines hohen Hauses. Steil

und schwarz steigt über uns die Wand in die Höhe; sie liegt im Mondeschatten geheimnisvoll verdunkelt. Zu Füßen gähnt ein düsterer Schlund, in dem man Einzelheiten nicht erkennen kann. Nur ganz tief in den Tälern liegen weiße Wolken, wie ruhende Riesenmolche lässig hingestreckt. Doch zu Betrachtungen ist jetzt keine Zeit. Pfann hat die Laterne entzündet und stürmt erwartungsvoll voran, während wir nacheilen.

In wenigen Minuten ist der Rand des Couloirs erreicht. Während wir über den festen Firn seiner Uferpartien emporsteigen, entwickelt Pfann den Angriffsplan. Etwa 100 Meter höher, wo eine Felsinsel aus dem Couloir hervorragt, ist es am schmalsten. Dort wollen wir queren. Das Seil wird hier und am Imsengrücken nicht genommen, damit wir unbehindert möglichst rasch vordringen können, jeder nach seiner Art. Erst hoch oben, wo der Felskamm im Eiswall verschwindet, soll der lauerten Klüfte wegen diese Sicherung in Kraft treten. Beim Queren achtet der erste nur auf das Terrain, während die anderen auf jedes verdächtige Geräusch lauschen, um etwa losbrechende Lawinen zu signalisieren. So hat jeder seine scharf umgrenzte Arbeit für sich und die Partie im ganzen zu leisten.

Jetzt stehen wir an der Stelle des Übergangs; das Wagnis beginnt, des Tages ernsteste Minuten harren unser. Pfann dreht sich um: „Alles bereit?“ — „Ja!“ — „Vorwärts!“ —

Die scharfen Eisen quietschen im harten Firn, über den wir eng angeschlossen bis zur nahen Felsinsel dahineilen. Bis hierher wars leicht. Jetzt aber gilt es zwei oder drei sekundäre Rillen zu überschreiten, deren eisgeglätteter Grund fast mannstief eingefurcht ist. Pfann nimmt die Laterne zwischen die Zähne und pickelt drauf los in einem wahren Höllentempo.

Kaum sind wir, von seinem Schatten gedeckt, imstande, die winzigen Ritzen zu ertasten, auf denen er sich von Rinne zu Rinne schwindelt. Bald blendet das Licht das schon fast nachtgewohnte Auge, bald verschwindet es wieder und überläßt uns der Finsternis. So vergehen die Minuten. Endlich ein letzter hoher Schneewall, über den wir uns an Pfanns eingerammtem Pickel emporziehen: wir stehen am jenseitigen Rand — in Sicherheit. Aufatmend verschnaufen wir ein paar Sekunden. Ein Blick auf die Uhr weist aus, daß wir gerade zehn Minuten zur Querung gebraucht haben. Soviel rechnet man sonst bei bereits vorhandenen Stufen, ohne sie aber eine halbe Stunde. Das danken wir nebst Pfanns Meisterarbeit dem vorzüglichen Firn, der den größten Teil des Couloirs deckt. Es war eben Mitternacht, als wir den Imsengrücken in Angriff nahmen — in gleicher Kampfart. Das ist ein wildes Klettern an schaurigem Ort.

Zur Rechten die spiegelglatte Bahn des Canale Marinelli, der umso steiler wird, je höher wir kommen. Zur Linken ein Bild furchtbarster Wildheit: ein Couloir, schmaler und steiler als das zur Rechten, überragt von den turmhohen Abstürzen des Hängegletschers — so führt der schmale Weg empor zwischen Tod und Verderben. Die Felsen sind nicht schwierig, von Schneezungen stellenweise durchbrochen; immerhin schwer genug, um unter diesen Umständen vollste Achtsamkeit zu erfordern. Nahe dem oberen Ende verliert sich das Gestein bereits stellenweise im Eis. Da kommt eine sonderbare Stelle: ein feiner, scharfer Schneekamm führt zu den letzten Felseninseln hinan. In der Mitte der Schneide, die so scharf ist, daß der Fuß sie erst breit treten muß, liegt ein quadratischer Eisblock angefroren. Welche sonderbaren Kräfte mögen dieses mechanische Wunder vollbracht haben? Doch zeigt dieser Fund, daß selbst der Imsengrücken nicht vollkommen lawinensicher ist, wenigstens nicht vor Prellschüssen.

Jetzt erst nehmen wir das Seil und queren am Fuß der obersten Felsen links hinaus, wo die Séracwand uns am niedrigsten zu sein scheint. Aber bald stecken wir in einer Sackgasse; es ist unglaublich, wie die Dinge in die Höhe wachsen, sobald man in ihre unmittelbare Nähe kommt. Wir versuchen oben, unten, gerade aus; überall dräuen uns tiefe Klüfte und unersteigliche Eismauern entgegen. Hier scheint der Weg gründlich verrammelt zu sein. Also zurück ins Couloir und ein Stück an seinem seitlichen Rande empor, um oberhalb der sperrenden Séracs den Gletscher zu gewinnen! In ansteigender Linie queren wir zurück. Beim Erreichen des Couloirs tritt Eis auf: für Pfanns Pickel scharfe Arbeit. Da knackst etwas verdächtig an meinem rechten Fuß: Zum Teufel! Ein Steigeisenzacken ist gebrochen und klirrt bei jedem Schritt am Eis. Nun gilt doppelte Vorsicht zu wahren! Kaum merken wir bei der scharfen Arbeit, daß es licht geworden ist und Pfanns Laterne bald der Sonne Konkurrenz machen wird. Sie wird verlöscht, und die Arbeit nimmt ihren Fortgang. Endlich taucht der letzte Sérac zur Linken unter uns, und harter Firn läßt uns rasch und ohne Stufen an Höhe gewinnen. Um 1/25 Uhr früh lassen wir uns am Fuße einer schirmenden, vorhängenden Eiswand zu kurzer Rast nieder.

Sieghaft hat sich die Sonne durch Wolkenbänke gekämpft. Warm strahlt sie jetzt vom blauen Himmelszelt hernieder auf uns und auf das brandende Wolkenmeer zu unsern Füßen, dem wir in harter Arbeit entstiegen. Nur wenige Bergspitzen ragen Inseln gleich aus der weißen Flut. Zehn Minuten gönnen wir hier unserer leiblichen Erholung, der Reparatur des Steigeisens und dem Photographieren. Dann gehts unentwegt weiter.

Hatten wir beim Überwinden des Gletscherabbruchs neben dem Imsengrücken unvorhergesehene Hindernisse getroffen, so finden wir hier statt erwarteter Schwierigkeiten leichtes Terrain. Wenn auch unser Pfad der Steilheit wegen unübersichtlich und infolge der vielen Spalten und Séracs stellenweise recht verwickelt ist, so haben wir es hier doch mit hartem, tragfähigem Firn zu tun, der nur auf kurze Strecken von blankem Eis unterbrochen wird. Das ist fast die genußreichste Strecke der Tur. Bald winden wir uns zwischen dräuenden Spalten hindurch, bald klimmen wir in steilen Verschneidungen wie auf Leitern hinan, bald gaukeln wir über Eisschneiden und Grate dahin. Sehr rasch nähern wir uns so der bereits sichtbaren Randkluft, die die Gipfelwand vom Hängegletscher trennt. Hier läßt der oberste Gletscherwulst terrassenförmig aus: ein willkommener Rastplatz vor dem letzten Ansturm.

Wie ganz anders haben wir doch die Wand getroffen, als vor acht Jahren Hörtnagel und Wessely, dessen Schilderung im Alpenvereins-Jahrbuch 1901 in selten klarer und anschaulicher Weise diese Tur behandelt. Damals gab es blankes Eis im Couloir, leichte Bewältigung des Gletscherabbruchs und den Hängegletscher in einem Zustand, als ob er mit einer riesigen Egge in vertikaler Richtung gepflügt worden wäre: die Spuren der Lawinen. Und heute? Firn im Couloir bis auf die tiefen Rillen; Schwierigkeiten beim Überwinden des Gletscherabbruchs. Der Gletscher selbst aber von einem so tadellosen Hermelin bedeckt, als ob es hier überhaupt nie Lawinen gäbe. Und auch im Marinellcouloir haben wir während der ganzen Dauer unserer Tur nicht einen Eisblock, nicht einen Stein heruntersausen sehen, kaum einen unbedeutenden Schneerutsch, als wir schon hoch oben in den Felsen der Dufourspitze standen. So veränderungsfähig kann hier das Terrain sein, daß man nach zwei verschiedenen Schilderungen zwei verschiedene Turen vermuten könnte.

Es ist 6 Uhr morgens. Nach zehn Minuten Rast stapfen wir durch den tiefen, weichen Schnee empor, der uns noch von der Randkluft trennt. Diese selbst bietet der Überschreitung keinerlei Hindernisse. Sonst soll sich hier oben oft ein System von Klüften und Rissen finden, deren Überwindung unter Umständen stundenlange, schwere Arbeit erfordert. Wir aber schreiten mit je einem langen Schritt über zwei schräg verlaufende, je etwa $\frac{1}{2}$ —1 Meter breite Spalten hinweg und stehen wenige Schritte später am Fuße der gleißenden Eiswand, die sich in etwa 50° Neigung 300 bis 400 Meter hoch zum Grenzsattel aufschwingt. Pfann bindet sich los und geht stufenschlagend voran, während wir, die Grathöhe scharf im Auge behaltend, nachrücken. Aber ruhig bleibt der blinkende Eisspiegel. Kaum

ein Steinchen mahnt an die lauende Gefahr. Schräg nach rechts aufwärts zieht die Bahn, wo die Felsen der Dufourspitze zu tiefst in das Eis sich herabsenken. Nicht am tiefsten Punkt, sondern 50 Meter höher oben betreten wir den südlichen Rand des abstreichenden Felsgrates um $\frac{3}{4}$ 8 Uhr morgens. Jetzt erst sind wir an lawinensicherem Ort, geborgen vor all den Tücken, denen der Stärkste wie der Schwächste gleichmäßig ausgesetzt ist. Frohgemut blicken wir hinab in die grauenhafte Tiefe, der wir entstiegen sind. Längst hat sich das Auge an Steilheit und Höhe gewöhnt und mißt kaltblütig die zurückgelegte Strecke. Der Höllentrichter des Canale Marinelli, die Spalten und Séracs des Hängegletschers, der glitzernde Steilabfall der Eiswand: überwunden sind alle diese Schrecken und Gefahren, die uns durch fast acht Stunden in Atem gehalten haben. Wir schauen hinüber zu den Wächtern der Zumsteinspitze und hinauf über die sonngewärmten Felsen der Dufourspitze, die wir jetzt müßig bummelnd, alle Herrlichkeiten mit Bewußtsein genießend, bewältigen wollen.

Die Steigeisen werden versorgt, die alte Seilordnung wird erneuert. Dann setzen wir uns in Bewegung. Die Felsen sind zwar warm und fest, aber steil, abwärts geschichtet und vielfach vereist. Wenn die Schwierigkeiten, die sie bereiten, auch keine außergewöhnlichen sind, so erheischen sie doch aus Vorsichtsgründen, daß wir uns nicht alle drei zugleich in Bewegung befinden. Dazu die wohlige Wärme und der faszinierende Tiefblick auf die bezwungene Wand; endlich das Bewußtsein, den unberechenbaren Gefahren, in deren Bereich durch volle acht Stunden alle Geistes- und Körperkräfte angestrengt und ununterbrochen tätig waren, endgültig entronnen zu sein: all das zusammen bewirkt, daß unbemerkt die Minuten verrinnen und die Stunden; und wir achten es kaum, daß mit uns die Sonne immer höher steigt, während wir in seliger Schau gar zu oft die Arbeit vergessen. So kommt es, daß der strahlende Phöbus schon den Zenit überschritten hat, als wir den Grenzgipfel erreichen. Wir lächeln selbst erst ungläubig, als einer von $\frac{1}{2}$ stündigem „Felsenbummel“ zu reden anfängt; aber die Uhr kennt kein Mitleid, und wir müssen uns schließlich mit dem Gedanken trösten, uns mit Purtscheller und den Brüdern Zsigmondy, die auch an die fünf Stunden benötigten, in keiner üblen Gesellschaft zu befinden. Wir hätten ja gewiß ein schnelleres Tempo einhalten können, wenn es nötig gewesen wäre. So aber möchte ich um nichts die beseligende, glückliche Stimmung missen, in der wir siegestrunken, den Feiertag im Herzen, der letzten Höhe zustrebten. Wer nicht im rechten Augenblick zu genießen versteht, was Natur und Gemüt ihm beut, der ist nicht wert der Herrlichkeiten des Hochgebirges.

Am Grenzgipfel legen wir das Seil ab und turnen in einigen Minuten über Zacken und Scharten der scharfen Gratschneide zur nahen Dufourspitze; nur wenige Meter höher als der eben verlassene Gipfel, bildet sie den höchsten Punkt des ganzen Monte Rosa-Stockes und den zweithöchsten der Alpen überhaupt. Dort lagern wir uns auf der kleinen, raumbeschränkten Gipfelplatte, die keinen Rivalen an Höhe kennt bis zum Montblanc, dem König der Alpen, der fern am westlichen Horizont seine mächtigen Formen reckt. Der lärmende Haufe der Rosapilger, die auf dem gewöhnlichen Weg von Westen her den Gipfel erklimmen, ist gottlob zu so später Stunde schon längst wieder verschwunden. So genießen wir das Vergnügen, von $\frac{1}{2}1$ — $\frac{1}{2}2$ Uhr allein auf hoher Zinne Zwiesprache mit der Bergwelt zu pflegen. Bequem auf die Granitplatten hingestreckt, verzehren wir die besten Stücke unseres Proviantes und blinzeln zwischendurch in die Runde des großartigen Gletscherzirkusses, den die Zermatter Bergriesen bilden: in ein Meer von Licht, wiedergespiegelt von Schnee und Eis, nur spärlich unterbrochen durch felsige Inseln. Und als wir endlich den Gipfel verlassen, um über den leichten Westgrat jenseits abzustiegen, da kommt es uns eindringlich zum Bewußtsein: es war der schönsten Lebensstunden eine, die jetzt zu Ende ging. Wohl dem, der solcher viele sein eigen nennen kann!

Es mag mir nicht als Überhebung gedeutet werden, wenn ich noch mit ein paar Worten versuche, die vielgerühmten Schwierigkeiten und Gefahren dieser Tur so objektiv als möglich zu kritisieren. Wer sich ein wenig Mühe gibt, kann die verschiedensten Urteile darüber hören, die sich zwischen zwei Gegensätzen bewegen. Auf der einen Seite steht der Ausspruch Güssfeldts, der den Ersteiger des Monte Rosa von Macugnaga aus mit einem Manne vergleicht, der einen kühnen Griff in eine Urne mit wenig weißen und sehr vielen schwarzen Kugeln tut. Auf der andern Seite steht das Urteil mancher Zermatter Führer, daß an der Tur „nichts daran sei“. Beides kann ich nach unseren Erfahrungen nicht akzeptieren. Unter günstigen Verhältnissen, wie wir sie vielleicht in ganz besonderem Maße antrafen, sind die technischen Schwierigkeiten so, daß ihnen erfahrene und geübte, leistungsfähige Bergsteiger gewiß gewachsen sein werden. Doch kommt es auf die Technik allein hier nicht an. Es handelt sich vielmehr ganz besonders — wie vielleicht bei wenig anderen Turen in diesem Grade — darum, auch mit dem Kopf zu gehen. Das Wo, Wann und Wie spielt deshalb hier eine so große Rolle, weil mit der Länge der Zeit, die eine Partie zum Durchstieg benötigt, die Gefahr in mathematischer Progression wächst. Die Katastrophe Marinellis im Jahre 1881 enthebt mich wohl der Begrün-

dung. Daß aber — günstige Verhältnisse in jeder Beziehung vorausgesetzt — die Lawinengefahr zuweilen auf ein Minimum herabsinkt, beweisen die Partien Schulz, die unsrige und so manche andere noch, die ungefährdet und ohne eine Lawine zu Gesicht zu bekommen, die Wand durchstiegen.

Wie auch immer die Urteile über Schwierigkeiten und Gefahren gefällt wurden, in einer Hinsicht sind sie sich alle einig, denen das hohe Glück zuteil wurde, diese außergewöhnliche Tur durchgeführt zu haben: daß sie zu den Diamanten gehört im Geschmeide der alpinen Erinnerungen!

SCHI- UND ANDERE FAHRTEN

Von Hermann Trier, München

Ostern 1913 traf ich beim Hallerwirt zu Oberaurach zum erstenmal in den Bergen mit Hans Pfann zusammen. Wein, lustige Klubkameraden und Tanz mit dem bildsauberen Wirtstöchterlein verkürzten stark die Nachtruhe. Weil man dabei nicht still sein kann, so kamen auch die vorzeitig zu Bett gegangenen Kameraden nicht recht zum Schlaf. — Anderntags bewältigten wir daher genau so frisch wie diese das Pflichtgipfelprogramm.

Mir war hier alles Neuland; beruflich bisher weit von München entfernt, hatte ich meine kärglichen Urlaubszeiten fast nur in Gletschergebieten verbracht. Ich hielt mich daher gebührend im Hintergrund, schon um nicht aufzufallen. Mein Selbstvertrauen hob sich schnell wieder, als ich mich nicht immer als letzten sah und meine berüchtigten Klubgenossen selbst einem Pfann davonfuhren. In Jochberg sammelte sich schließlich fast der ganze Klub. Von Nachtruhe war, nachdem das Wetter schlecht geworden, wieder wenig zu merken. Eines Tages standen wir vor dem Kleinen Rettenstein. Wir kamen von Nordosten her bis zum Vorgipfel der Gratmauer. Ich machte den Schluß der Vierer-Reihe und freute mich schon auf diesen wenig besuchten Berg. Nach verschiedenen Versuchen erklärte aber der Führer Pfann, ohne Seilsicherung gehe er auf diesen wächtengezierten Felszacken nicht mehr weiter. Er überließ meinem Ehrgeiz und meinen Nagelschuhen das Feld, das ich aber nach dem Rückzug solcher Größe ebenfalls bald mutlos verließ. Wir besuchten lieber wieder unsere harmlosen Schibuckel.

Das Gasthaus zur „Post“ in Jochberg gehörte völlig unserer zwölfköpfigen Gesellschaft vom CAS = Kas, das ist im Volksmund der „Klub Alpiner Schiläufer in München“. Es war althergebrachte Übung, lustig und ausgelassen beisammen zu sitzen und irgendeinen zu finden, dem man einen Possen spielen konnte.

Da begab es sich auch in vorgerückter Stunde, daß einer unserm Freund Kröner über Magenbeschwerden klagte. „Ja kennst Du denn das Pinzgauer Magenbrot nicht, das hilft besser als ein Stamperl“ sagte der. — Ehe sich der Patient versah, wurden ihm fein säuberlich und appetitlich auf einem Teller einige solcher Pillen ähnlichen Kugeln serviert. Der Versuch, sie zu schlucken, gelang dem Kranken nicht ganz, denn sie lösten sich zu Heu auf, weil sie von einem Berghasen stammten.

Der Schneemangel trieb uns hinauf auf größere Höhen, ins Steinerne Meer. Der Aufstieg zum Riemannhaus in der Ramseider Scharte ist bekannt. Der Weg ist solange mit Schiern befahrbar, bis ganz oben in den Felsen der sonst meist sichtbare Steig besonders beim Queren der steilen Rinnen völlig unter steilem Schnee oder Harscht verschwindet und das treulose Drahtseil ebenso. „Sie haben Nagelschuhe, Sie müssen voraus“, sagte Pfann. Und gerade hier wäre ich so gern hindreingestampft. Der Schnee, wohl sicher, aber an der Oberfläche stark verharscht und gefroren, erforderte Stufen, die ich, mit der einen Hand die Schier, in der anderen die Stöcke haltend, nicht mehr zu treten imstande war. Die Schier mußten also zurückbleiben. Langsam kam ich hoch, passierte glücklich die heikle Stelle und bedauerte sehr die Nachfolger, die nach meiner naiven Meinung meine Schier mitbringen mußten. Die lieben Gefährten aber balanzierten nur mit ihren eigenen Sachen hohnlächelnd an mir vorbei und ließen meine Schier ruhig unten stecken. Sie dachten wohl, es schadete mir nicht, wenn ich zur besseren Übung den unangenehmen Weg dreimal machen würde.

In dem nassen Sommer 1913 war in Zermatts Umgebung die Gipfel- ausbeute keineswegs entsprechend dem Zeit- und Geldaufwand ausgefallen. Ich konnte daher Pfann überreden, in das uns beiden unbekannte Zillertal zu fahren, um dort im Spätsommer das nachzuholen, was unser Spitzenhunger forderte. Zeitraubend ist die Fahrt von München nach Mayrhofen, besonders dann, wenn man keinen Fahrplan studiert hat und deshalb schon in Jenbach übernachten muß; beschwerlich und lang der Weg von Mayrhofen bis zur Berliner Hütte, da wir aus Ersparnisgründen die proviantgeschwollenen Rucksäcke selber schleppten.

Vor Dornauberg halten wir Mittagsrast. Pfann tastet geheimnisvoll an einem Paket herum, brummt dann so etwas wie „feine Sache, das hebe ich mir lieber bis morgen auf“, und läßt es wieder in seinem Sack verschwinden. Es ist schrecklich heiß und schwül und ziemlich mürbe poltern wir in die sogenannte Berliner „Hütte“. Mit Staunen betreten wir den Speisesaal, betrachten die große auswahlreiche Speisekarte, die man uns reicht und begreifen allmählich das allseitige mitleidige Lächeln, das bei unserem Einzug an unseren gewichtigen Rucksäcken hängen geblieben war. Gegen Bier vom Faß und dieses herrliche Essen kam unser Proviant in keiner Richtung auf.

Trotz schlechten Wetters mußte aber etwas geschehen, um unsere mitgebrachten Futtervorräte zu lichten. Daher gingen wir anderntags zuerst zum Schwarzsee und fingen dort gleich mit dem Essen an. Ich schnitzelte gerade an einer Riesensalami herum, da schrie schon Pfann: „Was essen

Sie denn für eine Wurst, die stinkt ja fürchterlich!“ Meine Gegenrede sollte eben beginnen, als ein Fluch die Luft erschütterte und im großen Bogen ein Gansviertel die Unterstandshütte am Schwarzsee verließ. Die feine geheimnisvolle Sache von gestern oder besser von vorgestern war duftend und lebendig geworden!

Das Weitere des Tages, der Feldkopf, brachte keine Aufregung mehr; wir waren schnell wieder zurück. Nur die Aufnahmen Pfanns weckten später die Erinnerung an diese Tur durch ihre besondere Note; denn sie hatten nicht nur durchs Objektiv, sondern auch durch ein Loch im Balg unerwünschte Lichter bekommen, Bald darauf funktionierte auch der Verschluss seines Apparates nicht mehr. Dadurch entschied sich eine ausgebrochene Meinungsverschiedenheit im weiteren Verlauf unserer Bergfahrt zu meinen Gunsten. Mein 9×12-Apparat mit Platten war bedeutend schwerer als die handliche Hochgebirgskamera Pfanns. Als wir das Gepäck verteilten, wurde mein Apparat zum Zurückbleiben verdonnert. Meine Antwort, daß ich doch alles selbst trüge, beantwortete Pfann mit dem Hinweis, daß ich dafür mehr gemeinsames Gut, wie z. B. Kocher oder Seil tragen könne. Jetzt aber mußte sein Hochgebirgsapparat abgedankt werden, mein Monstrum kam zu verdienten Ehren, die Verwirrung unserer Ansichten löste sich und edle Harmonie zog wieder ein. Stolz schleppte ich wie früher meinen Kasten auf die Berge. Ochsner, Großer Mösele und Roßbrückspitze wurden so bestiegen.

Bemerkenswert ist, daß wir uns in diesem „einfachen“ Gebiet grundsätzlich vorher nie nach dem Weg erkundigten, kurzerhand darauf losgingen und daher stets große Anregung am Auffinden der leichten Normalroute fanden. Das machte diese überlaufene Gegend für uns erst schmackhaft.

Nicht immer ging das so glatt. So wollten wir bei der Rückkehr vom Mösele nachmittags noch den Thurnerkamp mitnehmen, natürlich gleich über den Westgrat. Ein gutes Stück kamen wir hoch, dann aber wurde der Grat unangenehm und in der Nordflanke stießen wir beim Queren auf Eis. Um 3 Uhr blies Pfann zum Rückmarsch.

Ich lernte vor allem, wie man sich eine Tur anregend gestalten kann. Stets besprach Pfann den einzuschlagenden Weg, Ansichten wurden geteilt oder verworfen, aber erst nach Abwägen aller Punkte für und wider. So fühlte ich mich mitverantwortlich und mußte nur noch in meinem Gipfeleifer abgebremst werden.

Unsere schönste Fahrt führte uns auf den Schwarzenstein, hinunter zum Trippachkees und weiter über den Trippachsattel zum Großen Löffler

und zur Greizer Hütte. Diese Hütte sollte helfen unsere Proviantvorräte zu lichten. Wir waren aber durch das Berliner Hotel bereits so kernfaul geworden, daß wir es bei den Greizern langweilig fanden, bloß eine Nacht blieben, und unsere immer noch reichliche Atzung lieber wieder ins Land Kanaan zurückbrachten, wo Bier, Betrieb und feiner Speisezettel unser harreten. Die Floitenspitze und den Großen Möchner nahmen wir im Vorbeigehen mit. Schließlich trieben uns nur Föhnsturm und Schlechtwetter aus diesem Alpenvereinshotel.

Vor Ostern 1914 wieder das übliche Sudelwetter. Drei Tage saßen Pfann und ich bereits vor unseren übertollen Rucksäcken, studierten Wetterkarten und jammerten. Schließlich empfahl Pfann, auf eine Jagdhütte bei Hohen-Aschau zu steigen. Dort ließe sich auf billige Weise besseres Wetter abwarten. Wir marschierten bei Regen von Aschau nach Grattenbach. Ein liebenswürdiger Jagdgehilfe brachte uns auf eine kleine, herrlich eingerichtete Hütte bei den Aschentalerwänden. Anderntags besuchten wir Geigelstein und Roßalpenkopf und kamen bald in einen schauerhaften Föhn. Behutsam fuhr ich im steilen Nordhang der Aschentalerwände ab. Ein Warnegebrüll von Pfann riß mich herum und mit knapper Not konnte ich noch einer von Pfanns Standplatz herabrollenden Riesenschneescheibe ausweichen. Kugeln und Scheiben, kleine und solche von über Mannsgröße rollten den Hang herab, legten sich auf die Seite, zerfielen, um sofort wieder zu neuen Scheiben und Kugeln anzuwachsen, die nach allen Richtungen auseinanderliefen. Wir waren heilfroh, als wir diesen Hang mit seiner uns gänzlich neuen Lawinenart hinter uns hatten und verzichteten trotz Regenwetters auf weitere billige Jagdhüttenunterkunft. Wir setzten uns dafür in die Bahn und fuhren die Nacht durch bis Meran.

Zwei Tage spielten wir Kurgast, warteten auf Keyfel und stiegen gemeinsam zur alten Pforzheimer Hütte in den Münstertalern. Dort begann bei glänzendem Sonnenschein ein herrliches Gipfelräubern und Hüttenleben. Es waren ja noch die Zeiten, wo die Hütten an Ostern leer waren, wo man in unberührten Schneehängen die ersten Spuren ziehen konnte, wo man am Küchenherd unbedrängt von andern seine und der Genossen Kochkunst gebührend bestaunen durfte.

Wie unscheinbar ist so ein Pfund Reis! Aber allmählich fängt er zu wachsen an. Man freut sich noch, füllt ihn um in ein größeres Gefäß. Der Reis wächst weiter und schließlich sind die zwei größten Hüttentöpfe mit diesem Stampfe bis zum Rande voll. Um unser gemeinsames Mahl schmackhafter zu machen, tue ich noch gehörig Zucker und Dörrobst dazu. Der größte Teil unseres Riesenhungers vergeht schon beim Anblick

dieses Gerichtes, der Restteil wird mit Essen niedergeschlagen. Keyfels Teller weist beträchtliche Überbleibsel auf; nur Pfann und ich bewältigten den Pflichtteil. Auch am zweiten Abend ist dieses Reisgericht noch da und erregt schon allgemeine Erschütterung. Am dritten Abend will keiner mehr von Reis etwas wissen. In der Morgenfrühe des vierten Tages trifft mich die große Hüttenreinigung und das beliebte Aufwaschen. Gerade will ich den übrig gebliebenen Reisstampf den Bergdohlen opfern, da erwischt mich noch Pfann: „Was wegwerfen? Meine guten Zwetschgen? Was fällt Ihnen ein!“ Wütend fischt er die erreichbaren Zwetschgen aus dem eiskalten Stampf heraus; auch ich kann mich diesem Beispiel nicht entziehen und fische mit. Doch selbst der unverwüstliche Magen Pfanns vermag dieses naßkalte glitschige Zeug nicht vollends zu bewältigen. Ich bekomme zu guterletzt doch noch den Reis samt Hafen zur Weiterbehandlung für den Müll. Es soll Menschen geben, welche ausschließlich von Reis leben. Damals grauste mir vor solchen „Feinschmeckern“, aber ein paar Jahre später gehörte auch ich zu denen, die im Felde Tag für Tag den berühmten blau-violetten „Drahtverhau“ genießen konnten, gegen den unser damaliger Hüttenreis wahrlich ein Schlemmergericht war.

Keyfel fuhr nach Meran zum Zahnziehen, Pfann und ich nach Scarl und Sta. Maria. Neu vereint gingen wir weiter zum Wormserjoch und zur IV. Cantoniera. Fast mühelos stiegen wir bei herrlichem Wetter auf alle erreichbaren Spitzen, liefen von einem Berg zum andern und schwelgten in Schnee und Sonne.

Am letzten Tage sollte die Abfahrt vom Piz Schumbraida nach Valcava folgen, die mir von Bekannten sehr empfohlen worden war. Piz Umbrail, Piz Chazfora, Pta. di Rims waren bereits unser. Der Weiterweg schien mir einfach. Also hinunter in die verlockende nächste Mulde. Dort bekam ich Zweifel an der neu eingeschlagenen Richtung; ich fuhr deshalb stark gegen Süden. Doch Pfann, der mittlerweile nachgekommen war, kennt heute kein Zaudern, deutet bloß auf den nächsten Gipfel, den vermeintlichen Schumbraida. Im Sturm fällt auch jener. Aber die Berge werden immer steiler und felsiger und zeigen so gar nicht das schöne versprochene Schigellände. Pfann läßt heute keinen Einwand gelten und beginnt als Erster dem nächsten Bergziel zuzustreben. Wir andern haben endlich aus unseren Karten, die samt und sonders dieses Grenzgebiet nicht zusammenhängend darstellen, entnommen, daß wir auf dem M. Braulio stehen, also mitten ins befestigte italienische Grenzgebiet hineingeraten sind. Pfann, der in Richtung Bormio einen Abstieg suchte, ist auch bald wieder zurück. Mein Vorschlag, zum schnöde verlassenen Grenzkamm der Pta. di Rims zurück-

zufahren, um unser altes Ziel Piz Schumbraida anzugehen, wird allseitig abgelehnt. Es bleibt leider keine andere Wahl als wieder zur IV. Cantoniera zurückzukehren, über das Wormser Joch nach Santa Maria abzufahren und auf die so verlockend geschilderte Schumbraida-Abfahrt zu verzichten.

Noch schlimmer aber war, daß ich als einziger Photograph gerade heute hemmungslos Aufnahmen nach allen Richtungen gemacht hatte und nun Gefahr lief, einem Carabiniere auf der IV. Cantoniera in die Hände zu geraten. In Santa Maria waren wir eindringlichst gewarnt worden, einen Apparat mitzunehmen, da das Photographieren auf diesen Grenzkämmen verboten ist. Darum quälte ich mich, während die anderen genußreich in den Talgrund des Val del Braulio abfuhrten, hoch oben im Südhang des Piz Umbrail herum und querte schließlich glücklich ohne Belästigung hinüber zum Wormserjoch. Von dort gings wieder vereint in atemraubender Schußfahrt hinunter bis zu den Straßenserpentinien oberhalb Santa Maria.

Der Winter war zu Ende; Crocus und keimendes Grün leitete den Frühling 1914 ein.

Im Juni traf ich im Kaiser Pfann und Keyfel im Gebiete der Pflaumhütte. Bisher hatten wir ja zusammen nur Schifahrten oder im Gehrterrain des schneebedeckten Hochgebirges mittelschwere Turen gemacht, die jedem zumeist die volle Freiheit seines Weges gaben. Bei unseren Schifahrten bewegte sich Pfann sehr vorsichtig; er war Turen-, niemals Sportläufer und ragte in keiner Richtung aus dem Durchschnittsrahmen heraus. Jetzt aber beim Klettern fiel ein Vergleich unseres Könnens gewaltig zu meinen Ungunsten aus. Jetzt ging Pfann voraus und Keyfel und ich bewältigten die feineren Sachen hübsch brav hinterdrein am Sicherungsseil. Und als uns unser Meister einmal davonlief, um den Weiterweg zu erkunden und wir wie die verlorenen Schäflein oben in einer steilen kleingriffigen Rinne hockten, da kam mir der Vorschlag Keyfels, uns zusammenzubinden, um uns dadurch für das Heruntersteigen mehr Mut zu machen, gar nicht ungelegen.

Der Krieg brach aus. Eine innere Unruhe befiel mich; ich fürchtete schon, der Feldzug könnte endigen, ohne daß ich mitgeholfen hätte. Ich schämte mich, so tatenlos herumlaufen zu müssen. Da wir beide nicht gedient hatten, so zogen Pfann und ich Ende August eines Tages los und suchten bei allen möglichen technischen Truppen unterzukommen. Am 24. August war ich kriegsfreiwilliger Pionier. Pfann hatte wie so oft mehr Glück, er fand Aufnahme in den Artillerie-Werkstätten.

Erst Ostern 1919 trafen wir uns wieder auf einer längeren Schifahrt in Riezlern. Schon die Abreise verlief unter dem Unstern der unheilvollen

Rätezeit. Einer Schießerei der roten Bahnhofwache am 11. April spätnachmittags folgte eine Sperrung des Münchner Hauptbahnhofes, so daß der Zug ohne mich abfuhr. Anderntags in aller Frühe glückte mir erst die Abfahrt. Hauptzweck unserer Reise war Hamstern, weil wir zu vierten, als neugebackene Ehepaare, im kleinen Walsertal ohne besondere Mühe Milch, Butter und Käse zu annehmbaren Preisen erhalten konnten. Nebenbei machten wir auch einige Touren. Neu angekommene Münchener Junggesellen entführten mich aber am 22. April von Riezlern auf zwei Tage, die genügten, um alles Befahrbare im Gebiet des Starzeljoches, des Bergunt-Sattels und des Gemsteljoches einzuernten. Als wir erfrischt ins Tal zurückkamen, erfuhren wir zu unserem Entsetzen, daß von heute, dem 23. ab, jeglicher Zug- und Postbetrieb in Bayern völlig eingestellt worden war. Das Ehepaar Pfann hatte mit dem letzten Zug noch nach München abreisen können. Wir andern saßen jetzt fest im Walsertal. Da mein Urlaub dem Ende zuing, so verließen wir Riezlern am 25. und begaben uns eben zu Fuß auf die Reise nach München.

Wir hamsterten uns quer durch das bayerische Oberland, walzten jeden Tag 30—40 Kilometer und zogen am 1. Mai, einen Tag vor der weißen Entsatzarmee, allerdings nur mehr zwei Mann stark, in München ein. Denn meine Frau war in Peiting beim Anblick der Kanonen der anrückenden Württemberger keinen Schritt mehr weiter zu bringen.

Erst um die Jahreswende 1922/23 kam ich mit Pfann wieder in die Berge. Jetzt hamsterten wir statt Butter und Käse alle befahrbaren Gipfel im Umkreis der Leixlhütte. Ein kleines Schneebrett, das mich als Vorfahrenden beim Anstieg zum Galtenberg ein Stück mitnahm und meinen Schistock abbrach, ist die einzige unangenehme Erinnerung an diese Tage.

Ostern 1923 überredete ich gleich anderen Klubgenossen auch Pfann zu einer Fahrt in das Gebiet des Westfalenhauses, das ich bereits früher allein durchstreift hatte. Die schönste Tur, die uns gelang, führte über den hinteren Brunnenkogel zum Lisenzer Ferner und weiter auf den Lisenzer Fernerkogel. Daß wir dabei mit abgeschnallten Schiern bis zur Brunnenkogelscharte klettern mußten, erhöhte nur den Reiz. — Auch dem Strahlkogel gings zu Leibe, der mit seinem zerrissenen Grat alles eher denn ein Schiberger ist.

Aber nicht nur auf schwellendem Matratzenpfühl winterlicher Schihütten nächtigten wir. Bei Schlechtwetter fanden wir ausgangs 1923 Zuflucht auf der Staffalpe oberhalb Oberaurach. Drei rundliche Strohsäcke mit stark wanzenverdächtigen Decken mußten trotz Kälte, Schnee und offenem Hüttenfeuer genügen. Tags darauf gings über die Steinpaß-Kapelle zur

Eibenstockhütte und um uns die Besteigung des Sonntagshorns „angenehmer“ zu machen, gleich ins Heu. Denn die Traunsteiner Schihütte war mit unserem Hüttenschlüssel nicht zugänglich. Wir bezogen daher in der Nähe eine offene Heuhütte, in der sich jegliches Feueranmachen von selbst verbot. Schließlich fanden wir es trotz der Kälte sogar gemütlich und vor allem sehr billig.

Zur Heimreise wählten wir den kürzesten Weg nach Ruhpolding durch das Fischbach-Tal. Das war unsere abenteuerlichste Schiabfahrt. Sie begann ganz harmlos, wurde bald im abschüssigen Wald recht unangenehm und endigte mit Kletterei über steile vereiste Wandln im klammartigen Bachbett, das wir glücklicherweise zugefroren fanden. Das folgende Auf und Ab über große Schneewälle klang dann allmählich wieder zu einer normalen Schiabfahrt aus.

Wegen Schneemangels wurde damals aus so mancher Schifahrt eine Kletterei. So trugen wir zu Weihnachten 1924 unsere Schier fast bis zur Erinnerungshütte auf dem Scharnitzjoch. Kaum, daß wir zu den Gehrenspitzen fahren konnten. Zum Ersatz stiegen wir am 28. Dezember zu Fuß auf die Scharnitzspitze. Da man mit Schistiefeln nicht klettern kann, wenigstens nicht hinauf zur östlichen Wangscharte, so empfahl Pfann, mit Socken zu gehen. Bis zur Rinnengabelung gings herrlich. Bei der kleinen Querung hinüber in die linke Rinne aber fing mein linker Inflationssocken zu rotieren an, weil er meinen Knöchel nur unzulänglich umschloß. Es war höchste Zeit, daß ich einen kleinen Zacken erfassen und mich zu Pfann hinauf schwindeln konnte.

Kurz vor der vereinbarten Abreise in die Schweiz im Sommer 1925 sagte mir Keyfel wegen Krankheit ab. Ich war also plötzlich ohne Begleiter. Sollte nun, nachdem ich voriges Jahr erst endlich wieder nach einem Dezenium die Westalpen aufsuchen konnte, dieses Pausieren abermals zur Regel werden? Es war bisher schon hart genug gewesen, zusehen zu müssen, wie fast allen meinen Bekannten in diesen Inflationsjahren Stipendien, Geschenke und Reisezuschüsse von Vereinen, Gönnern und Begleitern zuflossen, während ich mit meinen paar Papiermark zu Hause bleiben mußte. Auf der eiligen Suche nach Anschluß, wandte ich mich an die noch Erreichbaren dieser Glücklichen, von denen ich wußte, daß sie auch heuer wieder westwärts zogen. „Sie können mit mir fahren“, sagte Pfann, „ich gehe jetzt ins Berner Oberland und habe vorerst keinen Begleiter.“ Noch niemals bin ich mit solcher Freude und Zuversicht fortgezogen. Die häuslichen sorgenvollen Ermahnungen konnte ich triumphierend abtun: „Ich gehe mit Pfann!“

Wir fahren über Bern nach Grindelwald. Anderntags stieg ich zu Fuß allein zum Bahnhof Eigergletscher. Pfann hatte eine bedeutend vollere Kasse und fuhr darum stolz zur Höhe. Es kostete etwas Aufregung meinerseits und Mühe Pfanns, bis wir uns in dem Menschenknäuel, den die Bergbahnen hier ablagern, wieder zusammenfanden. Nach dem üblichen Spießrutenlaufen durch Photographen, Postkartenverkäufer, Eisgrotten- und Gletscherführer, waren wir endlich wieder allein und strebten der Guggihütte zu.

Dort trafen wir es sehr gemütlich. Es war außer uns beiden nur noch eine führerlose Partie anwesend, die am nächsten Tage ebenfalls der klassischen Jungfrau route folgen wollte. Daraus wurde allerdings vorerst nichts; das Wetter schlug um.

Wir sitzen drei Tage oben, versuchen inzwischen auch den Mönch über den Nollen zu besteigen, kehren aber um, da wir mit unseren zu schweren Säcken die Eisarbeit nicht riskieren können. Dann essen wir uns im Hotel Eigergletscher wieder einmal satt. Am 8. August ziehen wir endlich in aller Frühe gleichzeitig mit einer tags zuvor angekommenen Führerpartie los, die wie üblich anfangs mörderisch rennt. Pfann und ich müssen notgedrungen hinterdrein, um den Einstieg zum Guggigletscher nicht zu verfehlen. Später im Kühlaenenbruch lassen wir uns endlich Zeit, da uns der Mond hilft; aber wir holen unsere Renner beim Schneehorn wieder ein. An der Silberlücke trennen wir uns abermals, dem Locken des gleißenden Silberhorns können wir nicht widerstehen.

Weiter gibt es dann luftige Kletterei hinauf zum Hochfirn. In der wärmenden Sonne halten wir endlich längere Rast. Pfann kocht sogar unseren Feldflaschentee auf, der das versäumte warme Frühstück nachholen muß, welches wir uns beim Aufbruche von der Hütte schenken zu können glaubten. Auch der so nahe und leicht erreichbare Gipfel der Wengern-Jungfrau wird mitgenommen. Am Jungfrau-Südostgrat fliegen endlich unsere schweren Säcke zum letztenmal in den Schnee und leichter geht es die wenigen Meter hinauf zum Jungfrau-Gipfel. Dort halten bereits ein Dutzend Menschen Gipfelrast und es kostet Mühe, weiter unten einen Sitzplatz zu erobern.

Ich bin rechtschaffen müde, Pfann jedoch ist nichts davon anzumerken. Herrlicher Sonnenschein, eine berückende Fernsicht und schließlich Apfelsinen und Eier entschädigen für die Mühe. Auf dem Karawanenweg gehts leicht und schnell zum Jungfrau-Hotel. Ich komme aus dem Staunen nicht heraus. Vor 26 Jahren war ich zum erstenmal in dieser Gegend und freute mich der hehren Bergeinsamkeit. Aber jetzt war mein erster Ein-

druck: du bist am falschen Fleck! Diese Aufmachung, diese Menschenmassen hier oben bedrücken. Doch schnell steigt das Selbstbewußtsein des zünftigen Alpinisten gegenüber diesem Herdenauftrieb; man wird wieder frei und kann sich ganz dem Staunen über die technische Leistung dieser einzigartigen Bergbahn hingeben. — Wie ein Spaziergang erscheint uns anderntags ein Besuch des Mönchs. Kontrastreich wirkt gegen das Treiben im Jochhotel der ruhige gemütliche Abend auf der Berglihütte. Doch Pfann ist nicht mehr zu halten, ihn drängts nach Grindelwald und hinüber ins Wallis. Denn Frau Noll ist schon in Zermatt.

Am 13. August treffen Frau Noll, Pfann und ich auch in der Bétémpshütte zusammen. Anderntags überschreiten wir den Lyskamm von Ost nach West und nächtigen in der Capanna Sella. Hier herrscht, wie meist auf diesen italienischen Hütten, großer Lärm und Überfüllung.

Am 15. August steigen wir zuerst auf den Castor, dann an Pollux und Schwarztorn vorbei zu der oberen Terrasse des Verra-Gletschers und dank unsern Eisen leicht hinauf zum Breithorn-Ostgipfel.

Hier erst können Frau Noll und ich Pfann zum Weiterweg über den ganzen Breithorngrat überreden. Die Verhältnisse sind glänzend. Ohne Rast gehts über die Breithorn-Zwillinge wieder hinunter in die Scharte vor dem Mittelgipfel. Dort treffen wir tiefende Wächten, die vorsichtige Sicherung verlangen. Kurz vor dem Betreten des Felssporns des Breithorn-Mittelgipfels gönnen wir uns endlich bei spärlichem Schmelzwasser eine Rast. Pfann macht zur Stärkung Himbeereis, wie er es heißt, doch darf er das Meiste dieses gefärbten Schneebeises selbst seinem unverwüstlichen Magen einverleiben. Volle acht Stunden sind seit dem Abmarsch vom Ostgipfel vergangen, als wir spät abends den Breithorn-Hauptgipfel betreten. Nach 16½ Stunden gelangen wir müde zur Gaudighütte.

Pfanns und Frau Nolls Zähigkeit waren bewundernswert. Während ich mich mit Tee und Zwieback wieder herrichtete und aufwärmte und gern ins Bett ging, feierten die beiden mit Asti noch weiter die gelungene Fahrt.

Frau Noll fehlte noch der letzte Viertausender im Zermatter Rund, das Bieshorn. Am 17. August morgens kam Pfann zu mir: „Sie können lachen, wir fahren mittags nach Randa.“ Ich konnte mir denken, was vereinbart worden war. In Randa wird ein Träger verpflichtet, Proviant und Decken zum Beiwachtplatz in den Felsen der Guggifluh unterhalb der Freiwänge zu tragen. Auf einem schuttbedeckten Band richten wir uns zwei Doppel-lager her. Ich kann gleich dem neben mir frierenden Träger wenig schlafen, da wir weiter oben und freier liegend dem kalten Bergwind mehr ausgesetzt sind. Trotzdem oder gerade deswegen wird es bereits

hell im Osten, als wir uns erheben. Der Träger wird mit allem Entbehrlichen und mit den Decken wieder hinunter geschickt. Wir durchklettern noch die restlichen hundert Meter, die uns vom Biesfirn trennen und müssen bereits am Biesjoch feststellen, daß ein Wettersturz droht.

Pfann gibt den geplanten Übergang zum Weißhorn-Gipfel auf, wir kehren nach Betreten des Bieshorn-Gipfels wieder um, überschreiten den Biesgletscher und steigen um 4 Uhr nachmittags in dem steilen Firnhang hoch, der im untersten Teil des Weißhornostgrates gegen den unteren Biesgletscher streicht.

Wir mögen die Höhe von 3360 Meter erreicht haben, als die nasse Firnschnee-Oberschicht über und neben uns lautlos abgleitet und uns in die Tiefe mitreißt. Eine große, quer durch den Hang laufende Spalte hemmt den Weitersturz; sie nimmt Frau Noll, den größten Teil des Lawinenschnees und mich auf. Frau Noll ist nach mühseligem Heraus-scharren nicht mehr zum Leben zu erwecken. Pfann liegt schwer verwundet oben auf der Spaltenbrücke. An mir ging das Unheil gnädig vorbei.

Die nächsten schweren Stunden der anbrechenden Nacht schwinden; auch die kommenden Tage müssen ertragen werden. Was zur Rettung getan werden konnte, geschah. Pfann hat dank seiner ungemein gesunden, zähen und harten Natur den Schaden in kurzer Zeit völlig überstanden. Für alle, die je mit ihm gegangen waren, die ihn als Turner sahen, seine unverwundliche Gesundheit kannten und auf sein beinahe sprichwörtliches Glück bauten, war dieser gute Ausgang selbstverständlich.

Es wurde uns vorgeworfen, wir hätten zu wenig Vorsicht walten lassen. — Ein voreiliges und falsches Urteil! Mit welcher Bedächtigkeit und gegenseitigen Sicherung sind wir schon viele ähnliche klitschnasse Hänge hinauf- und hinuntergestiegen, wo andere lachend herumspringen und abfahren würden. Dieser heimtückische Hang täuschte auch ihn, der bei unseren gemeinsamen 140 Gipfel-Fahrten die Vorsicht selbst war, stets bereit, lieber umzukehren als Zweifelhaftes zu wagen. — Hier war nichts voraus-zusehen, hier war es das Schicksal, das drei Menschenleben in seiner Wage hielt.

IM BEREICH DES MONTE BIANCO

Von Graf Ugo di Vallepiana, Mailand

1. PUNTA MARGHERITA (4066 m)

(ZWEITE BESTEIGUNG — ERSTE FÜHRERLOSE — 1911)

Man kann auch in einem hochalpinen Standort von der Bedeutung Cour-mayeurs ein Sybaritendasein führen! Faul vom Schlemmerleben in den komfortablen Hotels schlendert man umher, schaut ein Weilchen dem lebhaften Treiben der niedlichen Italienerinnen auf den Tennisplätzen zu, oder verweilt im Kreise, den Mütter und Tanten um einen von riesigen Führern betreuten, mit geschwellter Heldenbrust zurückkehrenden Bezwinger des Col du Géant schließen. Man lauscht ihrer durch keinerlei Sachkenntnis getrübt Begeisterung und den gewaltigen Reden, mit denen sie entrüstet über jene andern führerlos in den Bergen herumkletternden Wagehälse losziehen, ja, in der Hitze des Gefechtes wünschen, solche gottversuchenden Narren möchten je eher, desto besser die Hälse brechen!

Wenn man selbst zu diesen „Narren“ gehört, wendet man wohl lächelnd das Auge von diesen kleinen Menschlichkeiten weg und aufwärts zu den eisstarrenden Bastionen der Grandes Jorasses, deren wildaufwuchternde Mauern und Steilrinnen das Herz jedes Bergsteigers schneller schlagen lassen. Höher schweift das forschende Auge bis zu jenem zerklüfteten Grat, der die Jorasses mit dem gleichnamigen Joch verbindet und bleibt vielleicht an dem diesem Grat entragenden Felsgebilde haften, das wohl über die Wertung „Gendarm“ oder „Turm“ hinausstrebt, aber dennoch, von unten gesehen, kaum den Namen „Spitze“ oder gar die Ehre, einen eigenen Namen zu tragen, verdient.

Wer aber einmal die Trägheit des Tales von sich schüttelnd, über die Aiguille de Rochefort den Grat entlang auf den Dôme de Rochefort steigt und, auf dem Gipfel angekommen, den Blick gegen die Grandes Jorasses richtet, der wird umsonst jenen Gratturm mit dem bescheidenen Auftreten und friedlichen Aussehen suchen. Jetzt hat er sich aufgerichtet, mit Gewalt von den ihn umgebenden Felsen losgerissen und bildet mit seinen schwarzen Wänden einen Gipfel für sich, der neben den Aiguilles jeden Vergleich bestehen kann; ja, er überragt diese sogar an Höhe. Ihn besteigen zu wollen scheint Wahnsinn; denn es handelt sich um keinen Gratturm mehr, er hat sich zur stolzen unnahbaren Spitze gewandelt, der Punta Margherita!

Die Ehre ihrer Erstersteigung gebührt dem Herzog der Abruzzen, der sie im Jahre 1898, von vier Führern begleitet, direkt von Courmayeur aus erkletterte. Nach ihm versuchten verschiedene, die zu den Besten gehörten, ihr Glück, aber niemand gelangte mehr auf den Gipfel, wegen der allzu großen Schwierigkeiten, mit denen der Berg sich gepanzert hat. Erst Hans Pfann war es mit einem Gefährten im Sommer 1911, begünstigt durch fast gänzlichen Schneemangel, vergönnt, den Aufstieg 13 Jahre nach den Erstbesteigern zu wiederholen. — —

Eine Weckeruhr knarrt; ein langtönendes Gähnen ist vernehmbar; ein Kopf stößt unter halblauten Verwünschungen gegen den Dachbalken. Licht flammt auf. Auch in der Hütte der Grandes Jorasses begann am 30. Juli 1911 das alpine Dasein nicht anders wie in allen Hochlagern. Während wir auf die Schokolade warten, beraten wir, was zu machen sei, denn das Wetter ist leider zweifelhaft. Dr. Kostitcheff will überhaupt nicht aus seinen wärmenden Hüllen schlüpfen und als Pfann sieht, daß alle Überredungskünste dem Schlafseligen gegenüber machtlos sind, läßt er ihm kurzerhand seinen Willen. Um 1 Uhr 50 verlassen wir ohne den müden Gefährten unser Nachtquartier.

Wir erklettern die Felsen über der Hütte und gelangen auf den Gletscher, zwischen dessen Spalten man nur schwer in der Dunkelheit einen Weg finden könnte, wenn uns nicht die vor zwei Tagen bei einem Forschungsgang hinterlassenen Spuren zu Hilfe kämen. Ihnen folgend erreichen wir um 4 Uhr den Reposoir, eine rings von Gletschern umgebene Felsinsel, und tasten uns kletternd auf ihren Rücken. Um 5 Uhr 50 liegt das steinerne Eiland zu unseren Füßen. Bis hierher ist der Weg der gleiche, der auch zu den Grandes Jorasses führt; nun aber gabelt er sich in zwei Routen. Die eine führt durch das Couloir links von den Whymperfelsen auf die Spitze. Wir aber greifen diese Felsen direkt an und gelangen durch einen andern, rechts vom Reposoir mündenden Kanal auf den Grat der Jorasses. Die Rinne ist nicht sehr steil und ich kann kaum behaupten, daß sie große Schwierigkeiten bietet.

Nach einer Stunde erreichen wir die Wasserscheide; ein Felssturm und zwei gewaltige „Gensdarmes“, (einer derselben ist die Elenaspitze), trennen uns von unserem heutigen Ziele. Nach einigem Zögern, ob es ratsam sei, sie zu übersteigen oder zu umgehen, entschließen wir uns für das letztere; wir klettern einige Meter durch einen Kamin auf die italienische Seite hinab. Sodann queren wir über leicht zu bewältigende Platten den Abbruch des ersten Gratturmes.

Die andern zwei Hindernisse lassen sich weniger leicht bezwingen; wir

überlisten sie, noch einige Meter dem Grat folgend, auf der rechten Seite über steile und ziemlich überhängende Felsplatten. Das Gestein bietet guten Halt und mit unserem 25 Meter langen Seil bewehrt finden wir immer wieder Gelegenheit, uns zu sichern. Die Elenaspitze ist umgangen und wir verlassen die Wand etwa 30 Meter oberhalb der Lücke, die diese Spitze von der eigentlichen Punta Margherita trennt. Vorsichtig und langsam, denn der Felsen ist hier bröckelig, seilen wir uns zur Scharte hinab. Von ihr schwingt sich der Grat bis zur Spitze mit äußerster Steilheit auf. Er ist aus großen Platten zusammengesetzt, die eine überhängende Wächte gegen die Seite von Courmayeur zu bilden, gerade so, als ob der Schnee, der sie im Winter bedeckt, zu Stein erstarrt wäre.

Der Fels ist eisenfest; als Baumaterial wäre er nach meiner Ansicht unübertreffbar; aber von dem weniger praktischen Standpunkt des Bergsteigers aus betrachtet, fehlt es ihm beträchtlich an Stützpunkten, so daß es ratsam ist, zwei Mauerhaken einzuschlagen. Einen zur Seilsicherung unmittelbar über der Scharte, den andern in einer vertikalen Spalte auf halber Höhe des Turmes. Diese künstlichen Hilfsmittel, um den Berg zu bezwingen, wurden mehr als Vorsichtsmaßregel angewendet, als aus anderen Gründen; streng genommen hätte es solcher Manöver gar nicht bedurft.

Wir steigen, allerhand akrobatische Kletterkunststücke vollbringend, höher und erreichen um 10 Uhr die Spitze. 20 Minuten Rast kräftigen uns für den Abstieg, der auf demselben Wege rasch von statten geht. Das Couloir bei den Whymperfelsen droht einige Lawinengefahr, denn wir erreichen es erst zur Mittagsstunde. Wir kommen jedoch mit heiler Haut davon, indem wir ganz unbefangen selbst in der mittleren Furche abwärts gleiten. Um 4 Uhr 15 treffen wir wieder mit unserem Gefährten in der Grandes Jorasseshütte zusammen und freuen uns, daß sie sich inzwischen noch immer nicht zum Hotel umgewandelt hat und weder ein Telephon besitzt, noch von Maultieren erreicht oder von Sommerfrischlern heimgesucht werden kann. Hier wenigstens sind wir zu Hause!

2. AIGUILLE DE TRÉLATÊTE (OSTSPITZE) 3885 m (ERSTE BESTEIGUNG ÜBER DIE NORDWAND UND ÜBERSCHREITUNG 1911)

An einem schwülen Nachmittag anfangs August 1911 stiegen drei Männer langsam die endlose Moräne des Miage-Gletschers hinan; hemdärmelig und barhaupt, wie sie waren, hätte man sie für Landstreicher halten können,

wenn nicht Pickel und sonstige Werkzeuge ihre Zugehörigkeit zur alpinen Gilde verraten hätten. Ihre Augen schweiften ohne Unterlaß über die Herrlichkeit der riesenhaften Fels- und Eiswildnis, bald die senkrechten Wände des Picco Luigi Amedeo bestaunend, bald sorgenvoll die Bewegung dunkler Wolken studierend, die vom Wind getrieben, scharenweise den Col de Miage überschatteten; öfters aber wandten sie sich mit stummer Frage zu jener Mauer, die sich, von weißen Rinnen durchfurcht, zu ihrer Linken in gigantischen Ausmaßen erhob. Pfann und ich fanden von unserem Standpunkt aus ihren Anblick so wenig liebenswürdig, daß wir uns fragten, ob wir uns nicht etwa getäuscht hätten, als wir vor einem Jahre von der Dôme-Hütte aus durch das Fernrohr einen Weg zu entdecken glaubten, der vom Gletscher aus gerade bis zur Spitze der Aiguille de Trélatête führte. Unser dritter Gefährte, Dr. Kostitcheff schwieg; aber auch er schien nicht viel Vertrauen auf ein Gelingen unseres Unternehmens zu haben.

Wir wollen es trotzdem versuchen und steigen daher zirka 60 Meter weit das zweite, nördlich des kleinen Monte Bianco eingeschnittene Couloir hinan: wir vertauschen es dann nach rechts hin mit haltlosem Steingeröll und gelangen schließlich über eine kleine Platte auf eine Grashalde, die man schon von unten deutlich sehen kann. Hier beschließen wir nach den unvermeidlichen Auseinandersetzungen zu biwakieren. Die Halde liegt etwa hundert Meter über dem Gletscher und ist wohl zu abschüssig und dem Winde ausgesetzt, um ein bequemes Nachtquartier zu bieten; aber mit einigem guten Willen und mit Hilfe der Pickel, die wir als Schaufeln benutzen, gelingt es uns für Kostitcheff eine Nische auszuhöhlen, während für uns beide eine kleine Schutzmauer errichtet wird.

Unterdessen ist die Nacht angebrochen, eine schöne, beinahe laue italienische Nacht ohne Wolken, ohne Windhauch, und wenn ich die Augen schließe, so habe ich die Empfindung, als lagere ich nicht zwischen Felsen und Gletschern, sondern auf den thymianduftenden toskanischen Hügeln und das Rauschen der Wildbäche klingt seltsam traumhaft aus der Ferne, als wäre es nicht mehr der ungestüme Lauf brausender Gletscherabflüsse, sondern sanftes Raunen und Murmeln eines Wiesenbächleins zwischen Gräsern und Schilf, das mir längst verklungene Melodien ins lauschende Ohr flüstert. Mir ist, als sänge eine Alpenfee drüben in den Wänden des Brouillard ihre Lieder, die der Wind auf sanften Schwingen herüberweht. Ich öffne die Lider, der Zauber verfliegt und es bietet sich mir ein neues Schauspiel von unvergleichlicher Schönheit dar: das Tal und die ganze Wand auf unserer Seite liegt tief im Schatten, während der Monte

Bianco in seiner kalten Einsamkeit von gespenstischem Schimmer umflossen, aufglänzt, als ob seine Gletscher selbst geheimnisvoll magisches Licht ausstrahlten.

Am nächsten Tage sind wir schon um 3 Uhr auf den Beinen. Bis jedoch alle Vorbereitungen erledigt sind, dauert es eine Weile und erst um 4 Uhr 30 Minuten machen wir uns auf den Weg. Wir halten uns sofort nach rechts hin, um auf den nahen Felsgrat zu gelangen, den wir solange verfolgen, bis wir einen bequemen Durchgang finden und in das rechterhand gelegene, leicht zu bewältigende Couloir, das um diese frühe Stunde keine Gefahr bietet, einsteigen können. Wir kommen mit Hilfe der Steigeisen rasch vorwärts und treffen um 5 Uhr 45 Minuten linkswärts auf leichte Felsen, die wir eine Strecke weit hinanklimmen; sodann passieren wir, uns immer links haltend, ein breites und bequemes Band, das schräg zu einer höher liegenden bereits von unten sichtbaren Schneerinne führt, die zu verfolgen wir bereits vorher beschlossen hatten. Dieses Band wäre sehr geeignet für ein Nachtquartier. Auf drei Seiten gegen den Wind geschützt, von feinem Schutt bedeckt, während das Wasser des Couloirs in nächster Nähe rieselt, ist es gewiß dem von uns gewählten Platze vorzuziehen. Will man es jedoch noch in den Nachmittagsstunden erreichen, so dürfte es sicherer sein, nicht das Couloir als Aufstiegsroute zu benutzen.

Vom Band steigen wir nach rechts über Felsen, die, den zahlreichen Spuren von Steinschlägen nach zu urteilen, den Scharfschützen der Aiguille scheinbar als willkommene Zielscheibe dienen. Eilig passieren wir die gefährliche Strecke, bis es uns ratsam scheint, sie mit dem Couloir zu vertauschen; hier seilen wir uns an. Nachdem wir etwa hundert Meter emporgeklommen sind, wobei Eis an die Stelle des Schnees tritt, verlassen wir die Rinne nach links über steile Platten; aber bald werden wir wieder auf den Schnee gedrängt, der hier ausgezeichnet ist, und über eine Stunde lang beißen sich die Steigeisen lustig in ihn ein.

Da sich über dem Couloir ein Eisbruch wölbt, der nicht gerade einladend aussieht, so verlassen wir es so bald als tunlich, und gelangen, langsam und vorsichtig über die Felsen linkerhand kletternd, auf die obere Schulter des Berges. Es ist 10 Uhr 10: Wir befinden uns nunmehr auf dem üblichen Wege, der den Grat entlang über die obere linke Stufe des Allée Blanche-Gletschers, auch Petit Mont Blanc genannt, auf die Spitze führt. Da wir aber nicht die Spuren anderer verfolgen wollen, überschreiten wir nur etwa 50 Meter weit den Schnee Grat (es bleibt nichts anderes übrig) und umgehen dann die Nordwand des Berges, bis wir annehmen können, daß wir uns in Fall-Linie der Spitze befinden, die wir

dann auch, direkt den Abhang hinauf kletternd, erreichen. Um 12 Uhr 45 ergreifen wir von ihr Besitz.

Wir gönnen uns eine viertelstündige Ruhepause zum Atemschnöpfen und steigen dann über den südwestlichen Grat ab.

Anfangs geht alles tadellos; aber sobald wir auf den großen Felsenwall gelangen, wird die Sache brenzlich. Sollen wir rechts oder links absteigen? Nach einigen Versuchen finden wir den richtigen Weg, verfolgen die felsige Fortsetzung des bisherigen Schneekammes und erreichen durch einen Kamin eine steil emporleckende Zunge des Allée Blanche-Gletschers. Wir halten die Schwierigkeiten für überwunden und in Gedanken berechne ich schon: „Jetzt ist es 4 Uhr, um 9 Uhr kann ich in Courmayeur zum behaglichen Abendessen landen!“

Aber ich habe die Rechnung ohne den Wirt, das heißt in diesem Falle ohne den Gletscher gemacht. Beim Abstieg kommen wir bald dahinter, daß es hier unzählige Spalten, aber nirgends die Spur von einer Brücke gibt. Wir versuchen es daher mit den Felsen auf der linken Seite; ein Stück weit geht es auch ganz gut; dann werden wir wieder auf den Gletscher abgedrängt, der jedoch ebenfalls nichts von uns wissen will und uns zwingt, auf die Felsen zurückzukehren. Dies neckische Spiel wiederholt sich und unzähligemale werden wir von Pontius zu Pilatus geschickt. Unterdessen ist unsere Hoffnung, die Nacht in den weichen Betten von Courmayeur zu verbringen, geschwunden und wir begnügen uns mit der Absicht, wenigstens noch zu den Allée Blanche-Almhütten zu gelangen; aber auch diese bescheidene Hoffnung erweist sich als trügerisch. Denn es ist schon 9 Uhr und wir befinden uns noch über dem letzten Gletscherbruch. Es bleibt uns nichts übrig, als uns mit den Ereignissen abzufinden und an ein Nachtquartier auf hartem Stein zu denken. Der allein dafür in Frage kommende Platz ist wenig geeignet zur bequemen Ruhestätte und man muß sich an den Felsen festbinden. Dafür fällt die Abendmahlzeit aus; denn der Proviant ist fast erschöpft und da wir nicht wissen, was uns morgen noch bevorsteht, so tun wir aus Sparsamkeitsgründen, als ob wir keinen Hunger hätten.

Endlich dämmert der Morgen des 5. August. Allmählich werden die vom unbequemen Nachtlager steif gewordenen Glieder wieder gelenkig und wir steigen über die Felsen auf der linken Seite des Gletschers, ohne Schwierigkeiten den letzten Eisbruch umgehend, hinab. Damit ist unser Unternehmen glücklich beendet.

Die Besteigung der Aiguille de Trélatête direkt vom Miagegletscher aus ist sicherlich interessanter als der gewöhnliche Weg; sie bietet keine be-

sonderen Hindernisse, aber bei vielem Schnee ist sie infolge der Lawinen und der Steinschläge gefährlich. Damals waren allerdings die Verhältnisse besonders günstig.

Für den Abstieg ist der SW.-Grat keineswegs empfehlenswert wegen des Allée Blanche-Gletschers, der immer viele Spalten aufweist. Um die gewöhnliche Route zu vermeiden und die vollständige Überschreitung zu machen, wäre es angezeigt, den ganzen Grat zu verfolgen, um so die Mittel- und Ostspitze bis zum Colle di Trélatête zu überschreiten und von hier aus, immer unterhalb des Grates, der von der Aiguille des Glaciers herüberzieht, querend, zuletzt über ein kleines Joch auf den Estelletto-Gletscher abzusteigen. Von dort lassen sich dann die oberen Sennhütten der Allée Blanche erreichen. Auf diese Weise wäre es möglich, den ganzen mittleren und unteren Teil des gleichnamigen Gletschers zu vermeiden, der mir in reichlich schlechter Erinnerung geblieben ist.

3. MONTE BIANCO ÜBER DEN COLLE EMILIO REY (4007 m) DEN PICCO LUIGI AMEDEO (4472 m) UND DEN MONTE BIANCO VON COURMAYEUR (4753 m) (ZWEITE — ERSTE FÜHRERLOSE — BESTEIGUNG)

Zu den verschiedenen Turen, welche Hans Pfann und ich für 1911 geplant hatten, zählte auch die Besteigung des Picco Luigi Amedeo. Dieser Aufstieg lockte uns umsomehr, als die von den Brüdern Gugliermi gelieferte Beschreibung keinen Zweifel über die Schwierigkeit des Unternehmens zuließ; außerdem wurde unser Begehren durch die Tatsache, daß bisher kein zweiter Versuch gemacht worden war, nur noch mehr angefeuert. Drei Möglichkeiten gab es, um auf die Spitze zu gelangen: erstens, vom Monte Bianco aus über den Kamm abzusteigen; zweitens den von den Brüdern Gugliermi (siehe Bolletino des C. A. I. 1902, Seite 244/64) eingeschlagenen Weg zu verfolgen; drittens, einen neuen Aufstieg zu finden. Der erste Plan wurde sofort verworfen. Der Gedanke, eine Spitze zu erreichen, indem man von einem anderen Gipfel zu ihr absteigt, gefiel uns nicht. Solche Art von Bergsteigerei, sagten wir uns, gehört der Zukunft an und dürfte nur in ganz besonderen Fällen zulässig sein, d. h. wenn es absolut unmöglich erscheint, anders zu verfahren. Auch die zweite Idee, nämlich den von den Brüdern Gugliermi eingeschlagenen Weg zu wiederholen, reizte uns nicht; denn es galt einen bereits von andern erkämpften

Weg nochmals zu begehen, in dessen Verlauf eine mehr als tausend Meter hohe Wand gegen NO., äußerst schwierige Felsplatten, sowie die beständige Gefahr des Steinschlages drohten und der Bergsteigern wie den Guglierminas und einem Brocherel zwei Biwaks gekostet hatte, um seiner Herr zu werden. So blieb uns nichts anderes übrig, als eine neue Route zu finden.

Die Wand, welche sich über dem Brouillardgletscher erhebt, kam von vorneherein nicht in Frage; ihre Steilheit und die fortwährende Gefahr des Steinschlages war derart, daß wir nicht einmal Lust hatten, sie auch nur aus der Nähe zu betrachten.

Eine breite Schneerinne längs der über dem Colle Emilio Rey aufsteigenden Wand erschien uns leichter bezwingbar. Bereits im vorigen Jahre hatte mein Freund von der Spitze der Aiguille Noire de Pétéret aus sein Augenmerk auf diese Aufstiegsmöglichkeit gerichtet; aber die schlechten Verhältnisse, die sie damals zeigte, hatten seine Begeisterung im Keime erstickt. Da jedoch diesmal die Felsen gänzlich schneefrei waren, wie sich aus einer aufmerksamen Prüfung durch das Fernglas ergab, so beschlossen wir, es mit dieser Wand, welche von den tüchtigsten Bergsteigern für unbesteigbar gehalten worden war, zu versuchen.

(9. August.) Gegen 4 Uhr nachmittags erreichen wir die Sellahütte; uns begleitet der Träger Revel, da wir ein nicht unbeträchtliches Gepäck mit uns führen. Pfann beabsichtigt sofort im nahen Couloir Stufen zu schlagen, damit der morgige Übergang leichter und rascher vor sich gehe und er lädt mich ein, ihn zu begleiten. Ich will nichts davon wissen, rühme meine Kochkunst, meine Meisterschaft in der Zubereitung guter Suppen und anderer Gerichte, meine Virtuosität im Tellerspülen. Pfann durchschaut mich, geht lachend in Begleitung Revels fort und läßt mich zum Faulenzen in der Hütte zurück. Aus Neugierde und Langeweile beginne ich im Hüttenbuch zu blättern. Unter dem Datum des 7. August 1911 lese ich: „Blodig, Joung, Jones mit dem Führer Knubel, von Courmayeur aus in sechs Stunden.“ Ich bringe in Gedanken diese Namen in Verbindung mit den im „Couloir“ aufgefundenen Spuren und es dämmert mir die Befürchtung auf, daß der Aufstieg auf den Monte Bianco über den Picco Luigi Amedeo bereits von anderen gemacht worden sei. Ich stoße ein paar Verwünschungen aus und gehe ins Freie, um mich beim Anblick „meines“ Berges von der eben gehaltenen unangenehmen Überraschung zu erholen. Das Wetter ist heiter, die Spitze, noch von der Sonne beschienen, scheint freundlich herabzulächeln. Aber es ist ein spöttisches Lächeln; ich glaube, sie macht sich lustig über diesen eingebildeten „Süccainer“ (so hießen damals die Studenten bei uns, welche sich dem Bergsport wid-

meten: S. U. C. A. I.) und möchte ihm einen Schabernak spielen, damit er einsehen lernt, daß sie noch kein Bissen für ihn ist.

10. August. — Um 3 Uhr 30 erheben wir uns aus den äußerst bequemen Betten, die zu längerer Ruhe geschaffen sind, bereiten unsere Schokolade und um 5 Uhr verlassen wir die Hütte. Der späten Stunde wegen müssen wir unsere Absicht, heute noch die Besteigung durchzuführen, aufgeben; aber wir ziehen trotzdem auf einen Erkundungsgang aus und wollen, wenn es uns der Steinschlag erlaubt, bis zum Colle Emilio Rey vordringen, um unsere Felswand näher betrachten zu können. Nach Querung des „Couloirs“, in dessen Mitte auch um diese frühe Stunde ein reißender Gießbach strömt, der uns einige Minuten Zeit kostet, erklettern wir die leichten Felsen der anderen Seite und steigen dann, uns über Geröll und Schneefelder schräg links haltend, auf den Gletscher hinunter. Auf den ersten Blick scheint seine Überschreitung schwierig zu sein: Die vielen Spalten ohne Schnee zeigen ein wenig einladendes Bild. Aber nach einigem Suchen finden wir einen Durchgang. Zwischen ziemlich gefährlich drohenden Türmen gelingt es uns unter Anwendung größter Vorsicht der Schwierigkeiten Herr zu werden und wir erreichen ohne Zwischenfall die unter dem Colle Emilio Rey gelegene Hochebene. Das von dort oben bis hierher herabreichende Couloir ist wirklich ehrfurchtgebietend; kilometerlang bei einer Neigung von 55°, den mit schwarzem Gestein überschütteten Boden von Lawinenrinnen durchfurcht und in einen breiten Bergschrund mündend, läßt es alle anderen Wünsche wach werden, nur nicht den, es zu durchsteigen. Aber Zweifel wären nur angebracht gewesen, wenn man die Rinne hätte umgehen können. Für uns gab es keinen anderen Weg!

Rechter Hand, gerade unter der Brouillardwand, überspannt eine bequeme und feste Schneebrücke den Bergschrund; aber sofort wird der Gedanke, sich ihrer zu bedienen, angesichts der fortwährend niedergehenden Lawinen aufgegeben. Hoffentlich ist nachts der Übergang weniger gefährlich! Da es nicht ratsam ist, um diese späte Stunde in das große Couloir einzusteigen, (es ist bereits 7 Uhr), beschließen wir die Rückkehr. Wir hinterlassen eine deutliche Spur zwischen den Séracs, um am nächsten Tage wertvolle Minuten zu sparen und um 9 Uhr sind wir bereits wieder in der Hütte.

Um 11 Uhr nachts rasselt der Wecker. In bester Laune stehen wir auf; der Vollmond leuchtet zauberhaft über den Bergen; wir fühlen uns in ausgezeichneter Form und sind voller Kletterlust.

Der 11. August wird ein großer Tag werden! Eiligst schütten wir die

Schokolade hinunter, räumen die Hütte auf und um 11 Uhr 50 schließt sich die Tür der gastlichen Behausung hinter uns. Durch Erfahrung klug geworden, legen wir sofort die Steigeisen an und diese Vorsichtsmaßnahme beschleunigt den Übergang über das erste Couloir. An den Felsen angelangt ziehen wir sie wieder aus und gelangen auf dem bereits erkundeten Weg um 1 Uhr 45 an den Ausgang des großen vom Colle Emilio Rey herabziehenden Kanals, der im Mondlicht noch schwindelerregender als bei Tage aussieht. Plötzlich ertönt gewaltiges Krachen und ungeheure Blöcke poltern in riesigen Sätzen das Couloir hinab; einige prallen gerade auf die Schneebrücke, die wir eben zu betreten im Begriff sind. Donnerwetter! Zuviel Ehre! Wir sind doch keine Monarchen, die mit Salven begrüßt sein wollen! Immerhin ist auch Pfann selbst der Meinung, daß wir anderswo einen Durchgang suchen müssen. Ich gebe meine Ansicht kund, daß es Wahnsinn sei, nach einer derartigen Warnung den Aufstieg überhaupt noch wagen zu wollen. Dies erregt Pfanns Zorn. Seine kurz und heftig vorgebrachten Argumente belehren mich bald eines Besseren und wir setzen den Aufstieg fort. Um einen Durchgang zu suchen wenden wir uns nach links unter die Wand des Picco Luigi Amedeo und finden schließlich eine Möglichkeit, die sich weniger schwierig erweist als es zunächst den Anschein hat; bald ist der Bergschrund überwunden. Der Schneehang ist in günstigem Zustand. Die gefrorene Unterlage gibt den Steigeisen vorzüglichen Halt und wir gewinnen rasch an Höhe.

Von der gegenüberliegenden Aiguille de Trélatête aus, deren Wand vollkommen senkrecht erscheint, tönt trotz der frühen Stunde wiederholt Lawinendonner und spornt uns zu größter Eile an. Auf halber Höhe des Couloirs zweigen wir links ab und überschreiten die durch Steine und Eis tief eingerissene mittlere Furche, die an einigen Stellen fast zwei Meter Tiefe erreicht. Wir glauben bereits in Sicherheit zu sein, als ein charakteristisches Surren an unser Ohr tönt; rasch schlagen wir die Pickel ein und indem wir uns so schmal wie möglich machen, schützen wir unsere Köpfe mit den Rucksäcken. Ein paar Steine pfeifen durch die Luft und verschwinden im Dunkel. Wir setzen unseren Weg fort und um 3 Uhr erreichen wir die Felsen unterhalb des Joches.

Nach einer halben Stunde sehr willkommener Rast klettern wir ohne Schwierigkeiten empor und gelangen um 4 Uhr auf den Colle Emilio Rey.

Um unseren Weiterweg besser studieren zu können und auch, um wenigstens eine Spitze bestiegen zu haben, falls der Picco Luigi Amedeo uns unverrichteter Dinge nach Hause schicken würde, beschließen wir, den in der Nähe liegenden Punkt 4053 des Mont Brouillard zu besteigen. Über

einen kurzen, unschwierigen Felskamm erreichen wir, uns fast stets auf der Fresnay-Seite haltend, um 5 Uhr die Spitze. Wir betrachten die Wand des Picco Luigi Amedeo und diese scheint uns zwei Möglichkeiten zu bieten: der eine Weg würde links auf der Seite des Monte Bianco-Gletschers über steile, zirka 50 Meter lange Platten zu einer kleinen Rinne führen, jenseits der wir uns hinter dem großen Gratturm befänden, den die steil gegen den Colle Emilio Rey abfallende Wand bildet; die Schwierigkeiten wären dort vielleicht überwunden. Auf dem zweiten Wege hingegen könnte man den Sattel hinter dem Gratturm erreichen, indem man das Couloir zur Rechten hinaufsteigt, das infolge seiner Tiefe (Fresnayseite) kaum zu überblicken ist. Es bietet sicherlich weniger Hindernisse als die Wand zur Linken, ist aber vielleicht gefährlicher. Auf die frühe Morgenstunde vertrauend entscheiden wir uns für den letzteren Weg. Befriedigt von unserer Forschungsreise und bereits vom Bewußtsein des sicheren Gelingens gehoben kehren wir auf das Joch zurück.

Zur größeren Sicherheit lassen wir die schweren Rucksäcke hier liegen, queren rechts zirka 30 Meter auf dem Schneehang und sehen uns das Couloir an; ein Aufstieg durch dasselbe scheint uns nicht unmöglich. Ich kehre zurück, um die Rucksäcke zu holen; wir wechseln das Seil mit einem längeren und beginnen mit Eifer diesen uns noch unbekannten Teil des Aufstieges. Das sehr steile, aber trotzdem unschwierige Couloir führt uns zu einer fast senkrechten sechs Meter hohen Platte, die gerade darnach aussieht, als ob sie uns nicht vorbeilassen wolle. Pfann ruft mir zu, das Seil zu sichern und beginnt den Aufstieg; aber er kehrt gleich zurück, um Rucksack und Pickel abzulegen. Nach einer Atempause wiederholt er seinen Versuch, klettert mit wunderbarer Sicherheit auf die Platte hinauf und überwindet so das Hindernis. Fortwährend steigend gelangen wir langsam nach links und hinter dem so lange ersehnten Gratturm erreichen wir die Kammhöhe. Wir verfolgen sie bis 7 Uhr 45. Aber nun wird der brennende Wunsch wach, uns endlich etwas Eßbares zu Gemüte zu führen. Während der Rast betrachten wir das Panorama, in dem die Aiguille Noire de Pétéret unsere Blicke anzieht; obwohl unser Standpunkt höher ist, verliert sie dennoch nicht an Reiz. Im Gegenteil, sie wirkt vielleicht noch stolzer und düsterer, weil man von unserem Platze erst erkennen kann, in welcher abschreckender Steilheit ihre furchtbare Nordost-Wand zur Tiefe stürzt.

Eine halbe Stunde später sind wir wieder unterwegs, queren ein Couloir, das zum Gletscherabbruch des Monte Bianco niederzieht und gelangen anfänglich durch die Wand, dann über die lockeren und gefährlichen

Felsen des Grates um 10 Uhr auf den Picco Luigi Amedeo. Wir drücken uns die Hände und unsere Augen leuchten vor Glück.

Umschau haltend bemerken wir zu unserem Verdrusse, daß der Monte Bianco immer noch weit entfernt ist und daß der Kamm, den wir entlang gehen müssen, uns scheinbar noch viel Zeit kosten wird. Daher tut Eile not! Immer wieder schweift unser Blick über die unsagbare Schönheit der majestätischen Bergrunde. Unsere Sehnsucht möchte die ganze Bläue des Himmels, das leuchtende Weiß der Gletscher, dies Meer von Licht und Schönheit mit ganzer Inbrunst in die Seele trinken. Aber die Zeit drängt. Schon nach einer halben Stunde brechen wir auf und verlassen diese Höhe, auf der wir so köstliche Augenblicke verträumt haben.

Es erscheint uns zu gefährlich, der Schärfe des Kammes zu folgen; deshalb steigen wir zirka 30 Meter auf der Brouillardseite ab und umgehen querend unter einigen Schwierigkeiten die drei Grattürme, welche den Picco Luigi Amedeo von der Wand des Monte Bianco von Courmayeur trennen. Die Felsen sind äußerst ungünstig geschichtet, bröckelig und nur geringen Halt bietend, und ich kann behaupten, daß wir nach einer Stunde das Vergnügen ihrer Bekanntschaft wirklich satt hatten. Wie unangenehm, so vorsichtig vorschreiten zu müssen und sich nie auf die Griffe und Vorsprünge verlassen zu können, ohne sie zuerst sorgsam erprobt zu haben. Gerade aufsteigend erreichen wir endlich die Lücke zwischen dem dritten Turm und der Schlußwand. Dieser Einschnitt weist besondere Merkmale auf: Als Ausgangspunkt sehr steiler Rinnen, die nach beiden Seiten zur Tiefe stürzen, sieht er wie eine Brücke aus. Tatsächlich hat sich, wohl infolge einer Erdrutschung ein Block zwischen die beiden Wände geklemmt und unter sich einen beträchtlichen Hohlraum gelassen.

Nun kommt für uns eine große Enttäuschung! Denn wir finden hier plötzlich Spuren im Schnee und müssen erkennen, daß eine Verspätung von drei Tagen uns des Vergnügens beraubt hat, als erste die Besteigung des Picco Luigi Amedeo direkt vom Colle Emilio Rey ausgeführt zu haben. Joung, Jones und Blodig mit dem Führer Knubel (es kann niemand anderer sein) haben uns diese Siegespalme entrissen. Mein Freund scheint etwas mißgestimmt, aber nur für einen Augenblick; mit einem heiter-resignierten: „Nun gut, dann werden wir eben die ersten sein, welche die Ersteigung führerlos unternehmen!“ setzt er seinen Weg fort.

Um 12 Uhr 45 finden wir auf der bereits beträchtlichen Höhe von 4700 Metern eine kleine Quelle. Der zum Monte Bianco von Courmayeur führende Schneeegrat ist wenige Schritte von uns entfernt. Die Furcht vor der Notwendigkeit eines Biwaks ist verschwunden; wir dürfen uns



Punta Margherita



Firnschneide des Brouillardgrates



Picco Luigi Amedeo und Montblanc de Courmayeur

den Luxus einer guten Limonade gestatten und nachdem wir uns eine halbe Stunde lang den Genüssen perfekter Sybariten hingegeben haben, laden wir wieder die Rucksäcke auf. Wenig später erreichen wir den Schneekamm. Die Schwierigkeiten sind nunmehr überwunden; man muß sich bloß noch vor den Wächtern in acht nehmen, die aber heuer nur in beschränkter Ausdehnung auftreten.

Um 3 Uhr 15 setzen wir unsern Fuß auf den Monte Bianco von Courmayeur. Bis 4 Uhr genießen wir den herrlichen Rundblick und freuen uns des Berges und seiner zauberhaften Schönheit; wir fühlen uns als Herren dieses Ortes, gerade, als ob der Gipfel unser Eigentum wäre. Denn zu so später Stunde entweicht kein Turistenhaufen die Reinheit und Einsamkeit dieser Gletscher mit Lärm und Geschrei.

Schließlich besteigen wir gemächlich die Gipfelcalotte des Monte Bianco und um 5 Uhr öffnen wir die Türe der damals noch vorhandenen, jetzt allerdings gänzlich im Eis versunkenen Schutzhütte. Soviel ich weiß, wurde sie seiner Zeit aus den Bruchstücken des früheren Observatoriums Jansen errichtet. Im Unterkunftsraum stoßen wir auf unerwarteten Luxus: Holz, Petroleum, Schlafsäcke, Decken, Felle und sogar Lebensmittel; und zwar alles in bester Ordnung und vollkommen trocken. Da wir außerdem völlig ungestört sind, beschließen wir diese seltene Gelegenheit auszunutzen und in der höchstgelegenen Cabaue Europas zu übernachten. Wir haben auf diese Weise auch Gelegenheit, Sonnenuntergang und Aufgang zu bewundern, Augenblicke reinsten und vollkommensten Höhenglückes.

Am Abend des 12. August kehrten Pfann und ich froh und zufrieden über den Dôme nach Courmayeur zurück. Wir waren glücklich über das Gelingen der schönen Tour. Aber wenn wir den Aufstieg als erste hätten durchführen können, wer weiß, ob wir uns dann nicht statt des Muskattellers sogar Schampus zur Siegesfeier geleistet hätten!

MEIN ALPNER LEHRMEISTER

Von Willi Welzenbach, München

Meine alpine Jugendzeit verlebte ich in den heimatlichen Bergen der nördlichen Kalkalpen. Durch zielstrebige Schulung hatte ich es rasch zu hohem Können im Fels gebracht. Selbständig hatte ich mich auch zum Winterbergsteiger in den Eisgebirgen der Ost- und Westalpen entwickelt, hatte als einer der ersten deutschen Bergsteiger nach dem Kriege Viertausender der Schweiz in größerer Zahl zur Winterszeit bestiegen. Doch der letzte Schritt in meiner Ausbildung zum Eisgänger war noch zu tun.

Es war mir jungem Bergsteiger deshalb eine große Freude und Ehre, als mich Hans Pfann im Sommer 1923 aufforderte, ihn auf seiner geplanten Westalpenfahrt zu begleiten. Konnte ich doch erwarten, mich unter seiner Anleitung rasch zum vollendeten Eisgänger zu entwickeln. Zu unserer Seilschaft gesellte sich in letzter Stunde noch Frau Eleonore Noll-Hasenclever, wohl die beste deutsche Bergsteigerin jener Zeit. Ich befand mich also in erlesener Gesellschaft und war stolz darauf.

Als erstes Feld unseres alpinen Wirkens wählten wir den nordöstlichen Teil der Montblanc-Gruppe. Hier sollte ich in die Technik schwieriger Eisfahrten eingeführt werden.

Von Praz de Fort waren wir zur Saleinaz-Hütte aufgestiegen. Unser Streben galt der Ostwand der Aiguille d'Argentiére, die sich beherrschend im Hintergrunde des Saleinaz-Gletschers erhebt. Von der Hütte aus konnten wir den Weg verfolgen, den wir gehen wollten. Ich muß gestehen, mir war damals etwas bänglich beim Anblick dieser Mauer.

Die Wand ist von trapezförmiger Gestalt. In der Mittellinie wird sie von einer Felsrippe durchzogen, die nach oben hin allmählich in der firnigen Gipfelwand untertaucht. Im unteren Teil bildet diese Rippe einen mächtigen Pfeilerabbruch, der unmittelbar im Saleinaz-Gletscher fußt. Wollten wir die Rippe und über sie den Gipfel gewinnen, so mußten wir den unteren Abbruch durch das rechts der Rippe eingelagerte lawinen- und steinschlagbestrichene Barbey-Couloir umgehen.

Unser erster Angriff auf die Wand wurde abgeschlagen. Blutrot stieg die Sonne empor, als wir am Einstieg standen. Ein grauer Wolkenschleier überzog das Firmament, da wir das Couloir Barbey hinanstiegen, heulender Sturmwind und jagendes Flockengewirbel umtobten uns, als wir in der Gipfelwand zum Rückzug gezwungen wurden.

Auf dieser Fahrt bewies Meister Pfann so recht den gewiegten, erfahrenen Westalpenmann. Mit jugendlichem Schwung hatte er die Wand angegangen, mit klarer Erkenntnis der Gefahr befahl er den Rückzug kurz unter dem lockenden Ziel, mit eiserner Ruhe führte er uns durch die Steiflanke wieder herab, durch welche die Steinschläge prasselten und die Lawinen tosten.

Tags darauf: Im kühnen Ansturm hatten wir die Wand gemeistert, hatten die Gipfelwächte durchschlagen und standen auf sonnenumspielter Höhe. Vor uns reckte sich eine Fels- und Eismauer, wie ich sie in meinem Leben noch nie geschaut hatte: die Nordostabstürze der Aig. Verte, der Droites und der Courtes, und dahinter wuchtete der schwarze Koloß der Grandes Jorasses, grüßte als weiß leuchtender Firndom der Montblanc. Mich ergriff die ungeheure Wucht und Wildheit dieser Bergformen und ich war Pfann dankbar, daß er mir solchen unvergeßlichen Anblick vermittelt hatte.

Über den Nordostgrat stiegen wir zum Saleinaz-Gletscher ab. Der oberste Teil dieses Grates baut sich als außerordentlich steiler Kamm auf, dessen beiderseitige Flanken im größtmöglichen Neigungswinkel zur Tiefe schiefen. Ein leichtes Gruseln überlief mich, während ich mich anschickte, spurentretend als erster den Grat hinabzusteigen. Bei diesem Gang vermißten wir unsere Steigeisen sehr, die wohlverwahrt in der Hütte ruhten. Wir hatten aus Gründen der Gewichtsersparnis auf dieses wertvolle Hilfsmittel verzichtet. So stapften wir denn mit größter Vorsicht längs der Firnschneide hinab, den Pickel bei jedem Schritt tief in den pulverigen Schnee stoßend. Was ich hier an trittsicherem Gehen gelernt habe, kam mir später noch oft zustatten.

Der Grat löste sich nach unten hin in eine Folge wilder Felstürme auf, deren Überkletterung viel Kraft und Zeit erfordert hätte. Wir entschlossen uns deshalb nach rechts in das Barbey-Couloir auszuweichen, um nicht kostbare Stunden im steilen Gefels zu verlieren.

Eine jähe Eishalde von etwa 150 m trennte uns vom Grunde des Couloirs. Meister Pfann hieß mich hangabwärts die Stufenleiter schlagen. Es freute mich, hier meine Fähigkeiten beweisen zu können. Mit wahren Feuereifer bearbeitete ich das Eis, so daß mir bald der Schweiß von der Stirne rann. Schon nach 1½ Stunden war die Wand überwunden und der Grund der Firnrinne erreicht. Für diese Arbeit habe ich ein Lob von meinen Begleitern geerntet.

Gemächlich stiegen wir durch das steile Couloir hinab, durch das wir

zwei Tage vorher in wilder Flucht gejagt waren. Goldiges Leuchten lag über den Gletschern, da wir der Saleinaz-Hütte zustrebten.

Als ich an jenem Abend im Scheine der sinkenden Sonne vor der Hütte saß und mit den Augen unseren Weg durch die gewaltige Ostwand der Aig. d'Argentière verfolgte, erfüllte mich das freudige Bewußtsein, meine Feuertäufe als Eisgänger bestanden zu haben.

* * *

Wenige Tage später gingen wir von Praz de Fort über den Petit Col Ferret zur italienischen Triolet-Hütte, um die Aiguille de Triolet zu besteigen. Die Hütte war halb verfallen, so daß unser Aufenthalt mehr einem Freilager, denn einer Unterkunft glich.

Die Besteigung der Aiguille de Triolet war ein abenteuerliches Unternehmen. Die große Trockenheit des Sommers 1923 hatte eine außergewöhnlich starke Zerklüftung der Gletscher bewirkt. So war der nordöstliche Seitenarm des Trioletgletschers, über den sich unser Aufstieg vollzog, seiner ganzen Breite nach von einem gewaltigen Schrund durchrissen, der die Besteigung beinahe vereitelt hätte.

Als es uns nach langwierigem Suchen endlich geglückt war, über eine Firnrampe in die Kluft abzustiegen, galt es an geeigneter Stelle über die jenseitige Wand empor zu klimmen. Herr Pfann betraute mich, den Felskletterer, mit der Lösung dieser Aufgabe. Es war mir damit erstmals Gelegenheit gegeben, mein klettertechnisches Können vom Fels ins Eis zu übertragen. Unter Aushauen von Griffen und Tritten und Einrammen von Eispickeln arbeitete ich mich an der Firnwand empor zu einer vorspringenden Eiskanzel, von der aus ich den oberen Spaltenrand gewinnen konnte. Ich war damals sehr stolz darauf, daß mir die Überwindung dieses ungewöhnlichen Hindernisses so gut gelang.

Der Gletscherarm läuft nach oben hin in eine eiserfüllte Steilrinne aus, durch die wir den Col de Triolet dicht südlich des Gipfelblocks erreichten. In die Couvercle-Seite ausbiegend, gewannen wir in schwieriger Kletterei über vereiste Felsen den Gipfel. —

Warmer Nachmittags-Sonnenschein lag schon auf den Bergesflanken, als wir wieder zum Triolet-Gletscher abstiegen. In der Steilrinne oberhalb des Bergschrundes waren die im Aufstieg geschlagenen Stufen durch die Sonnenbestrahlung ausgeschmolzen und nahezu unkenntlich geworden. Ich „schwindelte“ mich als Vorausgehender bei einer Querung, ohne die Stufen nachzubessern, über die Rinne hinweg, was mir eine energische Rüge

von Pfann eintrug. Er klärte mich dahin auf, daß der Bergsteiger nie eine Vorsichtsmaßnahme außer acht lassen und sich stets so bewegen solle, als ob er ungesichert und allein sei. Ich habe mir diese Lehre gemerkt; der konsequenten Befolgung dieses Grundsatzes glaube ich es zu verdanken, daß ich noch nie in meiner Bergsteigerlaufbahn einen Sturz getan habe.

Mühe los überwandten wir abseilend die Spaltenwand, deren Bewältigung uns im Aufstieg so große Schwierigkeiten bereitet hatte; in tollen Sprüngen jagten wir den steilen Gletscher hinab, dessen Begehung am Morgen uns manche Schweißperle verlieren ließ. Abend war es geworden, als wir die Hütte betraten.

* * *

Als Abschluß unserer Montblanc-Unternehmungen wollten wir noch dem Mont Dolent einen Besuch abstatten. Es ist ein komplizierter Weg, der von der Triolet-Hütte um den Südfuß der Monts Rouges de Triolet herum zum Glacier de Pré de Bar und zum Mont Dolent führt. Da wir diesen Weg in dunkler Nacht begehen wollten, galt es ihn am Vortag zu erkunden und durch Steinzeichen zu markieren. Pfann und ich übernahmen die Aufgabe der Wegmarkierung, während Frau Noll auf der Hütte zurückblieb, um für unser leibliches Wohl zu sorgen. In der kommenden Nacht gelang es uns dann erstaunlich gut, durch das unübersichtliche Gelände unter Querung zahlreicher Wasserrinnen und Felsrippen den Weg zu finden. Am frühen Morgen schon standen wir auf dem Gipfel des Mont Dolent und nahmen Abschied von den Bergen Hochsavoyens. Dann wandten wir uns talwärts anderen Zielen entgegen.

* * *

Der nächste Tag schon sah uns in Zermatt. Beim Abendkonzert im Hotel Mont Cervin entwickelte uns Pfann seinen Plan. Er schlug vor, das Matterhorn über den Zmuttgrat zu besteigen, den Abstieg über den italienischen Grat zu nehmen und anschließend den mächtigen Ostgrat der Dent d'Hérens zu begehen. Über den Westgrat dieses Berges und das Tiefenmattensjoch wollten wir die Aostahütte erreichen. Die italienische Matterhornhütte sollte uns hierbei als Zwischenstützpunkt dienen.

Ich war begeistert von dem Vorschlag. Auch Frau Noll war sofort einverstanden, galt ihr doch die Durchführung dieser Bergfahrt als lang erstrebtes Ziel.

Der Grat war bis zum Jahre 1923 in einzelnen Teilstücken schon öfters, im ganzen aber erst einmal und zwar im Jahre 1906 von dem bekannten Engländer V. J. E. Ryan und den Führern Gebr. Lochmatter mit Zwischenhiwak überklettert worden. Die Kombination Matterhorn-Dent d'Hérens war jedoch bis zum Jahre 1923 noch nicht durchgeführt worden. Eine lohnende Aufgabe harpte demnach der Lösung.

Der folgende Nachmittag sah uns auf dem Wege zum Schönbühl. Wenn man von Zermatt über Zmutt nach Schönbühl wandert, so wird das ganze Landschaftsbild zunächst beherrscht von dem himmelragenden Bau des Matterhorns. Sobald man sich aber der Klubhütte von Schönbühl nähert, ändert sich das Bild mit einem Schlage. Das Matterhorn verliert seine kühne Gestalt und wird zum breit ausladenden Felsbau. Dagegen drängt sich eine neue Berggestalt dem Blick auf: die Dent d'Hérens, deren vergletscherte Nordflanke einen geradezu einzigartigen Abschluß für das wilde Becken des Tiefenmattengletschers bildet.

Den Abend verbrachten wir vor der Klubhütte von Schönbühl und betrachteten angelegentlich unseren Grat. In zwei durch das wagrechte Stück des Tyndallgrates getrennten Steilabstürzen bricht der italienische Grat des Matterhorns vom Gipfel (4482 m) zur schmalen Einschartung des Col du Lion (3577 m) ab, der vom nahegelegenen Firnsattel des Col de Tournanche (3468 m) durch den runden Felskopf der Tête du Lion (3723 m) getrennt ist. Als langgezogene firnige Schneide schwingt sich der erste Abschnitt des Dent d'Hérens-Ostgrates vom Col de Tournanche zum Punkt 3710 empor. Dann baut sich der Grat von Steilstufe zu Steilstufe auf. Die beiden folgenden, nahe beisammenliegenden Türme, die Pointe Maquignaz (etwa 3780 m) und die Pointe Carrel (etwa 3810 m), sind nach den berühmten Führern des Val Tournanche benannt. Ihnen folgt die Pointe Blanche (3890 m) und nach einem weiteren Aufschwung die Schulter (4078 m), an der sich der Südgrat mit dem Ostgrat vereinigt. Ein letzter kühner Gratzacken baut sich vor dem Gipfel auf, eine kurze, flache Schneide folgt, dann erreicht der Kamm seinen Scheitelpunkt im Gipfel der Dent d'Hérens (4180 m).

Das war der Weg, den wir begehen wollten, die gewaltige Aufgabe, deren Lösung wir erstrebten.

Andern Morgens um 1 Uhr 30 brachen wir zur Besteigung des Zmuttgrates auf. Obwohl die Tour mir keine besonderen technischen Schwierigkeiten bereite, waren die Eindrücke dieser großartigen klassischen Fahrt für mich so überwältigend, daß mir noch heute alle Einzelheiten gegenwärtig sind: der nächtliche Marsch über den schuttbedeckten Zmuttglet-

scher, die Umgehung des untersten Gratabbruchs durch die brüchigen Felsen der Westflanke, der luftige Gang über den Eisgrat, die schwere Arbeit an den Zähnen und die prächtige Kletterei an der steilen Felskante, die unter dem Abbruch der Zmuttnase nach rechts zur Westwand emporführt.

Diese Kante endet an einer kleinen Platte dicht unter dem „Kopf“ des Matterhorns. Es folgte die Querung in die Westflanke und der Anstieg zur berühmten Galerie Carrel, über die man nach links querend den höchsten Teil des Zmuttgrates dicht oberhalb der überhangend abbrechenden Zmuttnase gewinnt. Über verschneiten Fels ward kurz nach Mittag der italienische Gipfel erreicht.

Bei vollkommener Windstille ließen wir uns im warmen Sonnenschein zu längerer Rast nieder und genossen im Gefühle sorglosen Glückes die Rundschau auf das prächtige Hochgebirgs Panorama, dessen Glanzstück der Riesendom des Montblanc war.

Mittags 2 Uhr machten wir uns an den Abstieg. Über schwindelige Abbrüche glitten wir an festen Seilen hinab zum wagrechten Stück des Tyndallgrates, turnten über dessen zersägten Kamm zum Pic Tyndall (4245 m), dem äußersten Eckpunkt vor dem großen Abbruch zum Col du Lion. Von hier ab führte der Weg größtenteils durch die Südflanke unter dem wilden Zackengrat des Hahnenkammes hinunter. Nach einigen Irrwegen in unübersichtlichem Geschröff erreichten wir nachmittags 5 Uhr das unterhalb des „Großen Turmes“ gelegene Rifugio Luigi Amedeo di Savoia (3830 m).

Hier ward uns eine recht bittere Überraschung zuteil. Gegen 40 Personen waren um die Hütte versammelt, welche nur für zwölf Gäste Raum bietet. Um dem Schieben und Drängen innerhalb und außerhalb der Hütte wenigstens bis zum Eintritt der Dunkelheit zu entgehen, zogen wir uns auf eine kleine Gratkanzel oberhalb der Hütte zurück und erwarteten hier den Abend. Vor uns türmte sich die formenschoöne Gestalt der Dent d'Hérens empor. Suchend glitt das Auge hinan über den langgestreckten Ostgrat zum Ziel der morgigen Fahrt.

Nachdem der Tag erstorben war, zwängten auch wir uns in die überfüllte Hütte. Auf einem kleinen Fleck des Fußbodens fanden wir dürftig Platz; in halb hockender Stellung erwarteten wir den Morgen.

Als die erste Matterhornpartie sich auf den Weg machte, mahnte Herr Pfann zum Aufbruch. Frau Noll fühlte sich jedoch nach der durchwachten Nacht in drangvoller Enge nicht imstande, die Fahrt zur Dent d'Hérens fortzusetzen. Pfann und ich beschlossen deshalb, zunächst den Weiterweg

um den Südfuß der Tête du Lion herum zum Col de Tournanche für die kommende Nacht zu erkunden. Frau Noll sollte unterdessen auf der inzwischen leer gewordenen Hütte verbleiben, und sich von der schlaflosen Nacht erholen.

Der Weg zum Col de Tournanche ward ohne Schwierigkeit ausfindig gemacht. Um den unfreiwilligen Ruhetag nicht ohne Gipfelerfolg verstreichen zu lassen, erstiegen wir beim Rückweg noch die Tête du Lion. Wir gliederten damit auch diesen Gipfel, der beim Übergang vom Col du Lion zum Col de Tournanche südseitig umgangen wird, in unsere Grattur ein.

Die Hütte war an diesem Tage wiederum das Ziel zahlreicher Matterhornpilger. Nach den Erfahrungen des Vortages wollten wir uns für die kommende Nacht unter allen Umständen ein erträgliches Nachtlager sichern. Wir zogen uns deshalb schon am frühen Abend auf die noch freien Lager zurück und wichen um keinen Preis mehr von der Stelle.

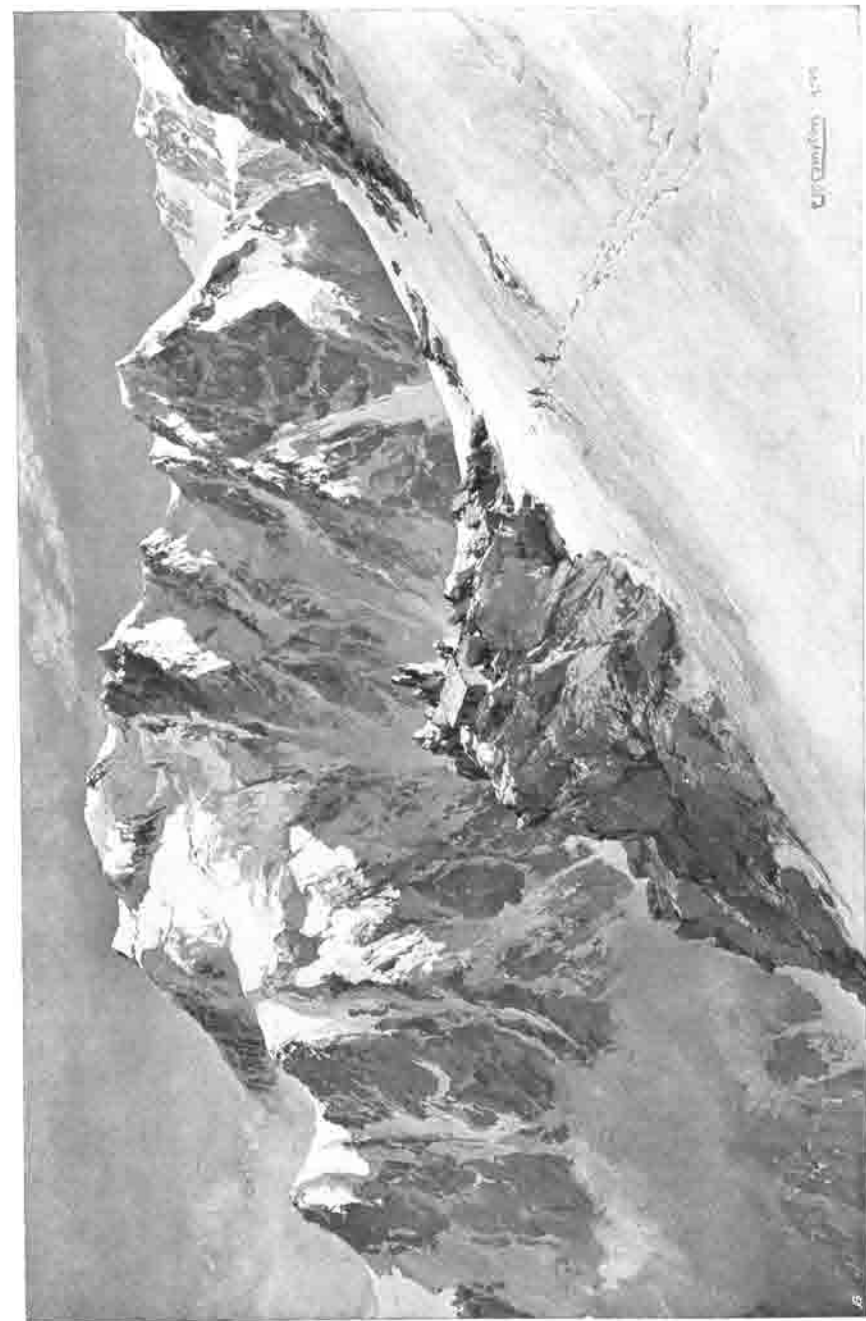
Nachts 1 Uhr 30 verließen wir unser Lager. Es war schwierig, das Gewirr der am Boden liegenden Menschenleiber zu überschreiten, um ins Freie zu gelangen. Erst vor der Hütte konnten wir uns marschfertig machen. Dann begannen wir in mondloser, dunkler Nacht den Abstieg zum Col du Lion.

Gegen 3 Uhr erreichten wir den Col. In den Felsen der Tête du Lion fanden wir einen guten Rastplatz. Hier kochten wir Tee und holten das versäumte Frühstück nach.

Um 3 Uhr 30 brachen wir zur Umgehung der Tête du Lion auf. Die am Vortag gelegten Steinmarkierungen leisteten uns beim nächtlichen Wegsuchen wertvolle Dienste. Als es zu tagen begann, standen wir auf dem flachen Firmsattel des Col de Tournanche.

Und nun begann einer der prächtigsten Gratwege, die ich je kennen lernte. Ein gleichmäßig geneigter Firnkamm brachte uns auf die erste Graterhebung (P. 3710), eine brüchige Felsschneide führte uns hinab in die folgende Scharte, aus der die Pointe Maquignaz mit gelber Wand emporsteigt. Nach luftiger Kletterarbeit in steilem Fels standen wir um 8 Uhr 45 auf diesem ersten benannten Gipfel des Grates.

Über ein schmales Schneeegräthen gelangten wir an den Fuß des Ostabsturzes der Pointe Carrel. Der unmittelbar in der Scharte fußende Abbruch ist unbezwingbar, ebenso die ostwärts anschließende Wandflucht. Wir sahen uns deshalb genötigt, in die in schaurigen Steilwänden zum Tiefenmattengletscher abfallende Nordflanke auszuweichen. Ein Riß, der sich nach einigen Seillängen zu einem Kamin erweitert, ermöglichte hier



Aiguilles de Trélatèle, Tête Carrée, Quintino Sella-Hütte



Biwakstimmung

den Weiterweg. Mein Klettererherz schlug höher beim Anblick dieses Risses. Nur allzu gerne hätte ich ihn als erster gemeistert. Pfann war jedoch nicht zu bewegen, den verantwortungsvollen Posten des Führers abzutreten. An Klemmböcken arbeitete er sich durch den vereisten Spalt empor. Dann folgte ich nach; während Pfann durch den sich zum Kamin erweiternden Riß weiterstieg, sicherte ich Frau Noll, die zu meinem Standplatz emporklomm. Plötzlich bekam ich einen gewaltigen Ruck. Das Seil dehnte sich und ächzte. Frau Noll war durch Ausbrechen eines angefrorenen Felsblocks, an dem sie sich hochziehen wollte, ohne ihr Verschulden gestürzt. Durch einen kräftigen Seilzug brachte ich sie zu meinem Stand herauf. Unten am Tiefenmattengletscher verhallte das Gepolter der abstürzenden Gesteinstrümmer.

Durch eine Kluft, die den Gipfelturm durchreißt, und über ein kurzes Gratstück gewannen wir nach wenigen Minuten den Scheitel der Pointe Carrel.

Schon am Morgen glaubten wir, Menschenstimmen gehört zu haben. Nun erblickten wir eine vierköpfige Seilschaft an einem kurzen Eishang zwischen der Pointe Blanche und der Schulter im Aufstieg über den Grat. Da wir bisher keine Fußspuren im Eis gefunden hatten, war uns zunächst die Herkunft dieser Partie vollkommen rätselhaft.

Abweisend zeigte sich die folgende Stufe zur Pointe Blanche. Wir überwandten sie links der Gratkante über die Steilwände, die in gewaltiger Flucht zum Chérillongletscher absinken.

Zwei weitere Steilaufschwünge sperrten noch den Weg zum Gipfel. Der erste erhebt sich aus der Scharte hinter der Pointe Blanche zur Schulter, an welcher der Südgrat der Dent d'Hérens an den Ostgrat anstößt, der zweite von der Schulter zum sogenannten Vorgipfel, einem kühnen Felszacken unmittelbar östlich des Hauptgipfels.

Um die Schulter zu gewinnen, stiegen wir rechts der Abbruchkante über Eis und steilen Fels empor. Hier fanden wir die ersten Spuren unserer Vorgänger im spröden Eis der Nordflanke dicht neben dem Grat. Die Kletterei im Fels war außerordentlich gefährlich. Mächtige, balkonartige Gebilde aus lose zusammengefrorenen Blöcken mußten behutsam überwunden werden.

Während des Aufstieges über die einzelnen Grattürme hatten wir mit steigendem Argwohn den Steilaufschwung des Vorgipfels gemustert, der unnahbar und drohend auf uns herabblickte. Nun, da wir auf der Schulter angelangt waren, lösten sich mit einem Schlag die Zweifel. In leichter Kletterei konnten wir die Felsen der Südflanke oberhalb des gegen die

Schulter heraufziehenden Tza-de-Tzan-Gletschers queren und dann wieder durch eine seichte Rinne zum Grat ansteigen, den wir in der Scharte hinter dem Vorgipfel erreichten. Eine kurze, blockige Schneide ward in siegesfreudigem Ansturm genommen, dann ließen wir uns nachmittags 4 Uhr am Gipfelsteinmann der Dent d'Hérens nieder.

Die Sonne schien noch warm vom wolkenlosen Himmel. Kein Lufthauch rührte sich. So konnten wir uns in voller Ruhe dem Schauen hingeben. Ungläubig blickten wir zurück auf den Weg, den wir gekommen waren, auf den Riesengrat der Dent d'Hérens, dessen zusammenhängende Überschreitung erst einmal, dessen vollständige Begehung an einem Tag aber noch keiner Partie vor uns gelungen war.

Über die Nordwestflanke und den Westgrat stiegen wir zum Tiefenmattenjoch (3593 m) ab. Von dort verfolgten wir in der Trasse unserer Vorgänger eine Firnrinne nach Süden hinunter zum Tza-de-Tzan-Gletscher. Bei einem Abseilmanöver im großen Eisbruch des Gletschers holten wir endlich die Viererpartie ein, die wir schon am Ostgrat der Dent d'Hérens gesehen hatten. Wie sich nun herausstellte, waren es italienische Führerlose, darunter der rühmlichst bekannte F. Ravelli. Auf Meister Pfannweisend, fragten uns die Italiener auf französisch: „Avez-vous un guide?“ „Non“, erklärte Frau Noll, „c'est Monsieur Pfann.“ Da war ihre Freude groß, den berühmten Herrn Pfann kennengelernt zu haben. Noch größer aber ward ihr Staunen, als wir ihnen berichteten, daß es uns gelungen war, die Dent d'Hérens in eintägiger Fahrt von der italienischen Matterhornhütte aus zu überschreiten. Die Italiener erzählten nun auch ihrerseits, daß sie am Vortag vom Chérillongletscher zur Scharte vor der Pointe Maquignaz heraufgestiegen waren. Hier hatten sie ein Freilager bezogen. Am gleichen Morgen, als wir die italienische Matterhornhütte verließen, waren sie von ihrem Biwak aufgebrochen und hatten vor uns das obere Gratstück begangen. Nun war es uns klar, daß wir im ersten firnigen Teil des Grates keine Spuren unserer Vorgänger gefunden hatten.

Gemeinsam begaben wir uns zur Aostahütte. Hier verabschiedeten sich die Italiener mit herzlichen Wünschen von uns und stiegen noch am Abend ins Valpelline hinab.

In der Aostahütte verbrachten wir die Nacht. Anderen Tags wanderten wir über den Col de Valpelline zurück nach Schönbühl. Die Luft war lau und föhnig, ein Wettersturz stand bevor. Am Col angelangt, erblickten wir eine glockige Wolkenhaube über dem Gipfel der Dent d'Hérens. Die ersten Windstöße des herannahenden Unwetters fegten über den Gletscher. Wir beschleunigten unser Tempo. Vom Stockje fuhren wir über steile Firn-

hänge hinab zum Dent Blanche-Gletscher. Im Laufschrift übersetzten wir die mächtigen Spalten im aperi Eise und stürmten die Moränenhänge zur Schönbühlhütte empor. Die Hüttentür flog auf, als der erste Schauer niederging.

In einer Regopause wanderten wir hinaus nach Zermatt.

* * *

Ein Jahr war verstrichen; auf schwierigsten Eisfahrten der Ostalpen hatte ich mein Können erprobt und mich zum selbständigen Eisgänger entwickelt. Dann wandte ich mich mit großen Zielen wieder den Walliser Bergen zu. Mit Freund Allwein traf ich Anfang August nach einer längeren Schlechtwetterperiode in Zermatt ein. Dort erfuhren wir, daß Pfann und Frau Noll am Vortage ausgezogen waren, um das Zermatter Breithorn (4171 m) über die Nordwand zu ersteigen.

Abend wurde es, da kam die Partie zurück. Nichts Gutes wußte Pfann zu berichten. Von einer mächtigen Lawine erzählte er, welche sie zur Umkehr veranlaßt hatte. Ein neuer, gemeinsamer Angriff wurde nun für den kommenden Tag angesetzt. Diese Fahrt sollte für mich gewissermaßen das Meisterstück im Eisgehen werden. Mit Lösung der gestellten Aufgabe fühlte ich mich allen großen Eisproblemen der Westalpen gewachsen. Es freute mich ganz besonders, daß ich diese Bewährung in Gesellschaft meines alten Lehrmeisters Hans Pfann beweisen konnte.

Am späten Nachmittag fuhren wir mit der Gorner Grat-Bahn zum Roten Boden, überquerten im letzten Dämmerchein des Abends die zerfurchte Oberfläche des Gorner Gletschers gegen die Nordflanke des Breithorns und bezogen in einem begrünten Moränentälchen des Triftje am Fuße der Wand unser Biwak.

Nach wenigen schönen Tagen kündeten sich an diesem Abend bereits wieder verdächtige Wetterboten an. Eine schwarze Wolkenmauer schob sich am hellen Abendhimmel empor, eine gewaltige Nebelfahne braute in der Ostflanke des Matterhorns. Als aber dann mit Einbruch der Nacht klarer Sternenhimmel sich über uns wölbte, verschwanden die Besorgnisse. In der Hoffnung, daß das Wetter sich doch wieder zum Bessern wenden möge, legten wir uns schlafen. Ich habe wenig Schlummer gefunden in dieser Nacht. Offenbar hatte ich noch zu wenig Übung im Einrichten von Freilagern, denn ich fror die ganze Nacht über erbärmlich und war herzlich froh, als es endlich Zeit zum Aufbruch wurde.

Sobald der Morgen graute, stiegen wir über die Moränenhänge des Triftje empor. Apere Eisfelder folgten und hierauf ein zerzackter Felsgrat, der

sich in halber Wandhöhe aus dem Massiv löst und nach Norden gegen den Gorner Gletscher abfällt. Hier gab es luftige und schneidige Kletterarbeit. Frei fiel der Blick hinab über senkrechte Wände auf den wild zerschrundeten Gletscher, der am Fuße der Nordflanke des Breithorns eingebettet liegt. Der Grat verliert sich mit zunehmender Höhe mehr und mehr in der Wand. Es folgten morsche Felspartien, steile Firnfelder, eine kleine Wächte, dann standen wir auf dem ersten in die Nordwand des Breithorns eingelassenen Firnplateau.

Über eine von mehreren breiten und dünn überbrückten Schründen unterbrochene Steilstufe gewannen wir die nächsthöhere Firnfläche. Tiefe Neuschneelage bereitete uns hier große Schwierigkeiten. Wir lösten uns redlich bei der anstrengenden Spurarbeit ab, an der sich auch Frau Noll tapfer beteiligte.

Zeitweise hielten wir zu kurzer Rast inne, blickten mißtrauisch zum Himmel empor. Der bereits am Vorabend geahnte Wetterumschlag trat nunmehr mit Windeseile ein. Das Matterhorn war schon geraume Zeit im Wolkengebräu verschwunden. In gewaltigen Wogen begannen die Nebel von Südwesten her über dem Gipfelkamm des Breithorns zu branden. Es fing an zu schneien.

Diese Wetterboten trieben uns zu höchster Eile an. Der Ausweg aus der Wand konnte nur über den Gipfel führen. Wir hatten schon eine zu große Höhe erreicht, als daß wir noch eine Umkehr hätten erwägen können.

Wir strebten dem Hintergrund der Mulde zu, aus der als sperrendes Bollwerk sich eine Séraczone erhebt. Dieser Sperrgürtel verändert von Jahr zu Jahr sein Gesicht. Während sich der Durchstieg zu manchen Zeiten ohne besondere Schwierigkeiten bewerkstelligen läßt, kann die Bewältigung in anderen Jahren viel Zeit und hohes technisches Können erfordern. Uns schien der Zustand dieser Mauer sehr ungünstig zu sein. Bei gutem Wetter hätte uns diese Tatsache wenig Kopfzerbrechen bereitet, nun aber bedrückte sie uns. Doch hier half kein Zaudern; die Lage erforderte ein rasches Handeln.

Ich war gerade zur Ablösung an die Spitze getreten, und führte während der folgenden Seillängen. So kam es, daß die Überwindung der großen Schwierigkeiten mir als erstem zufiel.

Ich stapfte über eine steile Firnlehne empor gegen einen mächtigen Schrund. Sachte schob ich mich über eine dünne Brücke, drückte mich links querend um eine vorspringende Eiskante, dann stand ich in der glasierten Wand. Stufe um Stufe hackte ich empor gegen einen seichten Eiskamin, welcher die folgende buchstäblich senkrechte Wandstufe durchzog.

Und nun folgte ein heikles Stück Arbeit. Klimmend, stemmend, spreizend galt es das Hindernis zu meistern. Der Kamin endete in einem kleinen Schärtchen, in dem ich kärglichen Stand fand. Darüber baute sich eine nahezu senkrechte Eiskante auf. Das Eis zeigte eine merkwürdige Beschaffenheit. Es war von faustgroßen Löchern durchsetzt, die ein Hochklettern wie auf einer Leiter ermöglichten. So bot sich ein ungemein luftiger und eindrucksvoller Weg, von einer Ausgesetztheit, wie ich sie im Eise niemals für möglich gehalten hätte. Mit zunehmender Höhe wurde die Kante immer glatter, so daß zuletzt Griffe und Tritte mit der Eisaxt gemeißelt werden mußten. Auf einem schmalen horizontalen Band fand ich endlich Stand; hier konnte ich meine Begleiter nachfolgen lassen.

Eine 15 m hohe Eiswand von etwa 55° Neigung mußte noch in mühsamer Hackarbeit überwunden werden, dann waren die Gletscherhänge der obersten Wandpartie erreicht. Und es schien auch höchste Zeit; denn mit wütenden Windböen fiel uns das Unwetter an. Dichter Nebel umhüllte uns.

Unserem Instinkte folgend, stiegen wir über die steilen Firnhänge empor. Wir kamen auch glücklich durch die letzten sperrenden Séracs und gewannen den Grat in einer kleinen Scharte. Ohne Aufenthalt erzwangen wir uns den Weiterweg zum Gipfel. Mit aller Kraft mußten wir uns gegen die Windrichtung stemmen, um nicht vom Grat herabgeblasen zu werden.

Als wir uns nach hartem Kampf am höchsten Punkt die Hände drückten, da glaubten wir das Schicksal gemeistert zu haben. Wir ahnten nicht, welche Schwierigkeiten unser noch warteten und wie tückisch sich der Abstieg über den gewöhnlichen Breithornweg im Nebel gestalten konnte.

Verhältnismäßig gut überwandene wir dank einer schwach erkenntlichen Spur die obersten Firnhänge. Bald aber verlor sich die Trasse; Brüche und Séracs versperrten uns den Weg, weite Schründe klafften, Eiswände bauten sich vor uns auf. Ins Riesenhafte verzerrt schienen im dichten Nebel alle Formen. Im Vertrauen auf die Spur hatten wir es versäumt, uns rechtzeitig mit Karte und Kompaß zu orientieren; nun war es zu spät.

In dieser kritischen Lage bewährte sich wieder Pfann's überlegene Ruhe. Er erklärte, das Herumirren im Nebel habe keinen Zweck, man müsse jetzt einmal rasten und tüchtig essen, dann würde sich alles Weitere schon finden. Im Grunde einer teilweise von Schnee aufgefüllten Kluft suchten wir Schutz. Und bald zeigte sich, daß Meister Pfann mit seinem Ratschlag recht behielt. Schon nach kurzer Rast lichteten sich die Schwaden ein wenig. Wir konnten feststellen, daß wir uns auf dem steilen Gletscherarm befanden, der zwischen Breithorn und Klein-Matterhorn nach Norden abfällt. Um den Breithornweg zu erreichen, mußten wir zum Sattel zwischen

den genannten Gipfeln zurücksteigen und das Klein-Matterhorn in einem weiten Bogen nach Süden umgehen. Nach einigem Suchen fanden wir denn auch die stark verwehte Trasse, die uns sicher hinab zum Theodulgletscher leitete.

Unter Sturm, Hagel und Regen gings im Eilschritt zur Gandeggütte und weiter nach Zermatt, wo bereits ein Festessen wartete, denn Frau Noll und Professor Pfann feierten am gleichen Tag Geburtstag.

* * *

Viele Jahre sind seither verstrichen. Es war mir nicht mehr vergönnt, mit Pfann in die Berge zu gehen. Verschiedenartige Interessen und Ziele führten uns auseinander. Aber stets habe ich in späteren Zeiten auf schweren und schwersten Pfaden meines Lehrmeisters gedacht, der mich einführte in die Schule großer Westalpenfahrten und mir den Weg wies für meine spätere alpine Laufbahn. Auch ich wurde wieder Führer für andere. Das große Verdienst Pfanns ist es aber, die durch die Nöte der Kriegs- und Nachkriegsjahre abgerissenen Fäden der Tradition neu geknüpft zu haben, die Brücke geschlagen zu haben zwischen der Schule der Vorkriegszeit und dem jungen Nachwuchs, der berufen ist, dem deutschen Bergsteigertum in der alpinen Welt zu altem Ansehen zu verhelfen.

HANS PFANN, EIN BEITRAG ZU SEINER CHARAKTERBILDUNG

Von Ernst Widmann, München

Meine Erlebnisse mit Pfann reichen auf das Jahr 1908 zurück, als er mich Siebzehnjährigen mit aufs Totenkirchl nahm. Seither habe ich manch schöne Fahrt mit ihm unternommen und es entwickelte sich eine Freundschaft zwischen uns, die es mir ermöglicht, ein Bild von ihm zu entwerfen, wie ich es aus eigenen Erlebnissen und persönlichem Verkehr mit Pfann selbst gewonnen habe.

Die Leistungen und Erfolge, die ein Mensch nach außen hin zu buchen hat, ergeben nicht immer ein richtiges Bild seiner Persönlichkeit, manchmal stehen sogar Charakter und Leistungen in unerfreulichem Gegensatz. Daher ist es für die Gesamtbetrachtung einer Persönlichkeit nicht unwichtig, aus dem Munde von Freunden darüber Aufschluß zu bekommen, wie der ganze Mensch in der Nähe gesehen aussieht. Es wird mir um so leichter fallen, hier einen Beitrag zu liefern, als bei Pfann Charakter und Leistung ein geschlossenes Ganzes bilden.

Pfanns Fähigkeiten zum Bergsteiger sind in folgendem Satz erfaßt: Pfann besitzt als Bergsteiger das, was man die absolute Eignung nennt. Was sich andere mit viel Willenskraft, Fleiß und Übung aneignen müssen, ist hier als selbstverständlich von Anfang an vorhanden. Die Fähigkeit liegt bei ihm im Blute; er führte seinen 60jährigen Vater, der noch nie einen Berg in der Nähe gesehen hatte, aufs Totenkirchl und es ging tadellos, wie er mir erzählte. Das war besonders für die damalige Zeit, als das Totenkirchl noch zu den schwereren Turen zählte, eine hervorragende Leistung. Aus derartig veranlagten Menschen werden Sportsleute großen Formats, gegen die Durchschnittsleistungen ohne Veranlagung nicht aufkommen. Zum Verständnis, wie Pfann schwere Aufgaben mit einer absoluten Selbstverständlichkeit anpackte und zwang, möchte ich anführen, was ich aus seinem eigenen Munde anläßlich der dritten Begehung der Fleischbank-Ostwand, die in diesem Werke näher geschildert ist, weiß. Die Ostwand war damals gefallen, eine Leistung, die eine neue Epoche in der Geschichte des Alpinismus einleitete. Die Gemüter waren in Aufruhr, scheinbar Unmögliches war gelöst, man glaubte, nur den allerbesten „Jüngsten“ könne diese Tat gelingen, auch bei diesen würde der geringste Zufall zur

Katastrophe führen. Da ging der 39jährige Pfann, den man in gewissen Kreisen schon zum alten Eisen zu zählen geneigt war, her und bewältigte mit seinem Gefährten die Wand als dritte Begehung überhaupt. Und interessant ist nun, wie er die Tur beurteilte: „Die Traverse ist riskant, aber wir haben früher im Eis oft viel mehr gewagt.“ Auf meine Frage, wie ihm der berühmte Schlußkamin vorgekommen sei, konnte ich aus der Antwort ersehen, daß er keinen besonderen Eindruck hinterlassen hatte. Es wird auffallen, daß Pfann mit keinem Wort von der Schwierigkeit und der doch außergewöhnlichen Ausgesetztheit dieser neuen Tur sprach, sondern nur einen nackten Bericht des Gefahrenmoments gab.

Ebenso bezeichnend ist Pfanns Einführung in seine alpine Laufbahn. Er ging damals, wie er mir erzählte, mit dem und jenem — Namen nannte er nicht. Es waren Leute von alpinem Ruf darunter. Pfann sah, daß die Leistungen seiner Gefährten keine übermenschlichen waren und sagte sich sofort, daß er, was sie vollbrachten, auch zwingen müsse. Kurze Zeit darauf begann er ziemlich unvermittelt mit seinen großen Schweizer Unternehmungen, die ihn zu einem Pionier des führerlosen Gehens im Eis gemacht haben.

Der zweite Zug, der mir für die Charakterisierung Pfanns als Bergsteiger wesentlich zu sein scheint, ist seine große Vorsicht, die in seiner außergewöhnlichen Erfahrung begründet ist. Er unterließ nie eine Vorsichtsmaßregel aus Leichtsinne oder Bequemlichkeit. Er riskierte nur, wenn damit etwas erreicht wurde und nie mehr, als er verantworten konnte. Er ging jeder Gefahr, die er erkannte, aus dem Wege, und seiner großen Erfahrung ist es zuzuschreiben, daß er die Gefahr spürte, wo andere nichts davon ahnten. Darum ist Pfann ein unschätzbarer alpiner Lehrmeister für jedermann. Er hat mich eindringlichst unterwiesen, zu erkennen, wo die Schneid aufhört und der Leichtsinne anfängt. Ich erinnere mich genau seiner wiederholten Mahnungen zur Vorsicht an harmlosen Stellen, allwo aber ein Sturz verhängnisvoll gewesen wäre. Dort, wo man nicht Obacht gibt, passiert am leichtesten etwas, sagte er immer wieder. Ebenso weiß ich noch gut, wie Pfann bei jener ersten Tur am Totenkirchl wegen eines drohenden Gewitters zum beschleunigten Abstieg drängte. Alle seine Dispositionen waren von Umsicht geleitet. Einmal standen wir bei unsicherem Wetter vor dem Teufelsgrat im Wetterstein. Pfanns Vorschlag wurde angenommen, er lautete: „Wir gehen so weit, bis eine so schwere Stelle kommt, die wir bei Vereisung nicht mehr machen möchten.“ (Es war Hochsommer, heiß, aber die Höhe überschritt 2300 m.)

In der Schweiz gingen wir oftmals zu zweien über den Gletscher. Wehe,

wenn da das Seil auch nur eine Hand breit durchhing. Pfann sagte: Wenn man zu zweien ist, darf keiner dazukommen, weiter als bis zur Hüfte einzubrechen, sonst bringt ihn der andere entweder gar nicht oder nur durch einen günstigen Zufall wieder heraus. Wir beobachteten diese Vorsichtsmaßnahme des Gehens am straffen Seil stets, auch wenn der Gletscher gefroren war.

Sehr empfindlich war Pfann, wenn ein Gefährte sich unvorsichtig oder leichtsinnig zeigte. Ich war in einem solchen Fall Zeuge einer Auseinandersetzung und wunderte mich über seinen scharfen Ton. Ließ man sich als Vorausgehender eine Unvorsichtigkeit oder Murkserei zuschulden kommen, durfte man sicher sein, abgelöst zu werden. Dabei gab es keine Widerrede; in punkto Sicherheit war Pfann unerbittlich.

Ich möchte hier einschaltend auch eine Gepflogenheit schildern, die, wie mir Pfann wiederholt versicherte, wesentlich zu seinen Erfolgen beigetragen hat. Bei großen Unternehmungen versuchte er noch in der Nacht möglichst weit gegen den Berg vorzudringen. Es wurde daher meist am Nachmittag vorher der erste Anstieg erkundet und dabei das Gelände beobachtet, wie weit man bei Nacht mit der Laterne gehen könne. Daraufhin wurde der Zeitpunkt des Aufbruchs so gewählt, daß man an der Stelle, an der man das Tageslicht zum Weitergehen benötigte, nicht allzulange auf das Morgengrauen warten mußte. Das ergab einen Vorsprung von Stunden und ein kräftebelastendes Freilager am Fuß des Berges konnte meist vermieden werden.

Und nun etwas von seiner ungewöhnlichen Willenskraft und Ausdauer, die in Energiebuckeln auf seiner Stirn geschrieben steht. Gar viele werden von dieser außerordentlichen Zähigkeit erzählen können. Ich erinnere mich an die Schilderung eines Freilagers ohne Mantel im Schneesturm auf ungeschütztem Gletscher. Ich glaube, es war an den „Les Droites“. Er erzählte das oft, es muß ihm einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen haben. Falsche Angaben von Führern über die Länge der Tur brachten die Partie in die mißliche Lage, während des Abstieges von der Nacht überrascht zu werden. Die Gummimäntel waren in der Hütte geblieben, ein Schneesturm kam hinzu. Pfann brachte den Willen auf, immer wieder aufzustehen und sich zu bewegen, obgleich dies schmerzhaft war. Er ließ die gleichgültige Stimmung, die Erfrieren bedeutet hätte, nicht aufkommen. Bezeichnend zugleich für die Umsicht, die Pfann auch in Situationen bewahrte, in denen andere unter dem Eindruck der Begebenheiten den Kopf verloren hätten, ist das Unglück am Weißhorn. Pfann blieb mit gebrochenem Oberschenkel allein liegen, trotzdem hatte er die Energie die Schuhe aus-

zuziehen, die Strümpfe zu wechseln und sich in alle erreichbaren Kleidungsstücke zu hüllen, um für die Nacht gegen ganze oder teilweise Erfrierung geschützt zu sein.

Es ist einleuchtend, daß ein Mensch mit solchem Willen auch auf der Tur über eine ungeheure Zähigkeit verfügt, von der ich aus eigener Erfahrung ein kleines Beispiel geben kann. Es war auf einer Gratüberschreitung vom Täschhorn zum Dom, die wegen der schlechten Beschaffenheit, in der sich der Berg über der 4000 m-Grenze zeigte, zu einer ernsteren Unternehmung wurde. Durch eine zusammenhängende Kette unvorhergesehener Schwierigkeiten und riskanter Stellen erforderte die Tur besonders große Ausdauer und hatte etwas Zermürendes, gerade weil man nichts Außergewöhnliches erwartet hatte. Ich war damals 30 Jahre alt und körperlich ziemlich auf der Höhe. Pfann feierte an dem Tag seinen 50. Geburtstag und ich muß ehrlich eingestehen, obgleich wir im Vorausgehen wechselten, war die vorwärtstreibende Kraft, als die Sache kritisch wurde, in erster Linie er, wie er auch die heikleren Stellen ohne weiteres als Erster nahm. Der Abend seines 50. Geburtstages gestaltete sich zum unfreiwilligen Freilager 2 m unter dem Domgipfel und wir kamen am andern Tag 12 Uhr mittags nach 36 Stunden auf die Domhütte. Es zeigt auch von unverwundlicher Gesundheit, daß Pfann in diesem Alter während der Tur den berühmten sogenannten amerikanischen Speck, eine Geschmacksmischung von Fett, Stearin und dergleichen, vertragen konnte.

Wenn es an sich schon ein Genuß ist, mit einem so fähigen, sicheren und erfahrenen Gefährten zu gehen, so sind Pfanns sonstige Eigenschaften als Fahrtgenosse in jeder Beziehung erfreulich. Und hier denke ich in erster Linie an eine Gewohnheit, die Pfann nicht hatte. Es gibt Leute, die auch dem Turengefährten gegenüber stets zeigen wollen, daß sie die Besseren sind, und die nur vorausgehen wollen. Sie geben auf jede Schwäche oder Indisposition des Andern genau acht und sorgen dann mehr oder weniger bewußt dafür, daß dies allgemein bekannt werde. Da dem Bergsteiger das absolute Kräftemessen von Mensch zu Mensch, welches bei andern Sportarten im klaren persönlichen Wettkampf ausgetragen wird, fehlt, so tritt an dessen Stelle nur allzuleicht eine alpine Eifersüchtelei in Wort und Schrift; davon bei Pfann keine Spur. Man fühlte sich mit ihm als Verbündeter einer gemeinsamen Aufgabe gegenüber und es müssen die Leistungen eines Bergsteigers schon in sehr ungünstigem Gegensatz zu seinem sonstigen Auftreten stehen, wenn sich Pfann veranlaßt sieht, eine kurze, sachliche Kritik zu üben.

Über die Einstellung Pfanns zum Sport und zu allgemeinen alpinen

Fragen möchte ich folgendes sagen: Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß es sportlicher Ehrgeiz ist, der Pfann zu seinen Unternehmungen getrieben hat, aber ein sportlicher Ehrgeiz in Form des unbestimmten inneren Triebes, der den Menschen leidenschaftlich treibt, die Natur zu meistern, wo sie ihm am unzugänglichsten ist, was wie eine Herausforderung der Natur erscheinen will. Diese aus innerem Drang geborene bergsteigerische Tätigkeit macht Freude und der Lohn ist viel mehr die Befriedigung über die gelungene Leistung, als vor anderen Menschen mit dieser Leistung prunken zu können. Ich glaube, damit der Einstellung Pfanns als Sportmann gerecht geworden zu sein. Er selbst hat sich darüber wohl nie Gedanken gemacht und wenn ich ihn gefragt hätte, warum er eigentlich diese Turen unternahme, hätte ich vielleicht die Antwort erhalten: „Frag' nicht so dumm, weils mich freut!“ Bei seiner sportlichen Einstellung hat Pfann sehr wohl Sinn für Natur auch dort, wo sie ihm keine Schwierigkeiten entgegenstellt und sein Interesse an Werken der bildenden Kunst ist wohl mit ein Grund, daß er sich für mich interessiert hat.

Aus seiner natürlichen Veranlagung ergibt sich seine Stellungnahme zu alpinen Fragen, wie sie zeitweilig die Gemüter zu bewegen pflegen, z. B. ob man mit oder ohne künstliche Hilfsmittel die Berge bezwingen dürfe und dergleichen mehr. Pfann vertritt den Standpunkt, daß jeder machen könne, was ihm beliebt, sofern nicht andere gefährdet und geschädigt würden. Ihm, dem Mann der Tat, liegt theoretischer Alpinismus überhaupt fern.

Interessant ist seine Beurteilung des Alleingängertums. Er selbst kann auf hervorragende Fahrten als Alleingänger zurückblicken. Als er aber einmal auf harmlosem Gelände das Unglück hatte, sich das Wadenbein zu brechen, kam er zu der Überzeugung, daß das Alleingehen in einsamen Gebieten unverantwortliche Gefahrenmomente in sich birgt. Allein einen nicht aperen Gletscher zu betreten, lehnt er absolut ab und als in irgend einem Aufsatz das hohe Lied des Alleingängertums und der siegreiche Kampf mit den Tücken des Gletschers in begeisterten Tönen gesungen wurde, gab Pfann ungefähr folgendes Urteil ab: „Wer allein auf einen Gletscher geht und den Dusek hat, immer irgendwo hineinzufallen, und von selbst wieder herauszukommen, braucht sich darauf nichts einzubilden. Unverantwortlich ist es aber, andere dadurch zu gleichem Tun zu veranlassen.“ Leistete sich ein Bekannter solche Alleingängerwagnisse, so sagte Pfann höchstens: „Der X. ist ein frecher Kerl, wenn er hineinfliegt, dann könne man kein Bedauern haben.“ Damit war der Fall erledigt.

Pfann ist im Urteil über andere nie mißgünstig und immer gerecht. Er

selbst zeigt sich bescheiden und lehnt es ab, seine Person ins Licht zu setzen. Er war darin im gesellschaftlichen Verkehr fast zu zurückhaltend. Ein Beispiel dafür ist bezeichnend:

Es war bei einem Fest der besten Münchner Gesellschaft und wir kamen beim Essen an einen Tisch zu sitzen, an dem zufällig junge Leute waren, die, selbst Freunde der Bergsteigerei, ihre Freude und Begeisterung rückhaltlos zeigten, so unvermutet den berühmten Pfann als Tischnachbar zu haben. Pfann sollte natürlich erzählen. Es ging nicht und ich wollte ihm drauhelfen: „Also, wie war es damals?“ Ein kurzes, für Pfann charakteristisches Auflachen, von der typischen Kopfbewegung von unten nach oben begleitet, folgte als Zeichen der Erinnerung an das Erlebnis. Schließlich kam nach weiteren Bitten etwa dieses: „Da gibts gar nicht viel zu erzählen, zuerst haben wir's da probiert, da ging's nicht, dann haben wir's da probiert, da ging's" — Aus. Recht viel mehr war nicht aus ihm herauszubringen. Es gab selten Ausnahmen, wenn das Ansuchen an ihn gestellt wurde, von seinen Erlebnissen zu erzählen. Ich erinnere mich aber, daß es ein Genuß war, ihm zuzuhören, als er einmal bei einem nächtlichen Aufstieg etwas mehr aus sich heraus ging. Würde er sonst nur annähernd so erzählt haben, so hätte er seine Hörer mitgerissen; aber es lag ihm nicht, vor Fernerstehenden von seinen Leistungen zu reden.

Das ist im wesentlichen das Bild, das sich in mir von Pfann gebildet hat. Ich möchte mit diesem Versuch, durch diese Zeilen ihn der Allgemeinheit näher gebracht zu haben, nur einen Teil meiner Dankesschuld abtragen.

SCHLUSSWORT

In den vorliegenden Blättern haben die Freunde von Hans Pfann mit der Schilderung seiner schönsten und eigenartigsten Bergfahrten, von ernsten und heiteren Erlebnissen, ein Bild des Mannes zu formen gesucht, der als einer der vielseitigsten und kühnsten Bergsteiger der letzten Jahrzehnte angesehen werden darf. Vieles ist unausgesprochen geblieben, über manch schneidigen und ereignisreichen Gang unter seinen über tausend bedeutenden Gipfelfahrten wäre zu erzählen gewesen. Wort und Bild zeigen die äußeren Umstände seiner Taten; zwischen den Zeilen verborgen aber ruht der Wesenskern eines deutschen Mannes, der bei aller Schlichtheit und Anspruchslosigkeit jede Möglichkeit zu außerordentlichen Leistungen in sich trägt und dessen Charaktereigenschaften seine Befähigung zum Vorbild und Führer unserer bergbegeisterten Jugend aufweisen.

Die Sektion Bayerland aber hält es als Herausgeberin für ihre Ehrenpflicht, Hans Pfann's Freunden und Verehrern, die sich in höchst uneigennütziger Weise um das Zustandekommen des vorliegenden Geschenkes verdient gemacht haben, Dank und Anerkennung auszusprechen. Vor allen Dingen den Begleitern, deren lebendige und anregende Darstellungen das Bild des großen Bergsteigers vor der Leserwelt erstehen ließen, sowie den Angehörigen der drei allzufrüh geschiedenen Seilgefährten, Studienrat Karl Herr, Apotheker Dr. Otto Pflaum und Universitäts-Professor Dr. Günter Freiherr von Saar für die Überlassung wohl früher erschienenener, aber im Rahmen des Buches unentbehrlicher Arbeiten.

Dank gebührt ferner unserem Paul Hübel, von dem überhaupt die Idee und die Anregung zu unserer Festgabe ausging. Mit unendlicher Mühe und Sorgfalt hat er sich den umfangreichen, einen hundertfältigen Schriftwechsel erfordernden Vorarbeiten vorneweg unterzogen. Ihm zur Seite fanden wir den Schriftleiter der Sektion, Julius Trumpp, der den Plan zu verwirklichen in vielseitiger Weise mithalf und die äußere Ausstattung, sowie die Auswahl der Bilder übernommen hatte.

Herrn Intendantzrat Hans Baumeister in Darmstadt (Alpenkränzchen Berggeist, München), dem die redaktionelle Sichtung und Bearbeitung oblag, sind wir ebenfalls zu ganz besonderer Danksagung für die lebenswürdige Unterstützung verpflichtet.

Wir waren bedacht, schaffende Künstler, deren Motive den Bergsteigerweg von Hans Pfann gekreuzt haben, in Erscheinung kommen zu lassen, so sind Adalbert Holzer-Pasing, Gustl Kröner-Traunstein, Rudolf Reschreiter-München und E. T. Compton † vertreten. Ihre Werke

werden als Buchschmuck dem geschriebenen Wort besonderen Ausdruck verleihen, namentlich aber auch das tiefempfundene und formvollendete Bildnis Pfanns von der Hand des Südtiroler Kunstmalers Oskar Wiedenhöfer, das als Leihgabe dem alpinen Museum in München überlassen werden soll.

Unerläßlich war es auch auf die reiche Lichtbildausbeute von Hans Pfann selbst zurückzugreifen; weiterhin konnten die Herren Franz Kröner und Berthold in München, Egger und Klopfenstein in Adelboden verschiedene Kunstwerke beisteuern.

Nicht minder herzlich soll allen übrigen Spendern und Gönnern der Dank der Sektion Bayerland geboten sein.

Alle Beteiligten aber werden den schönsten Lohn ihrer Mühewaltung nicht nur in der Ehrung Altmeister Pfanns, sondern auch in der Anteilnahme der bergfreudigen Leserwelt erblicken. Dieser möge das Buch neue Anregung zu alpiner Betätigung und Freude an den tausend unvergänglichen Wundern der Hochgebirgswelt bringen.

Zu guter Letzt wenden wir uns noch an die reife, deutsche Jugend! Ihr möge das Lebensbild eines verantwortungsbewußten Lehrers und langjährigen Erziehers, dessen eiserner Mannesmut und harte Pflichterfüllung Ansporn sein zu erkennen, was der Jugend überhaupt nottut, daß die Verantwortung für die Zukunft unseres Vaterlandes in ihre Hand gelegt ist.

ALPENVEREINSSEKTION BAYERLAND

Dr. Walter Hartmann

INHALT

Geleitwort von Intendantrat Hans Baumeister, Darmstadt	5
Hans Pfann, Der Mensch und Bergsteiger von Professor Dr. Hermann Uhde-Bernays, Starnberg	12
Vierzig Jahre Bergsteiger von Oberingenieur Dr. Otto Steigenberger, Berlin . .	20
Überschreitung des Ueschba von Universitätsprofessor Dr. phil. Ludwig Distel, München	38
Die Fleischbank-Ostwand im Wilden Kaiser von Dr. Walter Dittes, Elbing . . .	52
Grandes Jorasses (1. Begehung der Südwand, 1. Überschreitung) von Franz Joseph Gaßner Obermenzing-München	57
Eine Überschreitung des Zermatter-Breithorns von Privatdozent Dr. Dr. Georg Hasenkamp, Tübingen	66
Das Schreckhorn — Mein erster Viertausender von Studienrat Karl Herr † . .	74
Sommertage in Courmayeur 1909 von Major a. D. Dr. Hans Freiherr von Hertling, München	84
Erinnerungen an die Anden-Expedition 1928 von Alfred Horeschowsky, Wien . .	93
Totenkirchl — Pfannkamin. Auf den Spuren Meister Pfanns im Kaisergebirge von Paul Hübel, München	102
Von der Verte zum Pétéretgrat von Josef Ittlinger, München	110
Stunden mit Hans Pfann von Redakteur Ferdinand Keyfel, München	124
Bergerinnerungen aus dem Tian-Schan (1902) von Bergführer Franz Kostner, Corvara	139
Die Guglia di Brenta (Zweite Ersteigung, 16. Juli 1900) von Hochschulprofessor Dr. Ing. Hans Leberle, Weihenstephan	147
Unsere ersten Westalpenfahrten von Dr. Georg Leuchs, Arzt, München	157
Zmutt-Grat von Dr. W. Martin, Arzt in Berlin-Schlachtensee	169
Im Schneesturm an der Dent Blanche von Apotheker Dr. Fritz Pflaum † . . .	173
Vom Nadelgrat zum Dom — Monte Rosa-Ostwand von Universitätsprofessor Dr. Günter Freiherr von Saar †	187
Schi- und andere Fahrten von Oberstudienrat Hermann Trier, München . . .	206
Im Bereich des Monte Bianco (Punta Margherita — Aiguille de Trélatête — Monte Bianco über den Colle Emilio Rey — den Picco Luigi Amedeo und den Monte Bianco von Courmayeur) von Dr. Graf Ugo di Vallepiana, Mailand	217
Mein alpiner Lehrmeister von Stadtbaurat Dr. Ing. Willi Welzenbach, München .	230
Hans Pfann, ein Beitrag zu seiner Charakterbildung von Kunstmaler Ernst Widmann, München	243
Schlußwort von Rechtsanwalt Dr. Walter Hartmann, München	249

BILDER

Tafel	I: Hans Pfann. Ölgemälde von Oskar Wiedenhofer in München	5
„	II: Hans Pfann in früheren Jahren	12
„	III: Der Ushba von Nordwesten. Ölgemälde von Rudolf Reschreiter in München	13
„	IV: Fleischbank Ostwand—Totenkirchl mit Pfannkamin. Aufnahmen von G. Berthold in München	52
„	V: Grandes Jorasses von Süden. Federzeichnung von Gustl Kröner in Traunstein	53
„	VI: Zermatter Breithorn. Aufnahme von Franz Kröner in München	60
„	VII: Schreckhorn, Lauteraarhorn. Aufnahme von E. Egger in Adelboden. (Leihgabe des Bergverlages Rudolf Rother in München; aus Blodig Viertausender)	61
„	VIII: Pointe Pfann in der Montblanc-Südwestflanke, 3990 m. Aufnahme von Hans Pfann	84
„	IX: Illampu und Pico del Norte. Rundaufnahmen von Hans Pfann	85
„	X: Pétretgrat und Montblanc. Federzeichnung von Gustl Kröner in Traunstein	92
„	XI: Bodenseeüberfahrt (Pfann, Engelhardt †, Keyfel)	93
„	„ Auf dem Fleischbank-Gipfel (Pfann, Herr †). Aufnahmen von Hans Pfann	93
„	XII: Bayum-Kol-Talschluß mit Chan-Tengri — 7200 m. Aufnahme von Hans Pfann	148
„	XIII: Guglia di Brenta. Pinselzeichnung von Adalbert Holzer in Pasing	149
„	XIV: Aiguille Verte, Aiguille du Dra. Lichtbildner unbekannt. (Leihgabe des Bergverlages Rudolf Rother in München; D. A. Z., 20. Jahrg., Heft 4)	156
„	XV: Matterhorn mit Zmuttgrat. Aufnahme von G. Berthold in München	157
„	XVI: Dent Blanche. Federzeichnung von Gustl Kröner in Traunstein	180
„	XVII: Täschhorn, Dom, Nadelgrat. Aufnahme von A. Klopfenstein, Adelboden. (Leihgabe des Bergverlages Rudolf Rother in München; aus Blodig Viertausender)	181
„	XVIII: Monte Rosa-Ostwand. Aufnahme der Photoglob in Zürich. (Leihgabe des Bergverlages Rudolf Rother in München; aus Zsigmondy-Paulcke, Gefahren der Alpen)	188
„	XIX: Zermatter Weißhorn mit Biesgletscher. Fliegeraufnahme der Photo Ad Astra in Zürich	189
„	„ Blick aus der Monte Rosa-Ostwand. Aufnahme von Hans Pfann	189
„	XX: Punta Margherita. Aufnahme von Hans Pfann	228
„	XXI: Firnschneide des Brouillardgrates, Picco Luigi Amedeo und Montblanc de Courmayeur. Aufnahmen von Hans Pfann	229
„	XXII: Aiguilles de Trélatête, Tête Carée, Quintino Sella-Hütte. Ölgemälde von E. T. Compton †. (Leihgabe des Hauptausschusses des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, Autotypie von F. Bruckmann, A.-G. München; Zeitschrift 1909, Seite 156)	236
„	XXIII: Biwakstimmung. Radierung von Oskar Wiedenhofer in München	237

Für den Bucheinband hat Gustl Kröner in Traunstein die Vignette gezeichnet.

Den Entwurf und die Zeichnung zum Buchtitel fertigte Josef Mehlhart in München.

Gedruckt bei Dr. C. Wolf & Sohn, Universitätsbuchdruckerei

und Lithographische Kunstanstalt in München.

Prägeplatten von der Gravierkunstanstalt Rudolf Otto in München.

Druckstöcke — Leihgaben ausgenommen — von der Chemigraphischen

Kunstanstalt A. Gäßler & Co., G. m. b. H., in München.

Umschlag und Buchbinderarbeit von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei in München.

200 Exemplare der Gesamtauflage wurden mit fortlaufenden Nummern versehen

und von Hans Pfann handschriftlich unterzeichnet.